



<36607049520010

Europäische
Staats-Relationen

Von Nik. Vogt



Neunter Band
Erstes bis Drittes Stück

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1807

Historische Entwickelung
des
europäischen Völkerbundes.

Vorrede.

Durch die Völkerwanderung im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt ist Europa ein großer Völkerbund geworden, welcher durch den Geist von einerley Religion und Politik belebt wird. Seit dem Kaiserreiche Karls des Großen fochten seine Völker für ihre Unabhängigkeit gegen einander. Mehrere Verträge und Gesetze, besonders aber der westphälische Friede, beurkundeten ihre wechselseitigen Verhältnisse. In unsern Tagen hat sich ein neues Kaiserreich gebildet, dessen Vollendung aber erst noch erwartet werden muß. Einzelne Theile davon habe ich bereits schon angeführt, andere, verborgene oder künftige, angedeutet; aber noch konnte ich daraus, wenigstens urkundlich, kein Ganzes darstellen. Neue Kriege oder Friedensschlüsse verrückten mir immer die Gestalt wieder, welche ich so eben erhascht hatte, und noch ruhet dessen Bestand auf dem blinden Wurfe des Schicksals. Wir wollen daher, bis das neue System vollendet ist, einen Rückblick auf die Geschichte unsers Welttheils und seiner Völker werfen. Wir werden dadurch finden, was wir verlohren, was wir gewonnen haben. Die gegenwärtigen Begebenheiten lassen sich nicht besser würdigen, als wenn man sie mit den vergangenen vergleicht. Ich werde sowohl das Alte als Neue gehörig darstellen. Schmähschriften und Schmeichlerlob sind mir gleich verächtlich. Jener Bitterkeit und dieser Niederträchtigkeit haben von jeher mehr Schaden als Nutzen gestiftet.

Wir haben in unsern Zeiten große Ungerechtigkeiten und Verbrechen erlebt. Wir müssen also denjenigen

danken, welche wieder eine neue Ordnung zu gründen versuchen. Die Völker Europens haben lange genug gelitten, und keins, sey es mächtiger oder schwächer geworden, hat Ursache, das andere zu verachten. Die meisten sind germanischen Ursprungs, und alle glänzten ehemals als Edelsteine in der Krone des großen Völkerbundes. Wenn auch dieser Glanz zuweilen verdunkelt, zuweilen ausgelöscht wurde, so bleibt jedem doch das Andenken seiner ehemaligen Größe. So trete dann jedes mit Würde auf, und zeige, was es gethan habe für sich, für das Ganze, für die Menschheit; so wird es selbst seinem Ueberwinder ehrwürdig. Völker sind gekommen, Völker sind dahin gegangen: aber immer werden die mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt, welche groß gestanden, und groß gefallen sind.

Die Materien, welche hier vorkommen, sind reichhaltig, und werden vielleicht zwey ganze Bände dieser Staatsrelationen ausfüllen. Wenn sich indessen bis zu ihrer Vollendung Begebenheiten zutragen, welche besonders bemerkt zu werden verdienen; so werden sie im achten Bande erscheinen, damit die folgenden nicht unterbrochen werden.

Um ein Ganzes zu bilden, habe ich einige Wiederholungen meiner vorigen Schriften nöthig gefunden, sie haben aber gewiß hier ihre gehörige Stelle. Am Ende werde ich einen vollständigen Codex diplomaticus beyfügen, auf dessen Gesetze und Traktaten sich das neue System Europens gründet. Ueberhaupt wird man in den folgenden Heften alle große politisch-sittliche Systeme finden, welche je den Erdkreis umfaßt, glücklich oder unglücklich gemacht haben.

Erstes Buch.

Einleitung.

Im Laufe der Zeit erscheinen zuweilen große, alles durchgreifende Revolutionen, wovon die Geschichte einzelner Völker keine Beyspiele hat. Die Vorsehung scheint sie darum herbey zu führen, damit eine alte abgenutzte Welt zertrümmert, und eine neue kräftigere gebildet werde. Durch sie entspringen neue Sitten, neue Formen, neue Gesetze und Verfassungen, eine neue Religion und Selbstbildung. Die ganze Menschheit scheint wie der Phönix, ihren alten Körper selbst zu zerstören, um in verjüngter Kraft aus dessen Asche wieder hervorzugehen.

So eine Revolution war die große Völkerwanderung im vierten und fünften Jahrhundert nach Christi Geburt. Nationen, welche man zuvor als Barbaren verachtet oder gar nicht gekannt hatte, brachen wie ein reißender Strom aus ihren nordischen Wildnissen, und überschwemmten in zerstörender Rohheit die gebildeten Provinzen des römischen Reiches. Das Gefühl ihrer Kraft machte ihre Anfälle um so schrecklicher, je schwächern und öftern Widerstand sie fanden. Menschen, welche für nichts Sinn hatten, als was sie die einfältige Natur lieben oder verehren hieß, konnten weder durch die alte Würde der römischen Regierung, welche sie verachten lernten, noch durch die Pracht der Städte, deren Zwang sie haßten, noch durch die Schönheit der

Künste und Wissenschaften, welche sie nicht kannten, noch durch das Flehen der Ueberwundenen, die sie als Sklaven betrachteten, zurückgehalten werden. Legionen und Prätorien, Fasces und Gerichtsstühle, Tempel und Palläste, Bildsäulen und Gemälde, Städte und Gärten stürzten unter ihren Schlägen zusammen, und über den Trümmern einer verbildeten Welt sollten Gesträuche und Wildnisse wachsen, die jenen glichen, woher sie gekommen waren. Es vergieng kaum ein Jahrhundert, und nur einige Spuren alter Denkmäler verkündeten noch, daß da eine Griechen- und Römerwelt gestanden habe.

So wollte es die Vorsehung. Die schöne Kultur der alten Welt hatte ihr Ende erreicht. Ihr konnte weder die Philosophie der Porphyre und Plotine, noch die Staatskunst der Mark-Aurele und Juliane, noch die Strenge der Thrasea und Helvidius wieder aufhelfen. Sie war entnervt, verbildet, verpfuscht. Aus dem unbekannten Norden sollte ein reiner unvermischter Lebensquell entspringen, auf daß eine neue originelle und das Ganze durchdringende Menschenbildung die Welt erfrischen möge.

Erstes Kapitel.

Das römische Reich.

So lange in der alten Welt mehrere Staaten neben einander blüheten, und ein jeder in seiner Art groß und berühmt seyn wollte, war ein schönes und edles Leben auf der Erde. Da glänzten die Juden durch ihre Religion, die Griechen durch ihre Künste, die Karthager durch ihren Handel und die Römer durch ihre Gesetze und Kriegszucht. Alles, was wir noch Schönes, Großes und Vortreffliches aus der alten Welt übrig haben, kömmt aus diesen Zeiten. Sie waren die Epoche der höchsten Kultur der alten Geschichte. Nachdem aber Rom zuerst Italien erobert, dann Karthago zerstört, die Griechen getäuscht, und selbst bey den wilden Völkern keinen Widerstand mehr hatte, sank alles in eine schändliche Entnervung. Im Oriente zeigte sich eine ekelhafte Mischung von asiatischem Sultanism und macedonischer Härte; in Griechenland tröstete man sich mit den Resten alter Kunst und Freyheit; von Karthago's Handel und Größe war keine Spur mehr zu sehen, und in Italien geizte alles um das römische Bürgerrecht, was selbst kein Recht mehr war. Die ganze alte Welt schien Provinz einer Hauptstadt, und die Hauptstadt selbst der Spielball herrschsüchtiger Usurpatoren zu seyn.

Wie war es auch möglich, daß die Verfassung Rom's noch ferner wirksam seyn konnte, da fremde Nationen an seinen Wahlen und Gesetzen Theil nahmen, und seine Feldherren in entfernten Welttheilen den republikanischen Gehorsam vergessen hatten? Eine einzige Stadt hatte eine ganze Welt verschlungen, und die verschlungene Welt lößte ihre alten Formen auf. Die bür-

gerlichen Kriege mußten sich nothwendig einander folgen, wie die Häupter, welche sie angezettelt hatten. Sowohl das römische Volk als jenes der Provinzen war froh, wenn sich endlich Einer an die Spitze stellte, welcher wenigstens Ruhe gebieten konnte.

Da also der alte Geist entflohen, der Patriotismus erloschen oder nur noch bey Einzelnen merkbar, und von der Republik nichts mehr übrig war, als Namen und Formen, herrschte August ohne ferneren Widerspruch. Das Volk gewann er durch Schauspiele und Brod, die Armeen durch Geschenke, die Vornehmen durch Stellen und Einkünfte, die Provinzen durch Ordnung und Ruhe. Er ermunterte die Künste und Gelehrten, handhabte die Gerechtigkeit, das Reich schützte er durch Legionen und Vestungen, das Volk durch Gesetze. Im Innern herrschte Ruhe, im Aeußern Ansehen. Die Künste und der Wohlstand erreichten eine Höhe, welche man nicht in den Annalen der römischen Geschichte kennt. Wenn Ruhe und Frieden als die einzigen Beweise eines der Menschheit würdigen Zustandes gelten könnten, so wäre wohl die Regierung August's und einiger seiner spätern Nachfolger [1] die glücklichste Epoche der alten Geschichte gewesen. Allein ein Reich, was aus unterdrückten Völkern zusammengesetzt, und von dem verdorbensten der Welt regiert war, konnte nicht lange bestehen. Wenn auch unter seinen Cäsarn keine Tyrannen gewesen wären, mußte es durch sich selbst zu Grunde gehen. Denn obwohl Tacitus das Andenken einiger Imperatoren wegen ihrer künftigen Grausamkeit brandmarkt, so muß man doch bekennen, daß sie wenigstens im Anfange ihrer Regierung eine vortheilhafte Seite zeigten.

1 Vespasianus, Titus, Nerva, Trajanus, die Antonine.

Tiberius ließ sich, nach dem Zeugnisse dieses Geschichtschreibers, zum Volke herab, hielt strenge auf Gerechtigkeit und ihre Vollstreckung, gab scharfe Gesetze gegen den Luxus und die Ausschweifungen der Großen, und schien rechtschaffene Bürger um sich zu lieben. Er schlug, wie Tacitus wörtlich sagt, den Namen Vater des Vaterlandes, den ihm das Volk mehrmalen aufgedrungen hatte, aus; gab auch nicht zu, daß auf seine Aussprüche der Eid abgelegt wurde, obgleich der Senat dafür stimmte. „Kein Mensch, sagte er, könne wissen, was ihm begegnen würde; und jemehr ihm von dem Glücke zugewiesen würde, in desto größerer Gefahr wäre er.“ Aehnliche Aeußerungen finden wir auch bey Nero, Otho, Galba, und andern. Sie beweisen, daß diese Imperatoren die Absicht hatten, den Staat gut zu regieren; und es ist nicht zu vermuthen, daß sie aus eigener Laune so schnell von den Aeußerungen eines guten Regenten zu jenen der grausamsten Tyrannen übergegangen wären, wenn sie nicht der verdorbene Geist des Volkes dazu verleitet hätte. Wir wollen es versuchen, diese Behauptung mit den eigenen Worten des Tacitus darzuthun.

Schon bey der Thronerhebung des Tiberius, sagt der Geschichtschreiber, rannten die Senatoren, die Vornehmsten und die Adelichen gleichsam wetteifernd zu ihrem neuen Herrn; und je vornehmer einer war, desto mehr eilte er, und legte jede Miene in Falten, um nicht vergnügt über den Tod des alten Regenten, aber auch nicht mißvergnügt über den Antritt des neuen zu scheinen. Ein schändliches Gemisch vpn Thränen und Freudensbezeugungen, von Klagen, und Schmeichlerlob! Diese Zeiten waren so verderbt und so ekelhaft niederträchtig durch die Schmeicheleyen der Großen, daß nicht blos die

Ersten des Staates, sondern auch alle Konsularen, ein großer Theil der ehemaligen Prätoren, und viele von den gemeinen Senatoren miteinander wetteiferten, um nur die niederträchtigsten und übertriebensten Vorschläge zu thun. Es wird daher erzählt, Tiber habe, so oft er aus der Versammlung gieng, die griechischen Worte ausgerufen: „O ihr Elenden, die ihr zur Sklaverey gebohren seyd!“ So sehr ekelte auch denjenigen, welchen sie selbst zum Tyrannen gemacht hatten, die verächtliche Duldsamkeit dieser knechtischen Menschen an.

Den Senat kümmerte es wenig, daß die Freyheit im Innern zu Grunde gerichtet und der Name des römischen Volkes von außen geschändet wurde. Inneres und gleichsam häusliches Schrecken hatte sich seiner Gemüther bemächtigt, dessen Linderungsmittel man in Schmeicheleyen suchte. So vielerley Gegenstände der Berathschlagung auch vor ihm lagen, so enthielt doch seine Beschäftigung und Abstimmung größtentheils Beschlüsse über Ehrenbezeugungen und Vergötterung seiner Tyrannen.

Was aber die Zeiten noch verderblicher machte, fährt Tacitus fort, war, daß selbst die Ersten des Senats theils öffentlich, theils heimlich die niederträchtigsten Angebungen ausübten. Den C. Silanus, welcher Proconsul in Asien war, klagten Mamerkus Scaurus, ein Konsular, Junius Aho, ein Prätor, und Bruntedius Niger, ein Aedil an. Hispo fieng eine ganz neue Lebensart an, welche hernach das Elend der Zeiten und die Frechheit der Menschen berühmt gemacht hat. Er wußte sich erst durch verborgene Schriften der Grausamkeit des Fürsten gefällig, dann einem jeden vornehmen Manne gefährlich zu machen, wodurch er sich denn bey jenen Gewalt, bey Allen Haß erwarb, und ein Beyspiel gab, welches Mehrere

befolgten, und erst Andern, dann sich selbst den Untergang bereiteten.

Durch solche niederträchtige Angeber kam das Gesetz der beleidigten Majestät wieder in Gang, was zwar dem Namen nach schon die Alten hatten, aber andre Gegenstände vor Gericht zog: nämlich Schändungen der Majestät des römischen Volkes durch Verrätherey in den Armeen, durch Aufwiegelungen des Pöbels zum Aufstande, oder durch schlechtes Verhalten in den Staatsämtern. Es klagte nur Handlungen an; Reden giengen frey durch. Jetzt aber wurden bald die unschuldigsten Aeußerungen, Theilnahme an dem Schicksale seiner Freunde, ja Gedanken und Träume zu Verbrechen gemacht. Sonach galt kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr. Das Schändlichste wurde ungestraft gelassen, und Ehrlichkeit führte zum Untergange. Haß und Furcht verführten Sklaven gegen ihre Herren, Pflegkinder gegen ihre Vormünder, und wem's an Feinden fehlte, den stürzten seine Freunde. Adel, Reichthum und Ehrenstellen wurden als Verbrechen angesehen, und die Tugend war der sicherste Weg zum Elend. Selbst die Weiber wurden nicht einmal von dieser Gefahr ausgenommen; diejenigen, welche man nicht der Staatsverbrechen beschuldigen konnte, wurden wegen Thränen angeklagt. So ist eine alte Matrone Vitia, die Mutter des Fusius Geminus, hingerichtet worden, blos weil sie den Tod ihres Sohnes beweint hatte. Man kann es noch in den Geschichten lesen, daß Aurelius Rusticus und Herennius mit dem Tode bestraft wurde, weil jener den Pätus Thrasea, dieser den Priscus Helvidius gelobt hatte. Wir haben, sagt Tacitus, zu der Zeit ein großes Beyspiel der Geduld gegeben; denn wie unsere Väter den höchsten Grad der

Freyheit gesehen hatten, so wir die unterste Stufe der Sklaverey.

Auch selbst die Sitten wurden anfänglich mehr durch das Volk als die Imperatoren verdorben. Denn, sagt Tacitus weiter, man war zu der Zeit voll Furcht wegen des scharfen Verfahrens des Tiberius gegen den Luxus, da alle Gattungen der Verschwendung aufs höchste gestiegen waren. Zwar manche Arten des Aufwandes blieben verborgen, weil man die Kosten verhehlte; aber was Magen und Lüste verzehrten, ließ, weil alle Welt davon sprach, besorgen, daß der Regent scharfe Verfügungen treffen würde. C. Bibulus machte den Antrag, und die übrigen Aedilen traten seinen Klagen bey, daß kein Mensch mehr dem Haushaltungsmandat nachlebe; daß der widergesetzliche Viktualienpreiß täglich steige, und daß man durch gelinde Mittel nicht mehr Einhalt thun könne. Hierauf antwortete Tiberius: „Und was soll ich wohl zuerst untersagen, und auf alte Sitten zurückzubringen suchen? Den ungeheuern Umfang der Landhäuser, die Zahl und Nationalmannichfaltigkeit der Bedienten? die Menge Gold- und Silbergeschirres? die Seltenheiten in metallenen Gefäßen und Malereyen? die Vermengung männlichen und weiblichen Geschlechts in der Kleidung? oder den eigenen Putz der Damen, wodurch unser Geld für Steine zu auswärtigen und feindlichen Völkern verschleppt wird? Bey Gott! keiner denkt daran, daß Italien ausländischer Hülfe bedarf, und das Leben des römischen Volkes täglich von den Zufälligkeiten der See und den Stürmen abhängt. Wenn der Ueberfluß der Provinzen nicht den Herren, Dienern und Aeckern zu gut käme; wie würden da unsere Lustwälder und Landhäuser uns gegen Hungersnoth schützen können?“

Niemand ließ durch Adel, Alter oder veraltete Ehrenämter sich abhalten, die Künste der griechischen und lateinischen Gaukelspieler auszuüben, sogar bis auf unmännliche Gebärden und Töne. Selbst Damen vom ersten Range verfielen auf die häßlichsten Dinge. Man errichtete in einem Lustwalde, den August um die See hatte anlegen lassen, Versammlungsorte und Schauspielhäuser, wo alle Reizungen der Lüste feil waren. Seitdem stieg Schande und Ehrlosigkeit mit jedem Tage höher; und nie hat irgend eine Menschenrace die vorher schon verdorbenen Sitten so in Wollust versenkt, als eben diese.

Also war bey völliger Unbekümmerniß um das gemeine Beste das römische Reich von Innen und nach Außen zugleich in Gefahr. Die Vornehmsten des Senats waren schwache und durch langwierigen Frieden unthätige Alte, träg und der Kriege vergessen der Adel, unwissend im Dienste die Ritterschaft. Jemehr ein Jeder die Angst zu bergen und zu verstecken suchte, desto merkbarer sie ward. Es ist bekannt genug, daß es in der Armee Veteranen gab, die nie auf einem Posten gestanden, nie eine Wache gehalten hatten, welche Pallisaden und Gräben wie neue und ungewöhnliche Dinge angafften, und ohne Helm, ohne Panzer auf Putz und Gewerb erpicht, ihre Dienstjahre in Besatzungen zugebracht. Gegentheils gab es wiederum Leute, die aus lächerlicher Eitelkeit blendend schönes Gewehr, ausgezeichnete Pferde, manche auch übertriebene Zurüstungen zu Schmausereyen und Lockspielen der Lüste wie Kriegszubehör zusammenkauften.

Was aber den Zustand des römischen Reichs noch gefährlicher machte, war, daß, nachdem das Haus der Cäsarn entweder durch Schwelgerey oder das Schwerdt

der Feinde umgekommen war, die Soldaten allein den Thron vergaben. Ein-jeder also, welcher Fürst werden wollte, schmeichelte, unterhandelte, bestach, und ließ seinem Anhange unter den Legionen alle Freyheit und Ausgelassenheit zu. Die Soldaten fanden im öftern Wechsel der Regierungen Stoff zu Anordnungen, im Bürgerkriege Hoffnung zu Belohnungen. Sie wurden durch Glück oder Unglück gleich stark angereizt, sich ihren Fürsten vom Halse zu schaffen. Ausgelassen in Schwelgereyen, Schmäusen und nächtlichen Gelagen, folgten sie nur so lange ihrem Anführer, als er sie beschenken konnte; und wenn seine Mittel entschöpft waren, ermordeten sie selbst denjenigen, welchen sie auf den Thron gesetzt hatten.

Damit übrigens die schon entschöpften Schätze des Reichs zu den Verschenkungen hinreichen möchten, wurden Legionen und Hülfstruppen vermindert, und Rekrutirungen eingestellt. Auch wurde ohne Unterschied der Abschied angeboten. Dies war verderblich für die Republik und für den Soldaten empfindlich, weil jetzt ihrer Wenige die nämlichen Dienste thun mußten, und Gefahr und Arbeit öfter herumkam. Zudem wurden durch Schwelgereyen die Kräfte geschwächt, ganz gegen alle Kriegszucht und Sitten der Alten, bey denen die Republik mehr durch Tapferkeit als Geld bestand. Daher verkauften sich Centurionen und Soldaten an andre Nationen, so, daß das Römerheer, eine Schandthat, die nie erhört worden ist, zu fremden Fahnen schwur und den Tod und die Fesseln seiner Legaten zum Unterpfande machten.

Uebrigens wurden die Provinzen jetzt härter und grausamer als selbst im Kriege gemißhandelt. Die Soldaten lagen in den Städten und Kolonien herum,

raubten, plünderten und schändeten die Frauensleute mit Gewalt. Gierig und feil für Heiliges und Unheiliges, ließen sie weder göttliches noch menschliches Eigenthum ungekränkt. Ja es gab Leute, die als verkappte Soldaten selbst des Landes kundig, volle Felder und reiche Gutsbesitzer zu ihrer Beute, und jedem, der sich widersetzte, den Untergang bestimmten; indessen die Heerführer, von ihnen abhängig, nicht Muth hatten es zu hindern.

Die Hauptstadt blieb endlich selbst nicht von diesen Greueln frey, indem eine Parthey die andere bis zum Kapitol verfolgte, und die bürgerlichen Kriege meistens in ihren Ringmauern ausgefochten wurden. Die Sieger liefen bewaffnet durch die Stadt und verfolgten die Besiegten mit unversöhnlichem Hasse; die Straßen waren voll Leichen, die öffentlichen Plätze und Tempel voll Blut; jeder, welchen ihnen der Zufall entgegenbrachte, wurde ermordet. Als ihre Ausgelassenheit zugenommen hatte, fiengen sie an nachzusuchen und die Versteckten hervorzuziehen; und wenn sie einen, sey's unter den Soldaten oder dem Volke, mit einem ehrbaren Anzuge oder jugendlichem Gesichte sahen, den Kopf abzuschlagen. Die Wuth, welche in frischem Hasse durch Blut abgekühlt war, kehrte sich jetzt in Raubsucht um. Sie ließen nichts verborgen oder verschlossen, unter dem Vorwande: es seyen ihre Feinde dahinter versteckt. Dies gab Anlaß, die Häuser zu erbrechen, und, wenn man sich widersetzte, Ursache zum Morden. Auch fehlte es nicht an Bettlern und nichtswürdigen Sklaven, welche ihre reichen Herren verriethen. Sogar wurden einige von ihren Freunden angegeben. Ueberall hörte man Heulen, überall Klaggeschrey, und das Unglück einer geängstigten Stadt, so daß man sogar die verhaßte

Ausgelassenheit der Marianischen und Sullanischen Soldaten zurückwünschte.

Nach dem Zeugnisse der berühmtesten Geschichtschreiber hatten die Sieger so alle Ehrfurcht gegen Recht und Sittlichkeit außer Augen gesetzt, daß ein gemeiner Ritter sogar seinen Bruder erschlagen zu haben sich rühmte, und von den Anführern eine Belohnung dafür forderte. Allein weder erlaubten ihnen die Menschenrechte einen solchen Mord zu billigen, noch das Kriegsrecht, ihn zu bestrafen. Die Partheyhäupter waren ehender fähig, den bürgerlichen Krieg anzuzetteln, als die Ruhe wieder herzustellen; denn zu Aufruhr und Zwietracht hat auch der Boshafteste Geschicklichkeit, aber zum Friedenstiften gehört ein gutes Gemüth.

Das Volk war Zuschauer aller dieser Grausamkeiten, und munterte wie in einem Schauspiele bald diese, bald jene durch Beyfall und Händeklatschen zum Kampfe auf. Wenn ein Theil wankte, ließ es diejenigen, welche in Buden versteckt, oder in Häuser geflohen waren, herausschleppen und erwürgen, indessen der große Haufen sich der Beute bemeisterte. Denn da der Soldat blos mit Blut und Morden beschäftigt war, fiel die Plünderung dem Pöbel zu. Die ganze Stadt hatte damals ein wildes und abscheuliches Ansehen. Hier sah man Schlachten und Wunden, dort Bäder und Garküchen rauchen; Haufen erschlagener Leichen neben Huren und Hurenjägern; alle Wohllüste des üppigsten Friedens, alle Grausamkeiten des härtesten Krieges, so, daß man hätte glauben sollen, die nämliche Stadt wäre zu gleicher Zeit vor Vergnügen und Wuth rasend. Auch sonst hatten schon bewaffnete Heere in der Stadt gefochten. Zweymal ist L. Sulla, und einmal Cinna darin Sieger gewesen, und haben mit ähnlicher Grau-

samkeit gewüthet, aber nun wurde die unmenschliche Gleichgültigkeit und Wollust auch nicht einen Augenblick unterbrochen, als wenn diese Greuelscenen eine Erhöhung der Feyerlichkeiten dieser Tage wären. Man frohlockte und schwelgte, unbekümmert, welche Parthey siegte, und freuete sich über das allgemeine Elend.

Zweytes Kapitel.

Das Germanien.

Wenn man auf dieses Sittengemählde, was Tacitus in seinen Annalen schildert, jenes liest, was er uns in seinem Germanien hinterlassen hat; so glaubt man sich in eine ganz andere Welt versetzt, und man begreift um so leichter, warum die nordischen Völker das römische Reich übern Haufen werfen konnten.

Die Germanier, sagt dieser Geschichtschreiber, hatten große und starke Körper. Fest und muthig stunden sie im Krieg. Im Frieden scheueten sie Arbeit. Stürme und Kälte ertrugen sie standhaft, aber Durst und Hunger mit Ungeduld. Von Jugend auf zum Kampfe gebildet, liebten sie die Jagd, den Krieg und gewagtes Spiel. Thätig und unruhig war ihr Leben im Kampfe mit Menschen und Thieren; aber gut schmeckte ihnen Ruhe und der Schmauß, wenn sie müde nach Hause kamen. Den Weibern und Knechten überließen sie die Wirthschaft und die Kunkel; sie griffen nur nach dem Schwerdte und dem Wurfspieß.

Spät regte sich in ihrem kältern Blute die Liebe, aber treu und gut hiengen sie an ihren Weibern. Streng war bey ihnen die Ehe, und Keuschheit eine hochgeschätzte Tugend. Jeder begnügte sich mit Einem Weibe, hatte

einer auch mehr als Eine, so war dies mehr ein Zeichen des Adels und des Fürstenthums als der Geilheit. Nur die Männer brachten ein Heyrathsgut bey, nicht die Frauen. Die Eltern und Anverwandten waren beym Handstreich und Schätzen der Mitgift. Dieselbe bestund in einem Joch Ochsen, im Streitrosse und in Waffen. Darauf wurde die Braut heimgeführt. Diese Mitgift sollte dem Weibe nicht zum Spielwerke oder Putze, sondern zur Erinnerung ihrer häuslichen Pflichten dienen. Schon beym Handstreich wurde sie daran gemahnt, daß sie dem Manne im Krieg und Frieden, in Leid und Freude eine treue Gehülfin werde. Dies zeigte das Gespann Ochsen, dies zeigte das Kampfpferd und das Wappen. So sollte sie leben, so sollte sie sterben, und ihre Tugend auf Kindskinder fortpflanzen.

Man hielt auch die Verletzung der Ehe nicht für Galanterie und feine Welt; und sie glaubten ihr Haus und gemeines Wesen nicht besser bestellt, als wenn die Mädchen in Hoffnung eines Gatten mehr das Haus als den Buhlen liebten. Damals wirkten daher auch gute Sitten mehr, als jetzt gute Gesetze. War eine Frau im Ehebruche ertappt, so richtete und bestrafte der Mann selbst in seinem Hofe das Laster. Die Ehebrecherin wurde von ihm nackend mit abgeschnittenen Haaren und in Gegenwart der Verwandten durch den ganzen Gau gepeitscht. Da war keine Gnade mehr. Weder Schönheit, noch Reichthum, noch Adel konnte hier Schonung wirken.

Im Hause giengen sie fast nackend und ohngeputzt, und außer dem Hause diente ihnen allenfalls ein Thierfell oder ein Kittel mit einem Dorn auf der Brust geheftet zur Bekleidung. So wuchsen sie zu Helden heran. Jede Mutter stillte ihr Kind an ihrer eignen Brust; weder

eine Heb- noch Säugamme trat in dies heilige Geschäft der Natur. Das Kind wurde frühe zur Härte gewöhnt. Die Jünglinge hatten eine Art von Kampfspielen, wo sie sich in Waffen übten. Dieser Wettstreit lehrte sie die Kunst, die Kunst die Zierlichkeit.

Auf Trinkgelage und Schmäuse hielten sie viel. Milch, Wasser und Bier war fast ihr Trank; Käse, wildes Obst und Wildpret ihre Speise. Bey solchen Gastmählern wurde gespielt, gesungen und geschwätzt. Da gab es Streitigkeiten und Schlägereyen; aber auch Freundschafts- und Friedensstiftungen. Oefters berathschlagte man sich hier über das gemeine Wesen, weil man diese Schmäuse sowohl für wahre als große Gedanken bequem hielt. Sie überlegten auf diese Weise die Dinge zu einer Zeit, wo man andere, und beschlossen, wo man sich nicht betrügen kann.

Gastfreyheit galt viel bey ihnen, und jeder wurde leicht aufgenommen. Auch pflegte man einander Geschenke zu geben, doch ohne daß man so etwas anrechnete, oder damit verpflichten wollte.

Von Künsten und Wissenschaften wußten sie wenig, und folglich auch von Reichthum und Ueppigkeit. Kaum daß sie das Feld baueten. Die Weiber und Knechte bestellten das Hauswesen; die Männer jagten, kriegten und schmaußten.

Die Knechte konnte man nicht von den Herren unterscheiden. Sie dienten dem Hause wie Familienangehörige. Selten wurden sie mit Schlägen getrieben. Und streckte man auch zuweilen einen todt darnieder, so geschah dieses mehr im Ausbruche des Zornes als der Unterdrückung.

Die Höfe.

Die Verfassung der Germanier war auf die Freyheit der Familien gegründet, und das sollte in allen Staaten seyn: denn der Staat ist wegen den Familien, nicht die Familien wegen dem Staate da. Sie wohnten in keinen Städten und Dörfern beysammen, ja sie haßten sie wie Käfige. Jeder Hof war beynahe ein kleiner Staat, welcher sich von seinem Nachbar durch Zaun und Wehre schied. Jeder freye Mann war Herr und Priester in seinem Hause. In häuslichen Dingen richtete er (mit Zuthun der Verwandten) selbst seine Familie, ohne Jemand darüber Rechenschaft zu geben. Jedes Glied der Familie mußte Theil an Freund- und Feindschaft derselben nehmen. Die Kinder waren die natürlichen Erben. Es gab kein Testament. Waren keine Kinder da, so gieng die Erbschaft auf Brüder, Oheime, Ahnen. Keine Obrigkeit, und vielleicht nicht einmal eine gemeine Gottheit, erstreckte sich in eines Mannes Wehre [a].

Die Gauen.

Indessen thaten sich des Friedens wegen mehrere Familien zusammen, und bildeten um sich eine Marke: mehrere solcher Marken waren ein Gau, und das Ganze eine Art von Staat. Unerhebliche Gemeinsachen ließ man die Grauen und Fürsten schlichten; erhebliche entschieden Alle. Wenn nichts besonderes vorfiel, kam man zu gewissen Tagen, besonders bey Neulicht, zusammen. Die Gaudinge wurden gehalten unter freyem Himmel, um ihre Aufrichtigkeit zu bezeugen. Ein

a Mösers Osnabrückische Geschichte, 1. Theil.

Eichbaum oder Felsen war öfters das Mal [3] zum Zeichen des festen Wortes und der Bedingung. Beym Schmausen und Zechen, wo Herz und Mund offen sind, berathschlagten sie, nüchtern beschlossen sie. Es war selbst ein Gebrechen der Freyheit, daß keiner zur Versammlung gezwungen wurde. Sie kamen, wie sie wollten, erst nach zwey oder drey Tagen zusammen. Bald sprach ein Fürst, bald sprach ein Grauer, je nachdem ihm Alter und Würde Ansehen gab. Jeder konnte sagen, was er wollte, nur der Priester Stille gebieten. Waffengeklirr war Zeichen des Beyfalls und des Lobes. Waffen machten den Mann zur Versammlung mündig. Ein jeder Jüngling wurde daher, ehe er als Bürger öffentlich erscheinen konnte, entweder von einem Fürsten oder einem Verwandten bewaffnet zur Schau aufgetragen und von der Gemeinde geprüft; dann erst hatte er Sitz und Stimme. Zuvor war er nur ein Hausgenosse; jetzt wurde er auch ein Mark- und Gaugenosse.

Bey einem Gaudinge konnte man auch einen anklagen und auf Strafe antragen. Die Strafen waren nach dem Verbrechen genau angesetzt. Verräther und Ueberläufer wurden an den nächsten Baum aufgehenkt; Feige oder Schandbuben in einem Pfuhl oder Morast ersäuft. Diese Verschiedenheit der Strafe hatte ihren Grund in der Art der Brüchte. Staatsverbrecher wollte man auch öffentlich bestrafen, Schandthaten in Vergessenheit vergraben. Aber auch auf Privatverbrechen waren nach Maaßgabe ihrer Wichtigkeit die Strafen angesetzt. Jeder Verbrecher mußte dem beleidigten Theile zur Wehre stehen. Doch konnte man auch seine Brüchte durchs Wehr- oder Friedgeld lösen. Diese

3 Mallum.

Strafgelder bestunden in einer für jeden Fall genau bestimmten Anzahl von Vieh und andern Dingen von Werth, je nachdem man zuvor gemeinschaftlich übereingekommen war. Ein Theil der Strafgelder wurde dem Fürsten oder dem Gaue, ein Theil dem Beleidigten oder seinen Anverwandten ausgezahlt. Auf dem Gaudinge wählte man auch die Richter und Schöppen, welche über die Gaugenossen Recht und Frieden sprachen. Sie fällten eigentlich kein Urtheil, sondern wiesen nur auf vorher bestimmte Brüchte die Gesetze und das Friedgeld aus.

Das Allemannien.

Mehrere Gauen verbanden sich im Nothfalle, und errichteten eine größere Gesellschaft, ein Reich, ein Allemannien; dieses Allemannien war zur Landwehre ein Heermannien. Könige wurden hier gewählt aus den Adelichen, Herzoge aus den Helden. Die Könige hatten keine unumschränkte Gewalt, und die Herzoge nur Ansehen nach Maaßgabe ihrer Tugend und Tapferkeit. Uebrigens war Niemand erlaubt, irgend einen freyen Heermann zu schelten oder zu schlagen, oder in Stock zu legen, als den Priestern; und dieses zwar nicht als Strafe oder auf des Herzogs Befehl, sondern gleichsam auf Gottes Urtheil, den sie im Kriege gegenwärtig glaubten. Sie dienten alle unter der Fahne Gottes und der Freyheit, und, was ihren Muth besonders anfachte, sie fochten nicht in vermischten Haufen, sondern Bruder neben Bruder, Nachbar neben Nachbar, Hundrede neben Hundrede, Gau neben Gau. Im Rücken hörten sie ihre Weiber und Kinder schreyen (die heiligsten Pfänder und Richterinnen ihrer Tapferkeit). Verwundet kehrten sie zu ihren Müttern und Gattinnen,

welche die Wunden zählten und aussaugten. Hier hatten sie Atzung und sanfte Pflege.

Nebst diesem Kriege, welcher nur Landwehre zur Absicht hatte, gab es noch Fehden. Wenn ein Gau lange in Ruhe und Frieden lebte, thaten sich die muthigsten und tapfersten Jünglinge zusammen, und wählten sich einen Fürsten. Sie zogen zu fremden Völkern, und suchten Fehde. Diese unruhigen Jungen waren dem Frieden nicht hold. Im Kriege war mehr Ehre, und im Gefolge mehr Ansehen und Würde zu erfechten. Da hatten sie von ihren Fürsten Kriegspferde und Waffen, Fehdegeschenke und Lehen zu erwarten. Da wurde ihnen nach dem Treffen aufgetischt und die Beute verlooset. Feinde zu besiegen und Ehrenwunden zu holen, war ihnen lieber, als das Feld zu bauen, und langsam die Geschenke des Jahres abzuwarten. Auch schien es ihnen feig und faul, das durch Knechtsschweiß zu erbetteln, was man durch Wunden erfechten kann.

Diese Gefolge waren der erste Grundstein vom Adel und Lehenwesen; denn unter den Gefährten herrschte bald ein großer Wetteifer, wer dem Fürsten zunächst stund, und unter den Fürsten, wer die meisten und tapfersten Gefährten hatte. Es zeugte von Ehre und Kraft der Fürsten, beständig mit einem Gefolge auserlesener Jünglinge umgeben zu seyn. Dies war im Frieden ihre Pracht, im Kriege ihre Stärke. Ein tapferes und zahlreiches Gefolg machte den Fürsten nicht nur im Gaue, sondern auch bey den Nachbarn berühmt. Sie empfiengen darob Gesandtschaften und Geschenke von fremden Völkern, und ihr Name wurde geehrt. Kam es zum Treffen, so war es Schande dem Fürsten, an Tugend übertroffen zu werden; es war Schande dem Folger, seinem Fürsten an Tugend nicht zu gleichen.

Der wurde aber immer für einen schlechten Menschen gehalten, wer seinen Fürsten im Schlachtfelde verlassen hatte. Ihm gewärtig zu seyn, ihn zu schützen, ihm seine Thaten zuzuschreiben, war Eid und heilige Pflicht bey den Lehnsleuten. Die Fürsten fochten für den Sieg, die Leute für den Fürsten.

Hier gab es auch schon Rangordnung und Aufgeboth. Der Fürst konnte schon Adel und Gnade austheilen. Nach seinem Urtheil wurde der Lehensmann gewürdigt. Das Lehengeschenk verband den Gefährten gleichsam eidlich zur Gewärtigung. Würde und Gewalt erbte sich schon von Vater auf Sohn fort.

Das Band der germanischen Völker war die Religion. Sie hatte den Anstrich eines freyen und wilden Volkes. Sie glaubten, es sey unter der Würde und Majestät der Gottheit, wenn man sie in Häuser einsperren, oder durch irgend ein Bild vorstellen wollte. Von ihren Göttern kennen wir nur wenige dem ächten Namen und Begriffe nach. Die Römer, ihre Geschichtschreiber, suchten in Deutschland auch römische Götzen. Doch lassen sich einige errathen. So verehrten sie den Anfang aller Dinge (Tanfan) vorzüglich; der Kriegsgott Heermann (Irman) galt viel bey diesem tapfern Volke. In ihren alten Bardengesängen lobten sie den Teut (Thuisco) als ihren gemeinschaftlichen Vater, ein Kind der Erde (Hertha). Teut hatte einen Sohn, den Mann. Diesem gaben sie drey Söhne, wovon die Hauptvölkerschaften Deutschlands ihren Namen trugen.

Sie weiheten ihren Gottheiten schauerliche Hayne. Das Innere derselben war ihnen ein Heiligthum, was sie mit Ehrfurcht besuchten und mit Schauer anblickten. Die öffentlichen Gebete verrichtete der Priester, die

häuslichen der Hausvater. Ihre Opfer bestunden meistens in Vieh; doch glaubten sie, daß der Götter Zorn, wie der ihrige, auch mit Menschenblut müßte versöhnt werden. Ein Theil ihrer Priester wurde vom Opfern und Abschlachten Blutmänner, ein anderer vom Singen Barden (Skalden) genannt. Sie sangen dem Volke die Thaten der Götter und Helden vor, und ihr feyerliches Lied beseelte die Krieger zur Tapferkeit [4].

Sie glaubten auch an Wahrsagereyen und Zeichen. Wispelruthen, Vögelflug und Donner waren ihnen von künftiger Bedeutung. Besonders pflegten sie das Wiehern der heiligen Pferde zu beobachten. Nicht nur beym Volke, sondern auch bey Priestern und Fürsten wurden solche Mähren hochgeachtet. Denn sie hielten sich nur für Diener, die Mähren für Vertraute der Gottheit.

Vorzüglich schätzten sie die Deutungen der Weiber und sie ahndeten etwas Göttliches in dem feinern Geschlechte. Alraunen und Feen waren öfters ihre Rathgeberinnen und Wahrsagerinnen. Unter ihren weiblichen Gottheiten war noch die Erde (Hertha), die Freye (Venus) und die Sonne.

Freyheit schätzten sie als ihr höchstes Gut. In Wall-Halla bey ihren Vätern sitzen, und beym Götterschmauße sich ihrer Heldenthaten freuen, war ihre höchste Glückseligkeit. Im Alter erinnerten sie sich ihrer Fehden mit Freude, und vergnügten sich in den Thaten ihrer Söhne. Nichts feuerte ihren Muth mehr an, als Heldengesänge. Im Herzen und auf dem Munde ertönte von Vater zu Sohn das Lied des Krieges und der Minne.

Die Verstorbenen wurden spät bey ihnen vergessen; ja sie glaubten sogar, die Geister in Wolken und Licht-

4 Monumenta Wormii. Ossian.

strahlen zu sehen. Die Leiche wurde ohne vielen Prunk zur Erde getragen. Kostbare Denkmäler verachteten sie als einen, Lebendigen und Todten gleich lästigen, Schmuck. Leicht und geschwind giengen ihre Thränen, aber spät ihr Schmerz vorüber. Die Weiber mochten wohl um den Verstorbenen winseln, die Männer dachten an ihn.

Drittes Kapitel.

Kriege der Germanier mit den Römern.

So waren, nach Cäsar und Tacitus, die Sitten der Germanier, als sie mit den Römern in Krieg verwickelt wurden. Man kannte ihre Stärke zwar schon durch die Einfälle der Cimbrer und Teutonen. Allein damals traten noch der Zucht und Siege gewohnte Legionen und tapfere Feldherren gegen sie auf, und sie wurden wieder in ihre Wälder zurückgeschlagen. Das Innere von Deutschland blieb also bis auf Cäsars Eroberungen in Gallien den Römern gänzlich unbekannt.

Als dieser große Imperator seine Adler auch am Rhein fest gründen wollte, fand er schon einen großen germanischen Völkerverein jenseits dieses Flusses gegen ihn verbunden im Felde. Die rheinischen Gauen hatten einen muthigen und klugen Fürsten an ihrer Spitze. Ariovist, so hieß der König, führte seine Heermänner gegen die Legionen an. Lange wußte er die Römer durch Züge und Unterhandlungen aufzuhalten; doch endlich sollte die Sache durch den Degen in der Faust entschieden werden. Bey Byzanz kam es zu einer Schlacht; die römische Taktik siegte über die germanische Tapferkeit, der Völkerbund wurde, wenigstens auf der linken Rheinseite getrennt. Bald darauf gieng Cäsar,

unter den Römern der Erste, über den Rhein. Er kam, sah, und beschrieb unser Vaterland.

Nach diesen glücklichen Unternehmungen wurden die Römer erst recht mit den Deutschen bekannt. Die Triumphe und Kommentarien des großen Cäsars weckten den Ehrgeiz unternehmender Jünglinge. Feldherren und Schriftsteller eiferten wechselsweise, um diese Völker entweder zu besiegen oder zu beschreiben. Drusus, ein Stiefsohn Augusts, wollte das gegen Deutschland ausführen, was sein großer Ahnherr begonnen hatte. Nachdem ihn der Imperator als Feldherrn in Gallien hinterlassen hatte, gieng er über den Rhein, und drang tief in die Wälder Deutschlands ein. Er operirte hauptsächlich die Flüsse hinauf, weil die Römer im Lande noch keine Heerwege und Kundschaft hatten. Die Deutschen zogen sich zurück in ihre Wildnisse, und Drusus hatte das innere Germanien auch mehr gesehen als besiegt. Mehrmalen unternahm er solche Züge gegen den Harzwald zu, doch ohne große Fortschritte und Eroberungen gemacht zu haben.

Durch diese fruchtlosen Unternehmungen belehrt, suchte er sich zuerst des Rheins und anderer nahen Flüsse zu bemächtigen, um seinen Rücken zu decken, und legte an demselben über funfzig feste Plätze und Kastelle an, worunter Moguntiakum auf dem hohen Ufer und dem Maine gegenüber das vorzüglichste war. Es beherrschte rechts und links, vor- und rückwärts die ganze Gegend; von diesem Punkte aus konnte er leicht den Main hinauf vorrücken, und seine Züge auf eine oder die andere Seite lenken.

Der letzte und Hauptzug des Drusus gieng diesen Fluß hinauf. Er fiel von dieser Linie aus zuerst in das Land der Schwaben; sodann kehrte er links um, überfiel

die Hessen, durchzog das Land der Cherusker und drang endlich bis an die Elbe vor, wo er ein Siegeszeichen errichtete. Weiter kam dieser edelmüthige Jüngling nicht. Auf seinem Rückzuge stürzte er vom Pferde, und starb an einer Wunde, die er sich im Falle beygebracht hatte. In Maynz und Rom wurden ihm Denkmäler errichtet, Begängnisse und Leichenreden gehalten. Er und seine Familie erhielten den ehrenvollen Beynamen Germanicus.

Durch die Operationen des Drusus schien sich die Gestalt Deutschlands zu ändern, und der germanische Geist allmählig dem römischen zu weichen. Aus den Wäldern der alten Deutschen stiegen römische Villen und Palläste hervor; die frischen Quellen und Bäche wurden Stundenwegs lang auf prächtigen und hohen Bogenreihen in die Städte geleitet; die Abwege und Wüsteneyen durch feste und gerade Heerstraßen durchschnitten, und vom Rheine bis nach Rom gebahnt. Inseln und Länder verband man durch steinerne Brücken. Auf dem Rhein und andern Flüssen kreuzten römische Schiffe, und auf den Hügeln und Vesten prangten römische Adler und Siegeszeichen.

Das Land wurde wenigstens auf dem linken Rheinufer in römische Provinzen und Diöcesen abgetheilt, welche ordentlichen Hauptstädten und Prätoren unterworfen waren. Der freye Deutsche mußte sich richten und binden lassen. Zum Erstenmale hörte man von geschriebenen Gesetzen, sahe Fasces, und was zuvor nur der Priester im Namen Gottes wagen durfte, that jetzt ein Liktor auf Befehl des Prätors. Der aufgebothene Heermann wurde unter die Legionen versteckt, und mußte als Werkzeug der Herrschsucht oder Verräther seiner Landsleute dienen, und da wo zuvor die unbegreifliche Gottheit unter seinem Himmel oder im

heiligen Haine verehrt wurde, stunden jetzt römische Tempel und Altäre, oder versteckten sich heimlich christliche Kirchen. Man sahe keine germanische Kampfspiele mehr, sondern römische Dekursionen. Man härtete sich nicht mehr in den frischen Fluthen des Rheins, sondern schwamm in warmen üppigen Bädern, und statt der Bardengesänge ertönten Virgilische Epopeen oder Ovidische Liebeslieder.

Den Legionen und Veteranen wurden jetzt deutsche Länder angewiesen, welche sie mit fremden Früchten bepflanzten, und als ihr Erbe und Eigenthum baueten. Sie ließen sich darauf häuslich nieder, vermischten sich mit deutschen Weibern, und errichteten unter sich Heyrath und Municipalitäten; die Deutschen selbst nahmen bald römische Sitten und Namen an. Sie erlernten fremde Künste, Wissenschaften, Ueppigkeiten und Gebräuche, wovon sie zuvor weder die Gegenstände noch Worte kannten. Ein neuer Geist schien Deutschland überwältigen zu wollen.

Drusus hatte durch seine Unternehmungen den Römern den Weg gezeigt, auf dem sie Deutschland erobern müßten; und sie folgten ihm. Sein Sohn Germanikus bezwang auf diesem Wege die Herusker, und rächte die den Römern zugefügte Unbild bey der Niederlage des Varus. Er stellte ihre Herrschaft und Festungen wieder her. Auf ihn bestrafte der Legat Pomponius die Hessen, welche über den Rhein gegangen waren und die Gegenden um Maynz verwüstet hatten. Ihm folgten Trajan, Alexander Severus, Probus und Julianus, und waren darauf allezeit glücklich und siegreich.

Indessen konnten alle diese glänzenden Unternehmungen der Römer doch nie ihre Herrschaft in

Deutschland fest gründen; fieng sie doch selbst in Rom an zu wanken. Die weichlichen der Unterordnung und des Vaterlandes entwöhnten Legionen konnten den herzhaften, von Freyheitsliebe beseelten Heermännern nicht widerstehen; und wenn auch zuweilen ein großer und tapferer Imperator sie zu neuen Siegen führte, so folgte bald wieder auf ihn ein Schwelger und Usurpator, welcher die Regierung schändete. Die Römer wollten sodann die Deutschen selbst zu Werkzeugen ihrer Absichten machen, aber diese lernten von ihnen die Kunst zu erobern und zu herrschen. Die ganze Geschichte dieses Zeitraumes ist ein anhaltender Wechsel und Kampf zwischen Römern, welche durch List, und Germaniern, welche durch Tapferkeit siegen wollten.

Kaum war Drusus todt, so thaten sich mehrere Völker Germaniens zusammen, und bedienten sich der List, welche sie den Römern abgelernt hatten. Sie lockten nämlich den Feldherrn der Letztern, Quintilius Varus, in die teutoburgischen Gebirge und Wälder, schnitten ihn von seinen Festungen ab, fielen von allen Seiten auf seine Heerhaufen ein, und brachten ihm eine so vollkommene Niederlage bey, daß August bey der Nachricht davon seinen Kopf an die Wände stieß und ausrief: Quintilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder. Germanikus wußte zwar das Unglück und die Schande dieser verlohrnen Schlacht durch seine Siege wieder auszutilgen; allein gleich nach seiner Abreise bildete sich ein neuer Bund unter den Deutschen, der den Römern um so gefährlicher war, weil selbst ihre Legionen mit hineingezogen wurden.

Civilis, ein edler Batavver, welcher Namen und Künste der Römer angenommen hatte, um sie desto leichter zu hintergehen, reitzte alle Völker dieß- und

jenseits des Rheins gegen sie auf. Er wußte seinen Ehrgeitz unter schwärmerischer Vaterlandsliebe zu verbergen, und verband mit der Schlauheit eines Römers den festen Muth und die Entschlossenheit eines Deutschen. Auch Gallier und Römer lockte er zu seinem Bündnisse. Zugleich bediente er sich noch anderer Mittel, um seine Gefährten im Feuer zu halten. Er besaß, wie Tacitus es anführt, eine hinreißende Beredtsamkeit, und zog die Götter mit in sein Spiel. Eine gewisse Velleda, die wegen ihren Wahrsagereyen im ganzen Lande im Rufe der Heiligkeit stund, begeisterte den Bund, indem sie vorhersagte: Die Deutschen würden siegen. Alles griff zu den Waffen, die Römer wurden in allen Gauen geschlagen oder ermordet, und Deutschland schien seine alte Freyheit zu behaupten.

Unter Civilis kämpfte Tutor, ein gebohrner Trierer, und eben so fürchterlicher Römerfeind als sein Anführer. Er zog im Lande umher, warb für den rheinischen Bund, nahm Mäynz in Besitz und erschlug die vornehmsten römischen Offiziere, die hier in Besazzung lagen.

Diese Fortschritte des rheinischen Heermanieus machten zu großes Aufsehen, als daß man nicht geschwind zu helfen gesucht hätte. Man schickte den Mucianus, Sextilis, und endlich den Cerealis mit neuen Legionen ab. Diese Feldherren waren auch so glücklich die Deutschen zu schlagen; allein ihr Bund wurde nicht gesprengt. Der Krieg endigte sich, wie man aus den Bruchstücken des Tacitus schliessen kann, mit einem ehrbaren Vergleiche.

Die Niederlage des Varus, und der Friede des Civilis, lehrten die Deutschen ihre Stärke gegen die Römer kennen. Ueberwunden wurden sie meistens, wenn

sie einzeln fochten, aber fürchterlich waren sie in einem großen Bunde. Es entstanden auf diese Vorfälle sogleich drey große und mächtige Bündnisse unter den Deutschen, eins am Oberrhein (das Allemanien), eins am Unterrhein (das Frankenreich), und eins an der Donau (das Markomanien).

Die Franken, vermuthlich, wie Möser zeigt, durch den Civilis aufgereizt, kündeten schon durch ihren Namen an, daß sie frank und frey seyn wollten. Die Allemanier und Markmänner gaben den Römern nicht undeutlich zu verstehen, daß sie alle für Einen Mann stehen wollten. Die tapfern und großen Imperatoren Probus, Marcus Aurelius und Julianus, hatten schon einen harten Stand zwischen denselben, und späterhin droheten sie selbst das römische Reich umzuwerfen. Wir finden jetzt in der Geschichte nicht mehr die einzelnen kleinen Völkchen, deren Namen uns Tacitus bemerkt hat. Große fürchterliche Völkermassen stürzen sich, wie durch mehrere Wassergüsse aufgeschwellte Ströme über die Provinzen des römischen Reichs her, und überschwemmen Länder und Leute.

Viertes Kapitel.

Die Völkerwanderung.

Rom hatte alle Völker des Alterthums verschlungen, und ihre Könige an die Triumphwagen seiner Bürger gekettet; mit ihm giengen sie also auch zu Grunde. So groß, so hoch es über alle Welt aufgethürmt stand, so fürchterlich war sein Fall. Auch Griechenland und andere Staaten waren dahingeschwunden, doch ohne große Erschütterungen. Es war ein schön versiechter Leich-

Leichnam mit Blumen geschmückt, unter Musik und Tanz zum Grabe getragen: aber hier, wo eine Republik von Welteroberern in Unordnung kam, mußte der Sturz auch so allgemein und schrecklich seyn. Menschenblut wurde, wie Wasser, vergossen, und Staaten, wie Häuser, zertrümmert, bis endlich nach grausamem Todeskampf der gewaltige Geist verröchelt war. Da lag nun der große Körper, im Blute und Schwelgerey sich wälzend, und wartete auf den letzten Stoß. Rom lag und die alte Welt mit ihm. Eine traurige Leerheit und Entnervung deckte den bekannten Erdkreis. Auf einmal brach aus der Wüste und Wildniß ein frischer Lebensquell hervor, wälzte sich mit rauschenden Fluthen über die alte Welt, und gab Leben und Gedeihen einer neuen.

Mit den Siegen des Imperators Julianus endigte sich die Römerherrschaft in Deutschland. Es war fernerhin an keine Eroberungen mehr zu denken. Die Römer selbst lockten die tapfern Heermänner aus ihren Wäldern, um den auf den Ruin aller alten Völker aufgethürmten Koloß niederzustürzen. Sie kamen, aber nicht allein, um eine alte verdorbene Welt zu zerstören, sondern auch eine neue bessere zu gründen. Aus den verschiedenen germanischen Völkerschaften, so sich theils in ihrer alten Heimath vereinigten, theils über die Provinzen des römischen Reichs ergossen, entstanden endlich die neuen Staaten und größern Reiche. Jedes dieser Völker wählte sich so viel Land, als es zu seiner Erhaltung nöthig fand, und solche Grenzen, welche es unverkennbar von seinen Nachbarn schieden und gegen sie sicherten. Also wurden nach dem Fingerzeige der Natur Meere, Gebirge und große Flüsse die Abtheilungslinien sowohl der neuen Staaten, als ihrer Gauen und Provinzen. Germanien wurde auf die Art die Mutter der neuen

europäischen Staaten, wie es noch jetzt deren Vereinigungspunkt ist.

Unter den Barbaren, welche das römische Reich zertrümmerten, zeichneten sich vorzüglich die Gothen, Vandalen, Heruler, Schweven, Burgunder, Angeln, Franken und Hunnen aus; und die Provinzen, welche zuerst von ihnen angefallen und eingenommen wurden, waren Pannonien, Grácien, Italien, Gallien, Spanien, Afrika und Brittanien. Die eigentlichen Deutschen blieben gerne in ihrem alten Gebiete zwischen dem Rhein und der Donau; die übrigen theilten die römischen Länder.

Die Gothen fielen zuerst in Pannonien ein, von da giengen sie unter ihrem Anführer Alarich nach Italien. Nachdem sie diese schönen und reichen Provinzen ausgeplündert hatten, zogen sie nach Gallien und endlich nach Spanien, wo sie das Westgothische Reich gründeten.

Die Vandalen, welche neben den Gothen herzogen, setzten nach Afrika über und stifteten unter Genserich das Vandalische Reich. Auf sie folgten die Schweven und Alanen und nahmen einen Theil von Gallien und Spanien in Besitz. Die Burgunder hatten sich selbst mit Bewilligung der Römer in Gallien niedergelassen, sie theilten nach der Hand mit den Franken diese Provinz, bis letztere ihr fränkisches Reich über halb Europa ausbreiteten. Die Angeln oder Angelsachsen schifften nach Brittanien, wo sie zuerst sieben Reiche anlegten, die aber Egbert zuletzt alle unter dem Namen von Aengelland vereinigte. Die Schwionen oder Schweden, Normänner und Dänen theilten unter sich Skandinavien. Hinter diesen und weiter aus Asien kamen die Avaren,

Bulgarn, Slaven, Sorben, Zechen und Hunnen, und fiengen neue Verwüstungen in alten und neuen Reichen an.

An der Spitze dieser Völker stund Attila. Er nannte sich die Geißel Gottes. Die Kaiser zu Konstantinopel behandelte er als seine Sklaven, die Könige, so unter ihm dienten, als seine Legaten. Wie ein fürchterliches Meteor zog er durch Länder, Provinzen und Königreiche. Die Feinde, waren es Römer oder Deutsche, flohen vor seinem Heere. Die Städte und Vesten öffneten ihm ihre Thore, und wenn sie es nicht thaten, loderten sie in Flammen auf. Tempel und Palläste, Kunstwerke und Gärten fielen unter seinen gewaltigen Schlägen. Er in seinem hölzernen Pallaste hatte für nichts Sinn als Waffen und die Lieder davon. Nach der mörderischen Schlacht, die er auf der Ebene von Chalons gegen die römischen und fränkischen Feldherren verlohr, zog er gen Osten zurück. Ein Theil seiner Völker gründete das Hungarische Reich; und was von denselben entweder noch zurück war, oder sich zerstreuet hatte, erschien späterhin auf dem Tummelplatz der allgemeinen Gährung, und kam unter dem Namen der böhmischen, polnischen und russischen Staaten hervor.

Die ersten bürgerlichen Formen dieser Völker wurden alle im Sturme und Verwirrung angelegt. Die Grenzen waren noch unbestimmt, der Krieg das einzige Band der Unterordnung, und die Häupter herrschten nur so lange, als dieser dauerte. Täglich droheten neue Schwärme, das bereits Angelegte wieder übern Haufen zu werfen, oder ihm wenigstens eine andere Gestalt zu geben. Nachdem die Heruler, Hunnen und Westgothen Italien verwüstet hatten, kamen die Ostgothen und

stifteten unter ihrem Anführer und König Theodorich das ostgothische Reich. Auf sie folgten die Longobarden und gaben dem nördlichen Theil dieser Halbinsel den Namen der Lombardey; bis endlich die Franken ganz Gallien, Deutschland und Italien sich unterwürfig gemacht hatten, und mit Karl dem Großen ein neues Kaiserthum beginnt.

Fünftes Kapitel.

Die christliche Religion.

Während dem auf diese Weise die nordischen Völker das römische Reich im Sturme unter sich theilten, und neue Staaten gründeten, verbreitete sich in Stille und Sanftmuth die christliche Religion. Die Vorsehung, welche eine neue Welt schaffen wollte, hatte schon vor der fürchterlichen Gründung der politischen Ordnung der Dinge auch eine moralische herbeygeführt, welche der feinere Geist dieses gröbern Riesenkörpers werden sollte.

Die Religion wurde nämlich von allen gottesfürchtigen oder klugen Leuten jederzeit als das wirksamste Band der bürgerlichen Gesellschaft angesehen; und sie ist es auch nicht allein aus politischen, sondern weit edlern Gründen. „Ohne dieselbe wäre das Menschengeschlecht ein Trupp wilder oder künstlicher Thiere, welche sich, von jenen, so frey in Wüsten und Wäldern herumlaufen, nur dadurch unterschieden, daß sie grausamer morden und feiner betrügen könnten. Geist und Religion allein erheben den Menschen über die übrigen Reiche der Lebendigen. Durch sie hängt er mit dem Göttergeschlechte zusammen; durch sie sollte er auch wieder zu seinem

Ursprunge zurückgeführt werden." So war die Meinung des ganzen Alterthums, so die Tradition und Mythe eines jeden einzelnen Stammes.

In den Zeiten der Unschuld und Einfalt hiengen die Völker an diesem Glauben mit frommer Ergebenheit. Sie empfiengen ihn von ihren Vätern als ein heiliges Vermächtniß, und pflanzten ihn auf ihre Kinder fort. Durch ihn fanden sie sich mit der Gottheit verwandt, und hofften von ihm ihr irdisches und künftiges Glück. Zwischen ihrem gemeinen Mutterwitze und der Möglichkeit einer tiefern Einsicht in die Natur, ließen sie gerne einen geheimnißvollen Schleyer hängen, welchen sie nicht wegzuziehen wagten; und hatte auch ein- oder der andere unter ihren Weisen ihn zu heben versucht, so fand er hinter demselben ein noch unerklärbareres Dunkel, als ihm die Mysterien selbst gaben. Die meisten begnügten sich also mit dem, was sie von ihren Vätern erhalten hatten. Nur ein einziges Volk deutete auf einen künftigen Messias, welcher den Schleyer heben würde.

Indessen traten in dem freyern Griechenlande, wo alles untersucht und geprüft wurde, Männer hervor, welche nicht mehr zufrieden mit den dunkeln Sagen der Alten, durch eigne Vernunft den Gliedern der großen Kette, welche uns an die Gottheit bindet, nachspüren wollten. Sie machten die Natur zum Gegenstande ihrer Untersuchungen, und ein jeder stellte nach seiner Art ein neues System von Weisheit auf.

Die tiefern Denker unter den sogenannten Philosophen fanden zwar frühe, daß die Anschauung der Sinnenwelt ihnen wenig Befriedigung geben könne. Sie drangen also mit nicht unrühmlichem Scharfsinne auf die erste Ursache aller Dinge, auf das **Eins** und **Alles**; und durch sie schien die Vernunft an die Stelle

einer Offenbarung getreten zu seyn. Nicht nur über ganz Griechenland, sondern auch die übrige gebildete Welt verbreiteten sich Schulen und Sekten, welche Untersuchungen über die ersten Ursachen der Dinge und die Zwecke und Bestimmung des Menschen anstellten; und nach ihren Ideen sollten Religionen und Staaten geordnet werden.

Der außerordentliche Fortgang der verschiedenen Meinungen brachte bald unter den gebildeten Klassen der Menschen die religiösen Traditionen eben so außer Kredit, als er jene der Philosophie beförderte. Ein jeder Mensch oder Bürger, welcher sich zum Selbstdenken berechtigt hielt, verwarf die alten Sagen seiner Väter als ungeprüfte Vorurtheile finsterer Jahrhunderte, und nahm die Vernunft als die alleinige Richterin auf dem Gebiete der Wahrheit an. So lange diese Untersuchungen über die ersten Gründe des Seyns und Wissens nur von ausgezeichneten Denkern und mit weiser Bescheidenheit unternommen wurden, hatte die Philosophie eine heilsame Wirkung auf Staaten und Völker hervorgebracht: allein an die Stelle der ächten Philosophen trat bald eine Schaar von Halbköpfen und Schwätzern, welche sich vorzüglich die Weisen (Σοφοι) nannten, und als die Lehrer der Menschen und Staaten angaben. Diese oberflächlichen Menschen wollten die Ursachen aus den Wirkungen, den Geist aus der Materie erklären, und kehrten auf diese Art alle Grundfesten natürlicher und religiöser Weisheit in ein elendes gleisendes Gewäsch des gröbern Materialismus um. Man fand bald in Familien und Staaten, ja der ganzen menschlichen Gesellschaft die nachtheiligsten Folgen davon.

Diese Verirrungen des menschlichen Geistes erfüllten die ächten Weisen mit Traurigkeit und Unwillen. Sie

sahen das Unglück ein, was Mißbrauch der Philosophie hervorgebracht hatte, und wollten die Vernunft selbst durch die Vernunft wieder zur Gottheit zurückführen. Unter denselben zeichneten sich zuerst Anaxagoras und Sokrates, nach ihnen Plato und Pyrrho aus. Erstere bewiesen die Rechte des Geistes über die Materie; letzterer forderte den Philosophen selbst den ersten Grund aller Philosophie ab. Dieser Idealismus der Erstern und Skeptizismus der Letztern, fanden zwar viele Anhänger und einen fast außerordentlichen Beyfall; da man aber ihre Lehren nur als Meinung scharfsinniger Köpfe, nicht aber als Gotteswahrheit verehrte, und die Welt überhaupt nicht mehr zu einem hohen Geistesschwunge aufgelegt war: so konnten ihre Systeme zwar Bewunderung, nicht aber Glauben an sie bewirken. Eine Lehre, welche von der Gottheit handeln wollte, sollte auch von Gott herkommen.

In dieser Zeit einer allgemeinen Geisteserschlappung erschien in dem verachteten Judea Jesus, welcher sich einen Sohn oder Gesalbten Gottes (Christus) nannte. Vor allen andern bisher bekannten Religionsstiftern und Philosophen zeichnete er sich dadurch aus, daß er erstlich zwar einen einzigen, allmächtigen, lebendigen, gerechten und gütigen Gott als die Ursache aller Dinge verkündete, aber seine Personalität in der Mannigfaltigkeit oder vielmehr Dreyfaltigkeit ausdruckte [5]; zweytens, daß er eine Moral gebot, welche von allen sinnlichen und humanen Trieben oder Beweggründen befreyt, allein durch ihre eigne Liebenswürdigkeit annehmlich seyn sollte; drittens daß er sich selbst als das Muster und den ersten Diener dieser Moral zur Nachfolge darstellte; und viertens daß

5 Plato, Leibniz, Lessing und andere Philosophen deuten schon auf eine Mannigfaltigkeit in Gott.

seine Kirche oder sein Reich mit dieser Sinnenwelt nichts gemein habe, sondern allein ein Reich des Geistes und Gottes sey [6]. Die Beglaubigung seiner göttlichen Sendung bewieß er durch die Erhabenheit seiner Lehre selbst, durch das reine sittliche Beyspiel seines eignen Lebens, und durch die Wunder, so die Gottheit zu seiner Verherrlichung geschehen ließ.

Ein so neues und außerordentliches System von Weisheit hatte man bisher zwar manchmal geahndet und gehofft, aber nie in Wirklichkeit gesehen. Es hatte zweyerley Feinde: nämlich die Juden, denen es ein Aergerniß, und die Heyden, denen es eine Thorheit war. Jene glaubten durch es ihren ganzen Kultus der Sinnlichkeit zerstört; diese einen neuen Aberglauben gepflanzt zu sehen. Beyde bedienten sich dagegen der Mittel ihrer geistlichen und weltlichen Gewalt. Es siegte aber durch die Erhabenheit und den Geist seiner Lehre und seiner Apostel.

Wenn man die damalige Beschaffenheit der Meinungen und des römischen Reichs betrachtet, so wird man finden, daß die Vorsehung gerade den Zeitpunkt gewählt habe, wo die Erscheinung einer neuen Gotteslehre Bedürfniß der Menschheit war: denn als die Römer mit den Deutschen in Verbindung kamen, war der heydnische Polytheismus des Alterthums schon lange in Verfall gekommen. Die Regenten hatten den bisher bestehenden Gottesdienst entweder als Staatsmittel oder mit Gleichgültigkeit angesehen, die Philosophen ihn durch ihre Untersuchungen untergraben, und die Dichter sogar lächerlich gemacht. Man kann annehmen, daß zur Zeit der römischen Imperatoren die meisten Staatsleute

6 Weiter unten wird die Lehre vollkommner dargestellt werden.

und Gelehrten, ein großer Theil der Städtebewohner, und selbst Viele aus dem gemeinen Volke, wenig oder gar keine Religion mehr hatten. Die Regierungen ließen zwar den öffentlichen Gottesdienst als ein Mittel der Moralität bestehen, ja unterstützten ihn sogar; auch die gebildetern Klassen der Bürger erschienen zuweilen in den Tempeln und vor den Altären ihrer Götter, aber nur das ganz gemeine Volk in den Städten und auf dem Lande hieng noch mit Theilnahme und Herzlichkeit an diesen alten Glaubensformeln.

„Ich halte es nicht der Mühe werth, den Gesang „des Epikur zu wiederholen, und weitläufig zu beweisen, „daß die Furcht vor den unterirdischen Orten eitel sey; „daß weder Ixion sein Rad noch Sisyphus sein „Felsenstück wälze; daß die Eingeweide der Verdammten „nicht immer zerfleischt und wieder ergänzt werden „können. Keiner ist so sehr Kind, daß er an den Cerberus und an die Finsterniß des Tartarus, oder „an die umgehenden Schatten der Verstorbenen glauben „sollte;“ schreibt der ernstere Seneka, und der witzige Lucian stellt die Gottheiten des Alterthums in einer so lächerlichen Gestalt dar, daß sein frecher Spott über religiöse Gegenstände unmöglich würde ungeahndet geblieben seyn, wenn der Unglaube nicht schon herrschend gewesen wäre.

Indessen beweisen die Schriften einiger Philosophen dieser Zeit [7], und die große Achtung, welche man gegen Gaukler und Wundermänner [8] zeigte, daß das Bedürfniß des Glaubens nicht nur bey dem Volke, sondern selbst unter den gebildetern Klassen der Menschen mehr seine

7 Porphyrius, Plotinus, Jamblichus rc.
8 Apollonius von Thyana, Damis rc.

Richtung als seine Wirkung verlohren habe. In einem Zeitalter, wo Selbstdenken oder Mode ein altes Religionssystem erschüttert haben, können sich zwar einige helle Köpfe bey ihrer eignen Ueberzeugung beruhigen: allein der größere Haufen hat einen so natürlichen Hang zu außerordentlichen Erscheinungen, daß er, wenn ihm alte Gegenstände seiner Andacht und Verehrung entzogen werden, er über kurz oder lang neuere aufsucht, oder wenn sie ihm nicht durch Andre vorgestellt werden, sich deren selbst bildet.

Als das Christenthum auf der Erde erschien, theilte sich die sogenannte gebildetere Römerwelt unter drey Sekten. Die altstrengen Republikaner bekannten sich zur stoischen, die Weichlinge und Monarchisten zur epikurischen, und die Schwärmer zur platonisch-pythagoräischen Philosophie. Das gemeine Volk hielt sich noch an seine alten Gottheiten. An jeden dieser Theile konnten sich die Christen, nach Paulus Beyspiel, anschmiegen. Für den Stoiker hatten sie die Strenge ihrer Moral; für den Platoniker die Erhabenheit ihrer Dogmen; für das Volk die Wunder ihrer Entstehung; und selbst der unglaubige Epikuräer fand bey ihnen ein bequemes Mittel der gemeinen Moral [9].

Die Apostel und ersten Lehrer des Christenthums fanden also selbst in dem Geiste der Zeit eine Vorbereitung zu der neuen Lehre. Diese Vortheile, welche ihnen die sittliche Lage des römischen Reichs zugeführt hatte, wurden noch durch dessen politische vermehrt. Die freyen Verfassungen der alten Völker waren vernichtet, die Provinzen lagen unter dem Drucke habsüchtiger

9 Ich bin den Juden ein Jude, den Heyden ein Heyde, den Starken ein Starker, den Schwachen ein Schwacher geworden, nur daß ich sie gewinne, sagt Paulus.

Prätoren, und selbst Rom hatte seine Gesetze und Unabhängigkeit verlohren. Ein jeder also, welcher sich eine freye Verfassung zurückwünschte, ein jeder, welcher von den Großen gedrückt oder hintangesetzt wurde, ein jeder, welcher, sey es aus Ehrsucht oder Gutmüthigkeit eine bessere Ordnung der Dinge wünschte, nebst allen Armen, Hülflosen und Gelehrten, fanden in der Hierarchie der Kirche Befriedigung ihrer Neigungen und ein Mittel des Trostes. Der Ehrgeitzige konnte durch freye Wahl seiner Glaubensgenossenen Bischoff einer Provinz, der Gelehrte ein Prediger und Lehrer der Gemeinde, der Sklave ein Bruder seines Herrn, und der Gutmüthige ein Tröster der Nothleidenden werden. Der Arme bekam Allmosen, der Verfolgte Schutz, der Gedrückte Hülfe. Ein neues Reich der Freyheit und Gleichheit erhob sich unter dem alten Glanze des Reiches der Unterdrückung. Es vergieng kein Jahrhundert nach Christi Geburt, und in allen Provinzen fand man christliche Kirchen und Bischöffe.

Der neue Glaube, welcher bald nicht mehr verfolgt oder verachtet, wie in den ersten Zeiten, sondern schon ehrwürdig und mächtig geworden war, drang sich endlich bis an den Hof der Cäsarn, in den Senat der Stadt und unter die Legionen des Reichs. Die Kirchen und Bißthümer wurden auf die Weisung des Apostels Paulus nach dem Muster der römischen Provinzialabtheilung angelegt; unter den verschiedenen Gemeinden eine allgemeine Verbindung geknüpft, und Missionäre in alle Gegenden der Erde abgeschickt. Die Anzahl der Christen war zu der Zeit Constantins schon so groß, daß es dieser kluge Imperator für nöthig hielt, den neuen Glauben zur herrschenden Religion des Reichs zu machen.

Indessen verlohr jetzt das Christenthum eben so an Tiefe der Sittlichkeit, als es an Umfang seiner

Verbreitung gewonnen hatte. Seine einfachen Dogmen wurden durch eine Menge philosophischer Meinungen oder ketzerischer Irrthümer entstellt, seine reine Moral auf unnütze Pflichten ausgedehnt, sein Gottesdienst mit heydnischen Zeremonien und Gebräuchen beladen, und seine Hierarchie nach dem weltlichen Fuße der Erdendespoten gemodelt. Die Bischöffe stritten jetzt schon über ihren Vorrang, wie die weltlichen Staatsverwalter; die verschiedenen Sekten verfolgten sich wie Partheyen in einem bürgerlichen Kriege, und die gemeinen Christen waren, wie selbst Kirchenväter klagten, sittenloser als Heyden und Barbaren. Die christlichen Gemeinden glichen bald den Volksversammlungen eines ausgelassenen Pöbels, und die Häupter intriguirten wie schlaue Höflinge. Die Vorsehung führte daher jene zwar rohen, aber unverdorbenen Kinder der Natur aus den nordischen Wäldern in den Schooß der Kirche, um dem Geiste der neuen Lehre auch einen gesunden und neuen Körper zu geben.

Schon ehe die große Völkerwanderung begann, hatten sich einige Missionäre, und nicht ohne allen Erfolg, unter diese Barbaren gewagt, um sie mit den ersten Zeichen ihres Glaubens bekannt zu machen. Jetzt da diese sich selbst in den römischen Provinzen niederließen, fanden sie schon eine Religion ausgebreitet, welche das doppelte Ansehen der Erhabenheit der Lehre und der Kultur über sie gewinnen mußte. Die rohen Begriffe, welche sie von der Gottheit hatten, verschwanden vor dem Lichte einer höhern Weisheit, die blutigen Altäre der Menschenopfer mußten dem Liebesmahle eines Gottmenschen weichen, der sich selbst geopfert hatte, und die wildbegeisterten Barden und Druiden konnten nicht neben Bischöffen bestehen, welche Liebe predigten und

bürgerlichen Unterricht ertheilten. Aus den Pflanzschulen der christlichen Missionäre, welche die Kirche zur Bekehrung der nordischen Völker angelegt hatte, giengen jetzt Männer hervor, die mit dem heiligen Eifer der ersten Apostel einen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse mitbrachten. Sie drangen mit Lebensgefahr in die tiefsten Wälder Deutschlands, fuhren nach den unbekannten Küsten der nördlichen Inseln, und suchten durch Rede und That den Glauben zu verbreiten. Augustinus beredete durch sanfte Worte die Angelsachsen in Brittanien die Liebenswürdigkeit der christlichen Religion anzuerkennen. Egbertus und Ansgarius zogen nach Schweden und Dänemark und zündeten dort das Licht der neuen Religion an; Winfried Bonifacius, Willebrod, Kilian und andere Apostel giengen nach Thüringen, Hessen, Bayern und die entferntesten Provinzen Deutschlands, um die Heyden zu bekehren und Kirchen anzulegen.

Die deutschen Könige und Fürsten beförderten endlich selbst eine Religion, wodurch sie ihre Völker gesitteter und ihre noch schwankende Gewalt fester machen konnten. So wissen wir, daß Theodorich und Alboin in Italien, Rekard in Spanien, Chlodwig in Gallien, Egbert in Brittanien, Knud in Dänemark, und späterhin Mizislav, Kasimir, Stephan und Wlodimir unter den slavischen Völkern dem Christenthume allen Vorschub gewährten.

In kurzer Zeit bekannten sich alle die Völker, welche die alte Welt zertrümmert und eine neue gegründet hatten, die Gothen und die Franken, die Longobarden und die Burgunder, die Angeln und die Normänner, die Dänen und die Schweden, die Hungarn und die Böhmen, die Deutschen

und die Wenden zur christlichen Religion. Der große ungeheure Riesenkörper hatte nun auch einen allgemeinen Geist, der ihn beseelte. Auf den Trümmern eines heydnisch-römischen Reichs stand eine deutsch-christliche Gemeinde.

Sechstes Kapitel.

Das Reich Karls des Großen.

Die neugestifteten Reiche hatten jetzt einerley Religion, wie einerley Ursprung und Verfassung; aber das Ganze erhielt erst da seine bestimmte Organisation, als Karl der Große Kaiser wurde. Er war aus dem großen freyen Geiste Germaniens hervorgegangen und durch ihn gebildet. Er schuf sonach auch wieder großen germanischen Geist.

Die alten Gesetzgeber und Philosophen haben uns zwar schöne Ideen von bürgerlicher Organisation hinterlassen: allein es waren mehr Regeln für kleine Völkchen und Städte, als Modelle für große Nationen und Reiche. Als der Eroberungsgeist die Römer antrieb, die Völker des Erdbodens sich unterwürfig zu machen, stifteten sie zwar ein Reich; man konnte dasselbe aber mehr eine gut organisirte Räuberbande, als ein ordentliches, gemeines Wesen nennen. Während dem eine Hauptstadt oder vielmehr einige Usurpatoren derselben frey und mächtig waren, schmachtete die ganze Menschheit unter einem unerträglichen Joche.

Den Grund eines ächten politischen Systems fand man, wie Montesquieu sagt, in den Wäldern des alten Germaniens; und es ist sonderbar, wie dieser berühmte Schriftsteller weiter sagt, daß selbst die

Abartung der altfränkischen Verfassung die beste Regierungsform hervorgebracht habe, die nur Menschen erdenken können. Die Vorsehung schien gleichsam einen Wohlgefallen daran gehabt zu haben, die Spitzfindigkeit der Philosophen und Politiker durch die Einfalt und den Mutterwitz eines unverdorbenen Volkes zu beschämen.

In dem kleinen, aber kraftvollen Büchelchen des Tacitus über die Sitten der Deutschen findet man

Erstens: jene richtige Abtheilung des Landes und Volkes in Gemeinheiten, Hundreden, Gauen, Herzogthümer und Reiche, wodurch jedem Theil des Volkes ein hinlängliches Stück Landes zu seiner Nahrung und Verwaltung, und eine verhältnißmäßige Anzahl der Bevölkerung zu seiner Repräsentation und Vertheidigung zugemessen war;

Zweytens: das Stellvertretungssystem, welches von Familie und Hof zu Hundrede, von Hundrede zu Gau, von Gau zu Reich ꝛc. hinauf, und umgewandt von Reich zu Gau, zu Hundrede, Haus und Hof zurückwirkte, und so wie Syeyes in ähnlichen Fällen sagte, der schicklichste Damm gegen Despotism und Anarchie war;

Drittens: die gehörige Vertheilung der Gewalten, und zwar so, daß zwischen dem ungestümmen Willen des Volkes und der Willkühr der Häupter, ein Rath der Alten und Grauen (Seigneurs) gesetzt war, welcher beyde mäßigte und einschränkte, und wodurch jeder Bürger von seines Gleichen und nach seinen Gesetzen gerichtet wurde;

Viertens: ein über Religion, Gesetze und Gebräuche wachendes Sittengericht, was selbst die öffentlichen Gewalten und Freyheit ordnete und richtete;

Fünftens: und endlich jene weise Vertheilung und nachherige Besitznehmung von Europa, wodurch jeder Nation die Grenzen und Schranken angewiesen wurden, welche ihr die Natur und das Völkerrecht vorschrieb. Siehe hier die germanischen oder fränkischen Grundsätze, worauf Karl der Große sein politisches Gebäude aufführte.

Als dieser Fürst den Titel der Cäsarn wieder angenommen hatte, wurde das neue römisch-fränkische Kaiserthum in Staaten oder Reiche, in Provinzen oder Herzogthümer, in Gauen oder Fürstenthümer, und in Gemeinden oder Grafschaften eingetheilt. Die Gemeinden waren den Fürstenthümern, die Fürstenthümer den Herzogthümern, die Herzogthümer den Reichen, und die Reiche dem Kaiserthume untergeordnet [10].

Jeder freye, durch einen Freyhof (Loß- oder Fehdegut) angesessene Mann, oder Wehre, war Bürger des Reichs und Genosse einer Hundrede oder eines Gaues. Jede Hundrede, jeder Gau war ein kleiner Staat, welcher sich von seinen Nachbarn durch Flüsse und Gebirge schied [11]. Er hatte sein eignes Gaumal, sein eignes Gericht, seinen eignen Verwalter, welchen man Grafen nannte. Mehrere machten ein Herzogthum aus; Alle unter dem Könige Ein Reich.

Diese Verfassung im Frieden war auch ein Heerbann im Kriege. Jeder freye Wehre, welcher vier oder auch drey Hufen Landes besaß, mußte mit Waffen und

10 Auch die Reiche, welche nicht dem fränkischen Kaiserthume unterworfen waren, hatten oder bekamen nach der Hand eine ähnliche Verfassung, wie Spanien, England, Schweden ꝛc.

11 Sie erhielten ihre Grenzen meistens nach der Schneeschmelze. In England hießen sie und heißen noch Shiren; in Ungarn Comitatus; in Polen Woywodschaften.

dreymonatlicher Verköstigung im Felde dienen. Die einzelnen Männer zogen unter den Hundreden; die Hundreden unter den Gaugrafen; die Gaugrafen unter den Herzogen aus. Alle unter der Fahne des Königs. Der Heerbann sollte nach dem Geiste der Verfassung nicht zur Fehde, sondern nur zur Landwehre dienen. Er war unter dem erobernden Karl schon sehr beschwerlich. Um also die Heerbannspflicht einigermaßen zu erleichtern, wurde festgesetzt, daß der Heerbannalist nach Spanien zu von der Loire an, nach Sachsen zu von der Elbe und dem Rheine an zu rechnen, zu Felde ziehen mußte.

Der Fehdesoldat oder Leut war nicht nur zum Heerbanne, sondern auch zur Fehde verpflichtet. Er war der stehende Soldat des Reiches. Das Lehengut war der Sold, den er erhielt, und sein Lehenherr führte ihn zum allgemeinen Heerbanne.

Alle Freyen nahmen mit Sitz und Stimme entweder unmittelbar (durch eigene Gegenwart), oder mittelbar (durch ihre Stellvertreter) Theil an den großen Reichs- oder Nationalversammlungen, welche im März und May unter freyem Himmel auf offenem Felde gehalten, und daher März- oder Mayfelder genannt wurden. Die Könige waren Vorsitzer der Versammlungen, Vollstrecker der Gesetze, Häupter der einzelnen Reiche; und jede Verfassung, welche von germanischen Völkern gestiftet war, hatte Aehnlichkeit mit der fränkischen. Das Oberhaupt aller Reiche im Occident sollte der römische Kaiser seyn.

So war die Verfassung, welche Karl der Große seinem neuen römischen Kaiserreiche gab. Aber der allgewaltige Geist, welcher diesen großen Körper der Reiche und europäischen Völker belebte, war die christliche Religion. Und dazu war sie auch angelegt. Sie sollte

dem Plane ihres Stifters gemäß alle Völker der Erde umfassen, und indem sie alle Nationalreligion und Nationalaberglauben, wo nicht untergrub, doch in sich verschlang, die Gläubigen zu einem großen Brüderheere verbinden. Da sie jetzt unter diesen wilden, kriegerischen und abergläubischen Völkern ausgebreitet wurde; so konnte es wohl nicht anders seyn, als daß sie gleichfalls einen starken Anstrich von Rohheit, Aberglauben und kriegerischem Wesen annahm. Bey allen diesen spätern und frühern Zusätzen blieb sie noch immer ihrem Geiste getreu. Sie verbreitete Licht und Menschlichkeit, erhielt Künste und Wissenschaften und band alle Christen und christliche Reiche zu einer großen Gemeinde zusammen. Es war also kein Wunder, daß wir in dem ganzen Mittelalter, ja noch bis auf heute, alle Verhandlungen, Gesetze, Gebräuche, Künste und Wissenschaften mit dem heiligen Bande der christlichen Religion umschlungen finden. Unter ihrem Einflusse wurden Staaten gegründet, Gesetze gegeben, Könige gewählt, Frieden geschlossen, Kriege geführt, Bücher geschrieben, gemalt, gebildet und gespielt. Die weisesten Könige dieses Zeitalters holten von ihr ihre Gewalt her, und sahen sie als das bequemste Mittel an, ihren Völkern Ordnung, Kultur und Aufklärung zu geben.

Kein Fürst gebrauchte sie aber mehr als Karl der Große. Es ist offenbar (und seine Eroberungen, Anstalten und Absichten zeigen es), daß dieser Kaiser das Oberhaupt des großen christlich-occidentalischen Reiches werden wollte [12]. Und dazu schien ihm die

12 Siehe sein Testament. In dem Verdüner Vertrag sieht man noch deutlich, daß der Kaiser das Haupt der Christenheit oder des neuen römischen Reiches seyn wollte, obwohl eine Theilung der einzelnen Reiche vorgefallen war.

christliche Religion nebst seinen Siegen das bequemste Mittel zu seyn. Nach seinen Absichten sollte eine jede Nation ihre Selbstständigkeit, ihre eigene Verfassung und Regierung haben; nur sollten sie alle dem gemeinschaftlichen Kaiser und Kaiserthume untergeordnet seyn. Dieser Plan war groß, herrlich, weitumfassend, und verband die einzelne Freyheit und Autonomie mit einer allgemeinen alles ordnenden Monarchie und Herrschaft. Allein wäre ihm auch sein Plan gelungen, hätte er wirklich den ganzen Occident seinem Zepter unterworfen; so würden die Sitten und Verfassungen der damaligen Zeiten, die selbst ein Karl nicht umstoßen konnte, und der damalige Geist der christlichen Religion früher oder später dem Körper eine andere Richtung gegeben haben. In solchen Umständen konnte wohl Niemand anders das werden, was Karl werden wollte, als der Pabst. Der Bischoff von Rom war schon das Oberhaupt der christlichen Kirche; die Kirche das Band der europäischen Reiche, folglich wurde er die erste Person der Christenheit.

Siebentes Kapitel.

Die Hierarchie.

Die Hierarchie ist in unsern Tagen schändlich verschrien worden, weil sie aus ältern Zeiten stammte. Sie wurde in finstern Jahrhunderten gegründet; ihr Geist war daher auch finster. Ihre sittliche Seite haben selbst Bischöffe nicht allezeit gerechtfertigt; allein in politischer Hinsicht war sie das größte und weitumfassendste System, was die Geschichte kennt. Wir wollen ihren Geist von einem unserer größten Geschichtschreiber schildern lassen, dessen Glaubensbekenntniß sie doch verdammen sollte.

„Der heilige Stuhl, sagt Johann von Müller, gegründet im höchsten Alterthum der ersten Kirche, wovon wir nicht genug wissen, erwarb sich noch unter den Heyden einen großen Glanz durch die Ehrfurcht aller Völker gegen Rom. Dazumal weiheten viele tugendhafte Prälaten ihre Tage dem Lehramte, ihr Vermögen den Armen, ihr Beyspiel im Leben und in den Martern der Nachwelt. Hundert und dreyßig Jahre lang verwalteten sie friedsam ihr geistliches Amt, bis Viktor in einem eitlen Streite über die Osterfeyer die asiatischen Christen gebannet."

„Nämlich seit jenem Siege der Horatier über Alba, waren die Könige von Rom, alsdann Senat und Volk, hierauf die Cäsarn, und als alles untergieng, die Priester und Layen, der Adel und Pöbel dieser außerordentlichen Stadt mit gleicher Herrschbegierde begeistert. Es können die sieben Hügel sich noch mehr erniedrigen, St. Peters wunderbarer Bau mag einst in Trümmer fallen, der große Obelisk in Staub und Splitter brechen; Rom, so lange Rom ist, wird wollen herrschen, und was man ohne Unterlaß will, das geschieht."

„Als die Kaiser Christen wurden, sah man den heiligen Stuhl, obschon er nie von einem großen Gelehrten, wie Origenes, noch von einem großen Redner, dergleichen Johannes Chrysostomus, oder von einem tiefsinnigen Philosophen, wie Augustinus, besessen worden, durch bloßen Beytritt jeder Parthey in der Kirche besonderes Gewicht geben. In den Streitigkeiten über die unergründlichen Geheimnisse findet man bey den Päbsten weniger große Bewegungen, als eine große Würde; aber während dem die Kaiser im Schooße der Weichlichkeit, Roms, ihres Zepters und ihrer selbst vergaßen, war die Stadt Rom dem Pabste ihre Erhaltung schuldig."

„Diesseits der Teis, im Norden des Königreichs Hungarn, in einem sehr großen Flecken, in einem hölzernen Pallast, unter einer unzähligen Menge streitbarer ungesitteter Jäger und Hirten, wohnte Attila, König der Hunnen, Ostgothen, der Gepiden, der mährischen, böhmischen und österreichischen, ja der meisten deutschen Völker. Er glaubte sich gebohren, alle Staaten zu erschüttern; er nannte sich die Geißel Gottes, den römischen Kaiser zu Konstantinopel nannte er seinen Sklaven. Er zog einher, an der Spitze von siebenmal hunderttausend Mann, jedes Volk war unter der Anführung eines Königs; die Menge der Könige beobachteten, wie gemeine Soldaten, den Wink des Attila; alles was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne einigen Widerspruch: er selbst aber, Attila, der König der Könige, gab Allen Befehl, und wachte für Alle allein. Er zog einher voll Rachbegierde wegen einer verlohrnen Schlacht, er zog in Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergange büßte, als von Vicenza, von Monselice, von Pavia, von Mayland nichts übrig war, als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Flusse Menzo der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat unternahm die Rettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt."

„Aber der Pabst Leo nahm den Bischofsstab in seine Hand, und wagte sich in das hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt: Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden, Alarich habe dieses weiland erfahren, als er diese Eroberung wenige Tage überlebt, Athaulf sey in

der Blüthe seiner Waffen gefallen. Also wurde Rom von Leo gerettet."

„Eben dieser Pabst beschirmte sie wider die Flammen Genserichs, Königs der Vandalen, dessen Wuth Karthago empfunden. Der ganze Adel und ein großer Theil des Volkes nahm die Flucht in das Gebirg, in die Felsenhöhlen und Wälder. Ganz Campanien, die Palläste, die berühmten Gärten und schönen Landhäuser der Scipionen, Luculli, M. Tullii und beyder Plinier brannten; Capua, die die Seele des größten Carthaginiensers erweicht hatte, wurde durch diese neuen Afrikaner von Grund aus umgekehrt; verbrannt wurde Nola, die Geburtsstadt Augusti. Als nun Schwerdt und Feuer keine Sache und Person schonten, erhielt Leo durch Flehen und Geschenke, daß Rom nicht in einen Steinhaufen verwandelt würde."

„Die Kaiser umringt von Weibern und Verschnittenen, stritten indeß über beyde Naturen und beyde Willen in Christo, sie, die keinen Willen hatten. Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Pabst mit Recht Herr von Rom: denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden."

Als hierauf die barbarischen Völker, welche bisher das Reich, und besonders Italien, verwüstet hatten, selbst Christen wurden, war des Pabstes Gewalt auch unter ihnen anerkannt, aber nur in geistlichen Dingen. Denn während dem sie ihn als den gemeinsamen Vater der Kirche verehrten, droheten sie dem Sitze seines heiligen Stuhles.

Da also die Päbste von den deutschen Völkern, welche sich in Italien niedergelassen hatten, bedrängt wurden, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Franken. Schon Pabst Gregorius der Erste, oder in Kirchensachen der

Große, sah diese treuherzigen und frommen Krieger für folgsamere Unterthanen seines Stuhles an, als die unruhigen Longobarden, oder die widersprechenden Griechen. Er legte daher unter denselben eine Pflanzschule von tüchtigen Kämpfern für seine Macht an, aus welcher jene großen Apostel ausgegangen sind, welche so viele neue Kirchen stifteten, und sie dem päbstlichen Stuhle unterwarfen. Als daher der heilige Stuhl mit dem Hofe zu Konstantinopel wegen der Bilderverehrung, mit den Longobardischen Königen wegen ihren Eroberungen von neuem ins Gedränge kam, gieng Gregorius III. zu Karl Martel, König der Franken, und fand kräftige Unterstützung und Schutz. Dafür gab Leo III. die römische Kaiserkrone seinem Enkel.

„Im Jahre siebenhundert neun und neunzig, am St. Georgentag," fährt Müller fort, „zog dieser Pabst, nachdem er zu Rom in dessen Kirche die Litaney gehalten hatte, nach alter Art mit allem Volke nach St. Lorenzen, oder der sogenannten Lucinakirche. Da brachen bey St. Silveriikloster viele bewaffnete Männer hervor ihn zu tödten. Das geschreckte waffenlose Volk ergriff die Flucht, Leo wurde mißhandelt und verwundet, auf Anstiften und mit Hülfe zwey vornehmer Geistlichen aus der Verwandtschaft Hadriani seines Vorwesers in der päbstlichen Würde. In der Nacht wurde er von einem königlichen Kammerherrn aus der Stadt gerettet; hierauf zog er zu Karln dem Großen, welcher zu Paderborn das eroberte Sachsen vertheilte. Vom Volk, vom Heer, vom Hof und König wurde er wie ein Apostel empfangen, von großen Prälaten, Herren und Räthen zurück nach Rom begleitet, und bey dem Ponte Mole von allen Römern unter dem apostolischen Panier, von allen edlen oder geistlichen Frauen, und

von den Schulen der Franken, Friesen, Sachsen und Lombarden mit Liedern empfangen. Hierauf kam der König. Den Pabst wollte Niemand anklagen, er trat auf den Stuhl St. Petri und schwur auf seine Unschuld."

„An Weyhnachten aber, als bey St. Peter Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte, Priester, Helfer, fränkische, lombardische und römische Große und Gemeine in sehr zahlreicher Versammlung die Geburt Christi begiengen; als nach der Messe der König von dem Beichtstuhle aufstand, wurde er von dem Pabst als durch Eingebung des heil. Geistes gekrönt. Es erschallte die Kirche von dem Zurufen alles Volkes: Karlen Augusto, von Gott gekröntem großem und friedbringendem Kaiser von Rom Leben und Sieg! Also wurde von dem Pabste in dem 324sten Jahre nach dem Untergange Romuli Momylli, das abendländische Kaiserthum hergestellt. Es erstreckte sich die Macht, worüber Karl wachte, welche er zusammenhielt, von Salerno durch Italien nach Frankreich, nach Catalonien, dem friesischen Morast, Westphalen, der Elbe und Unstrudt, an den Böhmer Wald, an die Raab und über Dalmatien. Unumschränkt herrschte der Pabst eben so wenig als der Kaiser selbst. Frey war er allenthalben und auf ewig Herr der Stadt Rom, ihres Herzogthums, ihrer Dörfer und Gegenden auf dem Felde und im Gebirg."

„Die fränkische Macht verschwand mit Karl, denn er war alles durch sich, die Nation alles durch ihn. Italien wollte zwey Herren, um keinen zu haben. Eine Universalmacht konnte der Pabst verhindern, aber nicht gründen [13]. Im zehnten Jahrhundert wankte der

13 Machiavelli, historie l. I.

apostolische Stuhl mehr durch die Unklugheit als Wollust-liebe einiger Päbste. Johann der Zwölfte, ein kluger Fürst, waffnete wider den König von Italien den König der Deutschen, wider diesen Konstantinopel und Hungarn. Allein die Gestalt und Standhaftigkeit, ja die Sprache der Deutschen (vor Stolz reden sie aus der Kehle, sagt Toscanella) schreckte das Volk. Die Römer schwuren, ohne des Kaisers Wahl und Willen keinen Pabst auf den heiligen Stuhl zu setzen, und eine Synode beraubte Johannem der Würde, weil er so lebe, daß keusche Ohren unkeusch werden, wenn sie seine Thaten hören. Von dem an behauptete der König der Deutschen die Schirmvogtey der Kirche. Unter Nikolaus dem Zweyten wurde von allen Prälaten der Stadt und Gegend verordnet: wenn ein Pabst sterbe, sollen die Kardinäle einen andern wählen, die übrigen ihm gehorchen, auf daß der heil. Stuhl nicht ferner von Layen erkauft, und heilige Rechte verrathen und verwahrloset würden; vorbehalten die Rechte Heinrichs, Königs der Deutschen, oder wer sonst vom Pabste persönlich zu einem römischen Kaiser gekrönt werde; beschlossen, daß kein Pabst Macht besitze, diese Verordnung zu verändern."

„Zu der Zeit wurde der Kardinal Hildebrand aus dem Toskanischen, genannt Gregorius VII., unter großem Zulauf des Volkes, zum Pabst erwählt. Er, wie außer sich, wollte den Zuruf stillen, und weigerte sich der Würde. Da sprach Hugo Candidus: das ganze Volk weiß die Gefahren, woraus du die Kirche gerettet, und wie du sie erhöhet hast. Also indem er weinend um Loslassung bat, wurde die Wahl verlesen. Hierauf sandte er an Heinrich den Vierten, mit Bitte, er möchte die Wahl nicht bekräftigen; Heinrich aber

verehrte seinen großen Geist, und freute sich seines demüthigen Sinnes."

„Gregorius war in Rom auferzogen. Als Jüngling hatte er den deutschen Hof und in Frankreich die größten Prälaten gesehen. Er war standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet; streng in seinen Sitten: denn er hatte nur Einen Gedanken: der Kaiser war streitbar und wollüstig. Jenem wurde von dem römischen Volke, welches alles Große bewundert und gerne unterstützt, und noch mehr von den Mönchen, bey denen er gelebt hatte, in allem geholfen; der Kaiser, von den Großen gefürchtet, verlassen, bestritten, von Freunden, von Söhnen verrathen. Er wollte durch den germanischen Körper seine angestammte Hoheit vertheidigen, Gregorius mit römischem Geiste alle Nationen regieren."

„Ein Joch konnte Heinrich geben, Eine Seele sollte die Christenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückte die Völker, Gesetze, Gefühle; ausrotten kann sie und ersticken; erheben, begeistern kann sie nicht. Also wollte Deutschland für den Occident fast heilsam scheinende Fesseln bereiten; allein ein alter Priester (denn Gott wollte es), ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Pabst ohne Eisen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen und Entschlüsse aller abendländischen Völker. Allen gab er seine Seele, alsdann sprach er zu den Königen: bis hieher sollt ihr herrschen."

„Bald nach seiner Wahl erklärte Gregorius, er wolle die Kirche nicht mehr von Simonisten und Hurern verwalten lassen. Simonisten pflegte man die zu nennen, welche bey Layen die Belehnung ihrer Pfründe erkauften, wie in dem apostolischen Wunderjahrhundert ein gewisser

Simon um Wunderkräfte Geld geboten. Hurer wurden die verehlichten Priester genannt."

„Die Seele ist nach der Meinung vieler alten Weisen ein Ausfluß des ewigen Lichtes; die Materie ist hier Gefängniß. Orpheus nannte sie nicht anders; Plato gab ihm Beyfall; diese Lehre war in den Morgenländern alt und wurde von Kirchenvätern angenommen. Die Beschauung des unsichtbaren Gottes hielten sie für ein Mittel, uns wieder in das Lichtmeer seines Wesens zu versenken: es gab Einsiedler und Mönche früher als Christen. Gegen den Leib trugen sie einen übertriebenen Haß, gegen ihn, das Werkzeug unsers Wissens, bis eine andere Gestalt uns über die thierischen Triebe erhebt. Aber dem sey, wie ihm wolle, der Geistlichkeit schien eheloses Leben würdig, weil sie leibliche Neigungen vergessen sollten: doch wurde es nur angerathen und nicht anbefohlen. Viele heyratheten, weil ihre Seele nicht groß genug war, sie bis zu dem Grundsatz des ehelosen Standes zu erheben. Gregorius machte aus dem Rath ein Gesetz."

„Diese Geisterverbindung, die er der Waffengewalt entgegenstellte, gründete er auf die vorgängige Verbindung der Klerisey und Mönche an den apostolischen Stuhl. Da ließ er schon durch einen seiner Vorfahrer die Wahl des Pabstes nur durch ausgesuchte Priester, die Kardinäle, vollziehen, auf daß das Oberhaupt der Kirche nur im Geiste derselben angesetzt würde. Da verbot er die Simonie, weil die Priester nur von ihm fürchten und hoffen sollten; da gebot er das ehelose Leben, auf daß der Priester ganz Priester wäre. Kinder theilten die Sorge der Hausväter; selten vergißt ein Verheyratheter alles für den Ruhm, alles für sein Korps. Genug, Sterbliche wissen von ihrem Leben keine andere

Spur zu lassen als Kinder. Männer, die keine Mutter hätten als die Kirche, keinen Vater als derselben Haupt, welche in ihr und für sie lebten, deren Seele von der Sorgfalt für die Hierarchie verschlungen wäre, solcher Männer bedurfte die Zeit. Große Männer wurden so, den andern befahl es der Pabst [14]."

In diesem Geiste und nach solchen Anstalten trat er als Oberhaupt der Kirche gegen das Oberhaupt des Staates, und forderte die Rechte der geistlichen gegen das Ansehen der weltlichen Gewalt zurück. Es war nämlich üblich geworden, daß die Kaiser die Bischöffe und Prälaten, welche nun Reichsfürsten geworden waren, mit Ring und Stab belehnten; Gregorius aber wollte eine freye Wahl. Der Kaiser hatte die Gewohnheit, das Beyspiel seiner Vorfahren und Väter und eine große Parthey in Deutschland und Italien vor sich; Gregorius aber die Sachsen und Guelfen, welche wider Heinrich waren, und den Geist der Zeit. Also wurde der Kaiser, welcher seine Rechte behaupten wollte, in den Bann gethan, der Kaiserkrone verlustig erklärt, und vor den Richterstuhl des Pabstes gefordert. Der Nachfolger Karls des Großen und der Ottonen, der Enkel und Sohn Konrads und Heinrichs III. mußte über die Alpen zu dem Pabst nach Kanossa kommen, drey Tage ohne Begleitung, ohne königlichen Schmuck, ohne Speise, baarfuß und in einem Bußkleide im Vorhofe des Schlosses stehen und die Erlassung des Kirchenbannes erbitten, welche er erst den vierten auf Vorbitte der Umstehenden erhielt. Gregorius sagt über diesen Vorgang selbst: daß alle, welche gegenwärtig gewesen

14 Es giebt Verschnittene, welche die Menschen verschnitten haben, und es giebt Verschnittene, welche sich selbst verschnitten haben um des Himmels willen. S. Matth. 19.

seyen, sein Betragen mehr einer tyrannischen Grausamkeit als der apostolischen Strenge angemessen gefunden hätten. Auch in unsern Zeiten ist dieses Betragen des Pabstes selbst von Bischöffen und Geistlichen getadelt worden [15]; ganz anders denkt davon der berühmte Geschichtschreiber der Schweitzer.

„Gregorius, Alexander, Innocentius," sagt er, „erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Hier baueten ihre Vaterhände die Hierarchie, und neben ihr die Freyheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines Einzigen fallen; ohne jene war es nicht möglich, allen Völkern einerley Gedanken einzugeben. Ohne den Pabst war die Kirche gleich wie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eignen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil wachen mußte."

„Von dem an war eine Freystatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freystatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron; und in diesem Gleichgewichte lag öffentliches Wohl. Von dem an konnte jeder seinen Herrn wählen unter mehreren Fürsten; so lange die Welt einem Einzigen diente, war Freyheit nur, wo Kato sie fand. Die militärische Gewalt war in den Händen der Fürsten; die Kirche hatte eine moralische Macht. Auf daß diese jener das Gleichgewicht hielte, wurde Hierarchie und Immunität erfordert: jene weil Ordnung Stärke giebt, weil ohne den Pabst, ohne Erzbischöffe, ohne Ordensgeneräle die Kirche ein unbehülflicher Haufen gewesen wäre; diese

15 Hontheim, Schmidt.

war nöthig; denn wer wollte ohne Immunität einem Fürsten sagen: Du bist der Mann des Todes. Die Kirche weiß nichts von Waffen, sollte sie auch nicht führen. Würde war nothwendig und Glanz war gut, aber Gold erweckte den Neid; besser ist's in den Herzen derer herrschen, die das Gold haben."

„Zufolge solch einem Plane haben sich die großen Päbste aller Zeiten an die Spitze der Christenheit, und neben sich in langer Ordnung die Klerisey gestellt; hierauf die Macht in Schranken gehalten, die Niedrigkeit emporgehoben, indessen sie Rom selten, den Kirchenstaat fast nie besessen. Sie lebten in finstern Zeiten, welche uns aber alles gegeben, was wir nutzen, und anstatt blutiger Trümmer und morastiger Wälder viele kraftvolle Staatskörper auf uns herunter gesandt haben. Vorher als der Imperator auch der erste Pontifex war, war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarey, Tod und Ruin verfallen; aus keiner andern Ursache, als: weil bezaubert von den Tugenden des Diktators Cäsar, die Römer einem einzigen Menschen über Millionen, beydes in göttlichen und menschlichen Dingen, unumschränkte Obergewalt gelassen, ohne zu bedenken, daß ein Tiberius kommen könnte."

Nachdem es dem päbstlichen Stuhle gelungen war, das erste weltliche Oberhaupt der Christenheit zu demüthigen, konnte er um so leichter die übrigen Könige und Fürsten sich unterwürfig machen. Die größten Kaiser aus dem folgenden Hohenstaufischen Geschlecht mußten, troz ihrem von neuem gewagten Widerstande, und troz ihren ruhmvollen Regierungen und Siegen, ihren Nacken unter den Fuß des Pabstes schmiegen, und seine Obergewalt anerkennen. Die Könige von Frankreich, Philipp I. und II., wurden mit Bannstrahlen bedrohet,

obwohl der römische Hof öfters Schutz bey ihnen suchen mußte. Die neugestifteten Königreiche in Spanien, Portugall und Sicilien, sah man schon lange als Lehen des päbstlichen Stuhls an. Gregor VII. gab Wilhelmen von der Normandie die Erlaubniß, England erobern zu dürfen; Heinrich II., einer seiner Nachfolger, wurde in Bann gethan, um ihn wegen der Ermordung des Erzbischoffs von Kanterbury zu bestrafen, und Johann legte den Eid der Treue förmlich in die Hände des päbstlichen Legaten ab. Die nordischen Könige erkannten mit der Annahme des Christenthums zugleich auch die Oberherrschaft der Päbste; eben so die slavischen. König Stephan von Ungarn wurde mit einer geweihten Krone beliehen, und daher apostolischer König genannt; ja Salomon erhielt das hungarische Reich als ein wirklich päbstliches Lehen. In allen Gegenden der Welt, wo entweder die Kreuzfahne hingetragen, oder das Kreuz selbst aufgepflanzt wurde, verbreitete sich auch die Herrschaft des päbstlichen Stuhles.

Wer die Geschichte des Mittelalters achtsam durchliest, dem kann es nicht entgehen, daß Gregorius VII. sein großes Gebäude gänzlich auf die Grundsätze bauete, welche schon früher durch die Dekretalen ausgebreitet, und endlich von Bonifacius VIII. förmlich ausgesprochen wurden. Man behauptete nämlich: „Es sey „nur Eine Kirche, und außer derselben weder Seeligkeit „noch Vergebung der Sünden zu hoffen. Sie habe nur „Ein Haupt, das sey Christus und sein Statthalter „Petrus und dessen Nachfolger. Sie habe aber zwey „Schwerdter, ein geistliches und ein weltliches; das „letztere sey zwar den Königen und Soldaten anvertraut, „aber der geistlichen Gewalt unterwürfig. Wenn also „die weltliche Gewalt auf Abwege gerathe, müsse sie

„von der geistlichen in Ordnung gebracht werden; so „auch eine geistliche niedere von der höhern, aber die „höchste geistliche Gewalt könne von Niemand als von „Gott gerichtet werden. Alle Reiche seyen also dem „Pabste unterworfen, und er der Statthalter Gottes „auf Erden.“

Diese Allmacht der Päbste war ganz in dem Geiste der alten Deutschen und in der Politik der damaligen Zeiten gegründet: nur der oberste Priester hatte das Recht, den freyen Mann zu züchtigen, und durch Gottes Machtwort das Geschrey der Freyheit auf den öffentlichen Versammlungen zu stillen; und allen übrigen europäischen Staaten war gewiß daran gelegen, daß die tapferen Nachfolger Karls des Großen, die Kaiser aus dem sächsischen, besonders fränkischen und schwäbischen Hause, gedemüthiget wurden, weil sie, so wie ähnliche Eroberungen und Anstalten, auch ähnliche Absichten wie ihr großer Vorfahrer äußerten [16].

Auf diese Weise geschah es, daß, so wie die christliche Religion die große occidentalische Republik zusammenband, das Oberhaupt der Kirche auch das Oberhaupt des christlichen Occidents wurde. Diesem zufolge war der Pabst als Gottesgewaltiger auch zugleich Oberrichter, Oberlehenherr, Obergesetzgeber, Obervorsitzer der ganzen Christenheit, im Geistlichen und Weltlichen. Er konnte Kronen geben und Kronen nehmen, lösen und binden. Er trug eine dreyfache Krone. Er hatte den Schlüssel zum Himmel und zur Erde. Sein Panier ragte über alle Reichspaniere. Er versammelte die christliche Gemeinde auf dem Konzilium. Vor seinem Heerbanne, den Kreuzzügen, wehete die Kreuzfahne, Gottesfahne.

16 Es ist bekannt, daß sich Friedrich I. als römischer Kaiser zum Oberhaupt der Christen erklären ließ.

Und da war es gewiß ein großes, herrliches Schauspiel, als alle Christen sich wie eine große allgemeine Republik auf dem Konzilium, und wie ein großer allgemeiner Heerbann auf den Feldern von Piacenza und Vezelai versammelten. Päbste und Kaiser, Bischöffe und Könige, Nationen und Kirchen, Republiken und Universitäten, Fürsten und Prälaten, Doktoren und Patrioten, Christen und Männer, Alles stand auf voll Eifer und Liebe, um mit vereinten Kräften entweder die Kirche zu verbessern, oder sie gegen die Ungläubigen zu vertheidigen.

Ich will hier nichts weniger, als die Anmaßungen der Päbste und Geistlichkeit, die tollen Schwärmereyen der Kreuzzüge vertheidigen. Ich will nicht einmal die guten Wirkungen davon, welche selbst ihre Zerstörer und Feinde zugestehen, anführen: daß z. B. dadurch heilsame Gesetze gegeben, Menschlichkeit verbreitet, der weltliche Despotismus aufgehalten, Wüsteneyen angebauet, Wissenschaften erhalten und befördert wurden; daß sie endlich, wenn alles durch Lehenabtheilungen, Privathaß und Fehde zerrissen, und gegen einander kämpfend stieß, daß sie der allgemeine Schlußstein waren, der dieses zerstückte, auseinander drängende gothische Gewölb zusammenhielt. Ich will nur zeigen, wohin das finstere und ungeheure Gebäude strebte.

Es ist gewiß, und dieß sah man auch schon damals, die Geistlichkeit, oder vielmehr die Päbste strebten nach einer offenbaren Herrschaft über die Welt. Sie schrieben der gesammten Christenheit Gesetze vor, waren die Richter und Tongeber derselben; sie erschütterten und verschenkten die Thronen fast aller Reiche; Kaiser und Könige mußten vor ihnen auf den Knien rutschen, und ihren Willen verehren. Mißbrauch! ungeheurer Mißbrauch! Aber

man sehe auch, was für eine Wendung es nehmen konnte. Waren sie jetzt zu viel von Herrschsucht aufgeblasen; giengen ihre Anmaßungen zu weit, da fanden sie selbst in ihrem Schooße und an den Grundsteinen ihrer Macht auch ihre Einschränkung: ja endlich ihren Sturz. Nicht ihre Feinde waren es, welche zuerst über Mißbräuche und um Verbesserung schrien, sondern ihre Söhne, ihre Bischöffe, sie selbst, ein ganzes Konzilium stand auf, um zu verbessern. Späterhin durfte ja nur ein deutscher Mann dem Volke die Bibel in die Hände geben, und weg war Pabstthum über halb Europa!

Aus der Geschichte des konstanzer Konziliums wirds offenbar, daß die ganze vereinte christliche Kirche von jeher eine höhere Gewalt zu haben glaubte, als Päbste und Könige. Man setzte allda Päbste ab und Päbste ein; der Kaiser und die Könige waren hier nur die Exekutoren, und wie man an der Hinrichtung des Huß und Hieronymus von Prag sieht, sogar die Scharfrichter des allgemeinen Willens der Christenheit, wie sie bey den Kreuzzügen die Generallieutenants derselben gewesen sind. Nun überschaue und überdenke man einmal den Zusammenhang dieses großen ungeheuern Gebäudes der christlichen Republik!

Die Stimmen der einzelnen Männer, Kärle, Wehren, Leute ꝛc., machten den Willen und Gesetze eines Zehntels, einer Tything; die Stimmvertreter der einzelnen Tythings machten den Willen und die Gesetze der Hundrede aus; die Hundreden waren der Wille der Grafschaft; der Wille gesammter Grafschaften und Lehen, welche durch ihre Repräsentanten auf den Reichstagen, May- und Merzfeldern, Dännehöven ꝛc. zusammenkamen, galt für den Willen und das Gesetz der Nation. So war endlich die Meinung und der Wille aller

Nationen durch ihre Stellvertreter, die Bischöffe, Könige, und ihrer Gesandtenden Wille der ganzen Christenheit, und folglich sowohl nach dem katholischen als spinozischen Systeme Gesetz Gottes, Ausspruch des heil. Geistes. So war die gesetzgebende Gewalt der christlichen Republik. Die vollstreckende Gewalt stieg eben so. Sie gieng vom Tythingmån, Zentgrafen, Vogt zum Hundreden, von da zum Altermann, Grafen oder Lehnsherrn bis zum Könige oder Kaiser, und endlich zum Pabste hinauf. Wenn man nun betrachtet, wie das Volk den Grafen und Altermann durch seine Wahlen und Klagen; der König seine Vasallen und das Volk durch seine Sendgrafen; das Volk, der Adel und die Geistlichkeit den König oder Kaiser, die Bischöffe und Könige den Pabst, und dieser wieder die ganze Christenheit balanzirte und kontrollirte; wenn man bedenkt, wie das Alles von unten herauf, von Gemeinde und Stand zu Reichstag, vom Reichstag zu Konzilium, von Konzilium zu Gott, und oben herab von Gott zu Konzilium, zu Reichstag, zu Stand, zu Christ, zu Mensch gieng, und Alles gebunden durch Triebe, Neigungen und Herzen: so ist in dem Mittelalter gewiß eine Anlage ins Große, deren wir keine mehr in der Geschichte, selbst in dem weisen Senat und Forum der Römer antreffen.

Achtes Kapitel.

Das Kalifat.

Der großen christlichen Republik unter der Obhut des Pabsts im Occidente gegenüber, stund im Oriente der große mohamedanische Sultanismus unter der Gewalt der Kalifen. Als nämlich die westlichen Völker neue Reiche gründeten, bestanden noch mehrere Staaten und Religionen unter den östlichen, wovon aber jede die andere zu schwächen und zu drängen suchte. Am Ganges lehrten die Brahminen; am Euphrat glaubte man an des Zerdutsch heiliges Wort; in Vorderasien standen christliche Kirchen neben jüdischen Synagogen; und in den übrigen Theilen betete man nach der Heyden und Sabäer Art die Gestirne und Natur an. Aber alle diese Religionen hatten durch häufige Irrthümer und Mißbräuche ihre ursprüngliche Reinheit, alle die Völker, so sie bekannten, die Stärke ihrer Verfassungen verlohren. Die großen Reiche der Perser und Indier waren in Schwäche und Ohnmacht versunken; die koptischen und äthiopischen Staaten ohne Bedeutenheit; die entfernteren kannte man kaum, und selbst von der Größe des orientalischen Kaiserthums war nichts mehr übrig als Prunk und Namen.

Nur in dem bisher fast unbekannten, aber eben darum unverdorbenen, Arabien fand man noch alte Einfalt und Hirtensitte, und mit ihr Geist und Kraft. Die Araber lebten nach Patriarchenart in Freyheit und Unabhängigkeit. Ein jeder Stamm weidete mit seinem Vieh in den Thälern der Gebirge, oder zog in Karavanen auf Beute und Handel aus. Unter freyem Himmel

oder in unsteten Zelten lebend, wußten sie nichts von den Wollüsten der Städte, von den Ränken der Staaten. Der Hausvater war Emir und Anführer seines Stammes. Jeder vertheidigte sein Recht mit eigenen Waffen, und die Geschlechtsregister waren zugleich ihre heilige Sage und die Geschichte ihres Landes. Unter diesen Menschen trat Mohamed auf, und stiftete einen neuen Glauben und damit ein Reich, was sich vom Ganges bis zum Tajo, vom adriatischen Meere weit ins Innere von Afrika erstreckte. Vom Berge Hara herab kam er und verkündete himmlische Offenbarungen, die er vom Engel Gabriel erhalten zu haben vorgab. „Alles," sprach er, „was im Himmel wohnt und auf der Erde lebt, wird „Lob und Dank sprechen dem Heiligen, dem Starken, „dem Allwissenden, dem einzigen Gotte und Könige; „denn er hat unter den Einfältigen und Ungelehrten „mich selbst, einen Einfältigen und Ungelehrten, als Pro„pheten erweckt, auf daß ich euch offenbare die Wunder „seiner Allmacht, euch reinige vom Unglauben, euch die „Schrift und Weisheit lehre, obwohl ihr zeither in „Finsterniß und Irrthum lebtet. Ich bin zwar nur ein „Mensch wie ihr, und werde von Gott gerichtet, wie „ihr; aber ein Jeder, welcher die Ankunft des Herrn „erwartet, wird neben seinem Gott keinen andern „verehren, als den einzigen Gott und mich, seinen Pro„pheten, den er euch gesandt hat. Es waren zwar vor „mir schon mehrere Propheten, Ibrahim, Moseh „und Isai, und diejenigen, welche an Gott und den „jüngsten Tag glauben, und gute Werke verrichten, „seyen es Juden, Christen oder Sabäer, werden ihren „Lohn empfangen: allein diejenigen unter ihnen, welche „mehrere Götter anbeten, werden gezüchtiget werden. „Denn von Gott ist nichts als ein einziger Gott. Sein

„gehört, was im Himmel und auf Erden ist, und er
„ist Allem genug. Gott hat keinen andern Gott nöthig,
„um etwas hervorzubringen. Wenn er etwas thut,
„sagt er nur: Es sey und es wird. Wer einen
„Gott der Götter glauben will, muß erst die Beweise
„der Wahrheit geben; ich aber werde nichts sagen, was
„nicht in mir mit Wahrheit ist, und wenn ich es sagte,
„würde es Gott schon zuvor wissen, denn er kennt die
„Geheimnisse meiner Seele. Als ich von Gott eine
„besondere Gnade erbat, sagte er mir: Ich habe den
„Adam durch meine Hände gebildet, und ihm meinen
„Geist eingeblasen, aber wegen seinem Ungehorsam ihn
„verstoßen bis zum Tage der Auferstehung. Ich habe
„den Ibrahim (Abraham) als meinen Freund
„angenommen, aber dich zu meinem Vielgeliebten
„gemacht, was gewiß mehr ist. Ich habe mit Moseh
„auf dem Berge Sinai gesprochen; aber bist du nicht
„jetzt bey mir im Himmel, wo ich mit dir, du mit mir
„redest? Wenn ich den Edris (Henoch) in einen
„höhern Ort versetzte, bist du nicht zweyer Bogen Weite
„von mir? Wenn ich dem David die Psalmen mit-
„getheilt habe, gab ich dir nicht den Koran, den großen
„Koran? O Mohamed! sagte Gott, in diesem Koran
„sind zwey Hauptstücke, welche man meinen Abglanz
„nennt; wer sie unter deinem Volke liest, wird auf
„dieser Erde Ueberfluß, und jenseits das Paradies
„haben. Wenn ich dem Salomon die Vögel und
„Winde unterwarf, so will ich dir und deinem Volke
„die Erde zu Füßen legen, und wenn ich endlich Isai
„durch meinen Geist und mein Wort geschaffen habe, so
„will ich deinen Namen zu dem meinigen schreiben, und
„von mir wird künftig weder im Himmel noch auf Erden
„Meldung gethan werden, ohne daß man deinen Namen

„mit meinem nenne. Ich werde künftig keinen Glauben „und kein Gebet anhören, ohne daß man bekenne, daß „Gott Gott ist, und du sein Prophet. Denn du bist „wahrhaft, und glücklich ist der Mensch, der deinem „Rufe folgt und dir gehorchet. Darum glaubet an Gott „und mich, seinen Propheten. Enthaltet euch des Weins, „des Spiels, des Wuchers, des Diebstahls, des Ehe„bruchs, der unreinen Speise und der Blutschande. „Die Glaubigen sollen vielmehr zeitliche Fasten und „Gebete anstellen, heimlich und öffentlich Allmosen „geben und die Kaaba besuchen. Dafür wird ihnen „werden hier auf dieser Erde großer Sieg und Macht, „und am Tage der Auferstehung die Wollust und göttliche „Freude im Paradies unter den Engeln und Erzengeln, „unter den Propheten und Patriarchen, unter den Hei„ligen und himmlischen Huris."

So sprach Mohamed zu seinem Volke: zu seinen Freunden wird er wohl anders gesprochen haben, ohngefähr so, wie ihn Voltaire reden läßt:

Hätt' ich mit andern als mit euch zu reden,
Ich würde nur den Gott, der mich begeistert, sprechen lassen.
Der Koran und mein Schwerdt ist mir genug,
Das Volk zu meinen Füßen hinzulegen.
Allein ich rede jetzt mit euch, mit meinen Freunden.
Ihr sollt mich kennen lernen, wie ich bin.
Kein Priester, kein Emir, kein König oder Bürger
Hat je so einen großen Plan erdacht,
Als ich euch einen vorzutragen habe.
Schon haben viele Völker sich durch Künste oder Kriege
Bisher berühmt gemacht. Arabien allein
Blieb unbekannt und ruhmlos in der Weltgeschichte.
Ich will es wecken dieses edle Volk
Durch Tapferkeit und reine Sitten fähig,

Dem Koran eine ganze Welt zu unterwerfen.
Seht um euch her die Staaten, so es jetzt umgeben.
Die Indier sind schwach und unter sich getheilt,
Der Perser großes Reich ist im Verfallen,
Die Könige der Kopten und der Aethiopier
Sind ohne Kraft, und selbst der Römer Herrschaft in
Konstantinopel oder Rom wankt durch Barbaren;
Religion und Sitten und Gesetz sind ohne Geist
Und ohne Wirkung. Diese Völker, diese Staaten
Bedürfen einen neuen Gott und einen neuen König.
Schon gab es vor mir Fürsten und Propheten, welche
Religion den Völkern und Gesetze gaben.
Ein gleiches will ich in Arabien versuchen:
Ich reinige das Volk von Aberglauben und Abgötterey,
Und lasse es nur einen wahren Gott bekennen.
Durch Wunder und der Waffen Macht bekehr ich sie,
Und werde so ihr König, ihr Prophet. Auf! folget mir
Und theilet mit mir Ruhm und einen neuen Thron.

Mohamed trug seine Lehren in einzelnen Reden und Predigten vor, die sein Nachfolger Abubekr sammelte, und Othman als Glaubensbuch dem Volke verkündete. Man nannte diese Sammlung Koran oder Al-Koran, die Lesung. Die Hauptstücke dieses neuen Religionssystems sind die Einheit Gottes, die göttliche Sendung Mahomeds, die unbedingte Vorherbestimmung, die Erwerbung der göttlichen Belohnung durch gute Werke, die Auferstehung der Todten und die künftigen Belohnungen oder Strafen. Als nothwendige Pflichten schreibt er die festgesetzten Gebete, das Fasten, die Allmosen, und die Wallfahrt nach der großen Moschee zu Mekka vor. Nach Gott stellt er noch Engel, Mittelgeister und Propheten

zur Verehrung dar, und unter letztern sind auch Abraham, Moses und Christus genannt. Die Begriffe, welche er vom künftigen Leben giebt, sind sinnlich, wollüstig und dem Genius seines Volkes angemessen. Seine ganze Religion heißt Islam, und ihre Bekenner Moslemim. Sie ist abgetheilt in den dogmatischen Theil, Iman, und moralischen oder praktischen, Div (Divan). Die Verehrung Mohameds wuchs mit jeder Generation. Man hielt nicht nur seine Lehre und seinen Körper, sondern auch seine Waffen, Pferde und Esel für heilig. Aber bald theilten sich seine Anhänger, wie die Christen, in mehrere Sekten, die sich aber größtentheils entweder als Sunaiten, welche die Sunnah, oder ein mündliches Gesetz, und als Schiiten oder Alyten, welche den Aly, als rechtmäßigen Kalifen erkennen, unterscheiden. Ihre Priester hießen Imans, ihre Mönche Dervische, ihre Tempel Moscheen.

Das weltliche Regiment war innigst mit dem geistlichen verbunden, und der Kalif Oberherr in beyden Regierungen. Die Religion allein gab seiner Gewalt Schranken. Es war ein Glaubenssatz bey ihnen, die Religion mit dem Degen in der Faust auszubreiten, und vielleicht hat derselbe so viel zur Erweiterung ihres Reiches beygetragen als ihre Tapferkeit. Die hohen Begriffe, welche sie von dem Koran hatten, giengen so weit, daß der Kalife Omar die schöne Bibliothek von Alexandria verbrennen ließ, weil er die darin enthaltenen Bücher neben ihrem heiligen Buche entweder als unnütz oder als schädlich hielt.

Indessen lernten seine Nachfolger, besonders Al-Raschid und Al-Mansur, die Schätze der griechischen Weisheit in den Staaten kennen, welche sie erobert hatten. Man fieng allbereits an, die alten Schriften,

besonders den Aristoteles, ins Arabische zu übersetzen. Man verbesserte die Mathematik und Zeitrechnung. Die Fabriken in Alexandria und Damaskus wurden erhalten oder wieder hergestellt; neue Palläste und Moscheen stiegen mit eigener Pracht und Kunst hervor; die Araber wurden bald als die ersten Künstler und Gelehrten der Welt angesehen. Die Namen eines Messue, Rhazes, Avizenna, Avenzoar, Averroes und Eben Bitar nebst ihren Werken und Ueberbleibseln zeugen von dem hohen Grade der Kultur, welche jetzt unter den Kalifen blühte, und selbst Karl der Große, welcher doch so sehr um den Namen eines Wiederherstellers der Künste und Wissenschaften buhlte, sah mit Eifersucht auf den Kalifen Harun Al-Raschid, als dieser ihm eine Uhr zum Geschenk überreichen ließ.

Die ersten Proselyten machte Mohamed unter seiner Familie. Seine Frau Kadidscha, sein Vetter Waracka, sein Sklave Said, sein Neffe Aly, ja selbst der kluge Abubekr, und diesem zu Liebe auch Osman, nahmen, sey's aus Interesse oder Ueberzeugung, seinen Glauben an. Nicht so glücklich war er bey seinen Landsleuten. Sie wollten an seine göttliche Sendung nicht glauben, weil sie ihn von Jugend auf und als Kaufmann kannten. Ein Theil davon haßte ihn, weil er ihre Rechte kränken, ein anderer, weil er ihre Religion vertilgen wollte. Er war gezwungen aus Mekka zu fliehen, um sich in Medina, wo er unbekannter war, folgsamere Anhänger und Unterstützung zu suchen.

Diese Flucht (Hedschra) machte unter den Muselmännern Epoche. Auch war sie wirklich der Zeitpunkt, wo das Glück ihrer neuen Religion seinen Anfang nahm. Mohamed reisete unter Anführung des Engels Gabriel

noch einmal in Himmel, und kam jetzt nicht allein als Prophet, sondern auch als Held und Eroberer zurück. Beydes war dem Geiste seines Volkes angemessen. Abergläubisch bis zur Schwärmerey, und tapfer bis zur Kühnheit, kennen wir die Araber in der alten und neuen Geschichte. Nichts konnte also ihrem natürlichen Charakter mehr schmeicheln, als eine Religion, welche ihnen auf der einen Seite den Besitz der Erde, auf der andern den Genuß der himmlischen Freuden versprach. Mohamed zog an der Spitze von Hundert gegen Tausend, nahm Mekka mit Sturm ein, bekehrte und eroberte mit Worten und Waffen ganz Arabien, und einige Grenzländer, und starb als Herr davon im Jahre 632.

Noch weit glücklicher, als er, waren seine Nachfolger, in der theokratischen Regierung, die Kalifen. Abubekr und Omar eroberten Syrien, Palästina, Phönizien, Mesopotamien und Armenien. Letzterer drang in das partho-persische Reich, verbreitete dort seine Macht bis Chorasan aus, und nahm auch Aegypten ein. Sein Nachfolger Mohawija, aus dem Hause der Omojaden, vertrieb die Haschmiden vom Kalifate, und setzte mit Abd-al-Malek die Eroberungen über ganz Nord-Afrika fort. Walid zog bis nach Indien und Europa. Durch ihn und seine Nachfolger wurde ganz Spanien und der südliche Theil von Italien dem Kalifate unterworfen. Unter Harun-al-Raschid und Al-Mansur schien das Mohamedanische Reich größer und gebildeter als jenes Karls des Großen zu seyn. Wenn auch hernach die türkischen Emiren, von den Kalifen selbst zu Hülfe gerufen, die weltliche Gewalt dieser Oberpriester auf sich gelenkt hatten; so war doch der Geist nicht verlohren, welcher das Reich Mohameds

belebte. Zwischen es und die Christenheit waren die Völker der Erde getheilt, und man wollte sie entweder dem Evangelium oder dem Koran unterwerfen.

Die Kreuzzüge.

Die Weltgeschichte enthält keine Begebenheit, die sowohl in Hinsicht des Umfanges der dabey theilnehmenden Völker, als in Hinsicht der wichtigen Folgen, so sie hervorbrachte, merkwürdiger wäre, als die sogenannten Kreuzzüge. Die christliche Welt vereinigte sich gegen die mahomedanische, der Occident gegen den Orient, und Millionen von Menschen wanderten in entfernte Welttheile, um Feinde aufzusuchen, die sie selbst dem Namen nach nicht kannten. Diese heiligen Kriege sind unstreitig das stärkste Beyspiel, was die Geschichte von der Gewalt eines heiligen Enthusiasmus aufführen kann.

Es mußte die Christen schon lange geschmerzt haben, daß diejenigen Länder und Orte, wo ihre Religion gegründet und durch das Blut ihres Stifters versiegelt wurde, in die Hände der Unglaubigen gekommen waren. Sie stellten daher zeitliche und häufige Wallfahrten nach jenen Gegenden und heiligen Denkmälern an, und drückten ihnen heimlich Küsse ihrer Andacht auf, da sie selbe nicht öffentlich verehren durften. Die Mohamedaner behandelten die in Judäa wohnenden Christen nicht hart, und sahen auch gerne, daß europäische Pilgrime zu ihnen wanderten, weil diese mit der Andacht zugleich den Handel verbanden. Allein die türkischen Eroberer, welche das Kalifat gestürzt hatten, waren nicht so duldsam. Sie hatten in den ersten Stürmen ihrer Eroberungen wenig Achtung gegen das

friedliche Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft, und da die Pilgrime an Zahl täglich stärker wurden, hielten sie selbe für heimliche Feinde ihrer Regierung, und bedroheten sie mit Sklaverey und Tod.

Ein so hartes Schicksal der wallfahrenden Christen machte in ganz Europa den traurigsten, aber auch empörendsten Eindruck. Die Stimmen der Gefangenen drangen zu den Herzen der Freyen, die Klagen der bedrängten Familien reizten den Zorn der Tapfern und Ritter, und die Vorstellungen der asiatischen Bischöffe blieben bey dem päbstlichen Stuhle nicht unerhört. Schon Pabst Silvester II. war darauf bedacht, Judäa den Unglaubigen zu entreißen. Thätiger noch war Gregorius VII.; denn ihm fehlte zu seiner bereits erworbenen geistlichen Herrschaft nichts mehr, als daß er unter der Kreuzfahne die ganze Christenheit gegen die Feinde des Glaubens angeführt hätte.

Um diese Zeit erschien Peter von Amiens, der Eremite genannt, und bließ das heilige Feuer, was bisher nur in einzelnen Funken geglimmt hatte, zu einer allgemeinen lichten Flamme an. Schwärmerisch in seinen Ideen, thätig in seinen Unternehmungen, und standhaft in Vollführung derselben, wurde er von dem Bischoffe von Jerusalem aufgefordert, den ersten Kreuzzug zu predigen. Voll des heiligen Eifers gegen die heiligen Orte, und des Hasses gegen die Bedrückungen der Muselmänner, umgürtete er seinen Leib mit einem härenen Kleide, nahm in die Hand ein Kruzifix, und durchzog, nachdem Pabst Urban II. sein Unternehmen gebilligt hatte, die Städte und Länder der europäischen Christen, um sie zu der Befreyung der asiatischen aufzureitzen. Seine durch Schwärmerey und den Gegenstand selbst erhöhete Beredsamkeit wirkte auf die Herzen

aller Gläubigen. Bischöffe und Könige, Aebte und Fürsten, Ritter und Volk, liefen in Haufen zusammen, rüsteten sich und nahmen das Kreuz an.

Dieser heilige Enthusiasmus, welchen jetzt die Religion entflammte, wurde noch von einem andern Geiste erhöhet, so damals alle Krieger belebte. Der Adel machte nämlich zu der Zeit schon einen eigenen Stand aus, welcher sich vorzugsweise durch die vier Kardinaltugenden des ritterlichen Gemüthes: Religion, Ehre, Tapferkeit und Minne oder Galanterie auszeichnen wollte. Wir finden davon zwar schon in früheren Zeiten einige Spuren; aber was damals nur eine rohe Anlage war, wurde jetzt durch eigene Gesetze und Orden eine förmliche bürgerliche Anstalt.

Ein jeder, welcher sich zur Ritterschaft bekannte, mußte sich erst als Knappe bey irgend einem Helden in Edelmuth und Tapferkeit üben. Er durfte sich keine Niederträchtigkeit, keinen Raub und Gewaltthat und keine Unhöflichkeit zu Schulden kommen lassen. Fromm im Glauben, treu seinem Fürsten und Vaterlande, galant gegen die Frauen, und ein Schützer der Unschuld und Schwachheit zu seyn, waren heilige Gesetze, die er zu befolgen hatte. Nach selben sollte er handeln, so sollte er seinen Richtern zur Schau aufgetragen werden.

Erst nach vollendeter Lehre und erprobter Tugend wurde er mit großen und heiligen Zeremonien in den Orden der Ritterschaft aufgenommen. Als ein geprüfter Halbritter zog er mit einer prächtigen Begleitung in die Kirche, wo Bischöffe, Prälaten, Geistliche, Ritter und Damen ihn erwarteten. Die Knappen trugen sein Wappen, sein Schwerdt, seine Rüstung; die Damen seinen ritterlichen Schmuck. Hier kniete er vor dem Altare nieder, beichtete, kommunizirte und flehete Gott

um fernere Stärke an. Dann wurde er geschmückt mit seinen Waffen, bedeckt mit seinem Helm, und umgürtet mit seinem Gewehre. Hierauf zog der Ordensmeister das Schwerdt, und schlug es ihm dreymal im Namen des heiligen Georgs und Michaels über die Schulter mit der Deutung: künftighin keinen Schimpf weder gegen sich, noch gegen die Religion, noch gegen seinen Fürsten und Vaterland, noch gegen die Schönen zu dulden. Nun wurde er von Rittern belobt, von den Damen geführt, und das Volk gab ihm laut seinen Beyfall zu erkennen.

Dieser Geist der Ritterschaft, welcher anfänglich nur auf Burgen oder unter einzelnen Helden geübt wurde, bekam bald einen allgemeinen Wirkungskreis. Die Deutschen hatten nämlich, wie Tacitus sagt, schon eine Art von Kampfspielen, wo die nackten Jünglinge zwischen Schwerdtern herumsprangen und sich in Waffen übten. Die Uebung brachte so die Kunst, die Kunst die Zierlichkeit hervor. Diese Spiele wurden von klugen Kaisern und Königen zum Wohl des Vaterlandes und zur Bildung edler Jünglinge benutzt. Bey großen Festen und Feyerlichkeiten, oder sonst außerordentlichen Begebenheiten, wurde der Adel und die Ritterschaft der ganzen Nation zu einem Kampfe, welchen man das Turnier hieß, eingeladen, um sich in Tapferkeit und andern ritterlichen Spielen zu üben. Ein jeder, welcher da erscheinen wollte, mußte zuvor die Reinheit seines Adels, den Muth seines Standes und die Sittlichkeit seines Betragens erweisen können, sonst wurden ihm mit Schande und Verweis die Schranken verschlossen. Es waren eigene Gesetze vorgeschrieben, nach denen sich der Turnierfähige beurtheilen, beschauen und richten lassen mußte. Die Uebungen und Spiele

bestunden im Reiten, Stechen, Fechten und Lanzenbrechen. Die Könige und Fürsten, die Ritter und Frauen saßen da als Richter und beobachteten. Das ganze Volk war Zuschauer des edlen Kampfes.

Auf einer weiten Ebene im Felde, oder auf einem großen Platze in der Stadt, waren in Form eines Amphitheaters Stühle und Sitze gestellt und Schranken errichtet, in welchen die ritterlichen Spiele beginnen sollten. Der Anblick war eben so herrlich als groß. Schöne und prächtige Teppiche zierten die Sitze der Fürsten und Damen, hundert und mehrere Fahnen von aller Art und Farbe flatterten über den Häuptern des Volkes; mit Federn und Gold aufgeputzte Streitrosse scharrten vor den Schranken und schienen selbst des Kampfes begierig zu seyn. Auf ihnen glänzten die Ritter in herrlicher Rüstung mit Waffen geschützt und lange Spieße erhebend.

Sobald die schmetternde Trompete das Zeichen des Anfangs gegeben hatte, bäumten sich die Pferde, blitzten die Lanzen, erschallten die Paucken, und die Ritter zogen paarweise zum Kampfe auf. Da rannte dann einer auf den andern vor, erst mit mancherley Künsten und Listen, dann mit erschütternden Stößen und Hieben. Die Waffen klirrten, die Stücke sprangen davon, die Rosse schäumten, die Lanzen brachen. Die Augen der Fürsten, der Damen, des Volkes waren auf sie gerichtet; Ehre und Muth angespornt. Wuth bemeisterte sich jetzt der Tapferkeit, und die Streitbaren ließen nicht nach, bis sie ihre Gegner aus dem Sattel gehoben hatten.

Nun winkten ihnen die Fürsten Beyfall, die Kampfrichter erkannten ihnen den Preiß zu, die Damen beschaueten sie, das Volk frohlockte, und der Dank und Lohn der Tapferkeit wurde ihnen unter Paucken- und

und Trompetenschall von den schönen Händen der Fräulein dargereicht. Seit den griechischen Spielen in Olympia kennt die Geschichte keine Anstalt, die fähiger gewesen wäre, den Edelmuth einer Nation zu bilden, als die Tourniere.

So einen Geist unter den Edlen von Europa traf Peter der Einsiedler an, als er den Kreuzzug predigte. Die frommen Ritter, welche bisher nur in Spielen oder weltlichen Kämpfen ihre Waffen geübt hatten, wurden nun Streiter Gottes, und das Aufgebot, welches bisher nur eine Nation zum Kampfe rief, erschallte nun über alle Königreiche der Christenheit. Auf den Ruf des heiligen Vaters versammelte sich zuerst zu Piacenza, dann zu Clermont eine ungeheure Menge von Bischöffen und Fürsten, von Grafen und Prälaten, von Rittern und Gemeinen aus allen Nationen, um den Willen Gottes zu vernehmen, und der allgemeine Kirchenrath beschloß unter dem lauten einstimmigen Beyfall den ersten Kreuzzug.

Man kann den Enthusiasmus, welcher die Kreuzfahrer und überhaupt die damaligen Zeiten belebte, nicht deutlicher schildern, als wenn man die Worte der Geschichtschreiber anführt, welche selbst davon begeistert waren. „Die Väter, sagt Balderich bey Bongars, frohlockten bey dem Abschiede ihrer Söhne, die Weiber entließen mit Freude ihre geliebtesten Männer aus den Armen; und wenn man einige Betrübniß an ihnen merkte, so war es darum, daß sie zurückbleiben mußten. O wie schön und herrlich war's, ruft Fulgerius aus, als wir die vielen Kreuze sahen, welche die Kreuzritter, nachdem sie die Gelübde abgelegt hatten, entweder in Seide oder Gold auf die verschiedenen Mäntel gestickt, über ihren Schultern trugen. Billig mußten diese

wahren Streiter Gottes mit dem verdienten Siegeszeichen geschmückt und gestärkt werden, welche sich zu seiner Ehre zum Kampfe rüsteten. Es war das reizendste Schauspiel und eine wahre Seelenlust, wenn man betrachtete, mit welcher Andacht, mit welcher frommen Begierde das Volk der Glaubigen zu den heiligen Orten wallfahrete; mit welchem Frohlocken, mit welcher Geistesfreude es die Denkmäler des göttlichen Leidens küßte. Ueberall sah man Thränen, überall Seufzer, aber nicht solche, welche Schmerz und Angst hervorpressen, sondern solche, welche die glühendste Andacht und das vollendete Vergnügen des innern Menschen Gott als ein Opfer anzuzünden pflegt."

Zu diesem erhabenen Schwunge der Seele gesellten sich auch eigennützige Triebfedern, welche diese Züge noch mehr befördern mußten. Die Päbste und Geistlichen vermehrten dadurch ihre bereits schon erworbene Macht. Viele Güter der in den Schlachten gebliebenen Ritter fielen der Kirche oder dem Staate anheim; die Könige und Fürsten wurden dadurch von ihren unruhigen Vasallen und Grafen befreyt. Die Helden und ihre Anführer suchten Ehre und Länder zu erobern, und die Handelsstädte eröffneten sich neue Quellen von Erwerb und Reichthümern.

Der erste Haufen der Kreuzritter, welcher sich auf hunderttausend Mann belief, hatte Petern selbst zum Anführer, unter dem Walter von Habenichts (Gautier sans avoir) diente. Da diese Menschen in Gegenden kamen, welche man zu der Zeit nicht kannte, und sich ihren Unterhalt durch Raub und Plünderung suchen mußten, giengen sie größtentheils zu Grunde, ehe sie in die heiligen Länder selbst dringen konnten. Das noch übrige Häuflein wurde theils durch die List

des orientalischen Hofes, welchem diese fremden Gäste lästig waren, zu Grunde gerichtet, theils nach Asien geführt, um dort sein Grab zu finden.

Desto herrlichere Fortschritte machte aber ein anderes Kreuzheer, was unter dem berühmten Gottfried von Bouillon, Herzogen in Niederlothringen, nach dem gelobten Lande zog. Der Heldenname dieses Fürsten gab dem Zuge mehr Ansehen, der Kriegszucht mehr Kraft, und die selben begleitende Flotte der Venetianer und Genueser bessern Unterhalt und Unterstützung. Die Kreuzritter nahmen in kurzer Zeit Nicea, Antiochia und andere Städte und Länder ein; und Gottfried pflanzte endlich die Kreuzfahne auf den Mauern von Jerusalem auf. Aus den eroberten Provinzen wurden jetzt neue christliche Königreiche und unter den einzelnen streitenden Ritterorden errichtet, mit eigenen Gelübden, gegen die Unglaubigen zu fechten. Der Orient schien dem Occidente, der Muhamedanismus dem Christenthume zu unterliegen.

Indessen erschlappte selbst durch Siege und Glück die Schnellkraft der Kreuzfahrer. Die Eifersucht der Anführer, die Meutereyen der Untergebenen, und die Schwelgereyen der gemeinen Soldaten gaben den bisher erschreckten Türken Zeit und Mittel, neue Kräfte zu sammeln. Von den entlegensten Provinzen ihres Gebietes wurden Truppen herbeygerufen, die zerstreuten Haufen gesammelt, und große Sultane (Salahedin und Nurhedin) führten die Heere der Unglaubigen an. Sie schlugen in einzelnen Gefechten die christlichen Haufen, rückten in die bereits eroberten Länder vor, ja selbst Jerusalem wurde von ihrem Anfalle bedroht. Ein neuer Kreuzzug wurde nöthig befunden, und der heilige Abt Bernhard unternahm es, ihn zu predigen.

Der Einfluß dieses Geistlichen war nicht minder groß, als jener Peters des Einsiedlers. Eifrig wie ein Apostel, begeistert wie ein Prophet, und beredsam wie ein Kirchenvater durchzog er die Länder der Franken. Hier erweckte er die Franzosen, dort die Deutschen, jenseits der Alpen die Italiäner. Er bewog den Kaiser Konrad III. und Ludwig VII., König von Frankreich, das Kreuz anzunehmen; und ersterer trug ihn sogar auf seinen gesalbten Schultern auf der Versammlung zu Frankfurt dem Volke vor, um dem Unternehmen mehr Glanz und Ansehen zu geben. Bald stand wieder ein neues Heer von vielen Tausenden unter Waffen; allein auch dieses wurde theils durch die Verrätherey des orientalischen Kaisers, theils durch den Krieg selbst aufgerieben. Die königlichen Anführer kehrten bald wieder voll Unwillen zurück, und überließen das Schicksal des heiligen Landes dem Guido von Lusignan.

Diese bedrängten Umstände der Kreuzritter bewogen die drey größten und tapfersten Fürsten der Christenheit, Kaiser Friedrich I., König Philipp August von Frankreich, und Richard, genannt Löwenherz, von England, neue Kreuzzüge zu unternehmen. Sie vergaßen den Zwist, der ihre Reiche wie ihre Gemüther trennte, und stellten sich an die Spitze der Kreuzritter, um gemeinschaftlich die Feinde des Glaubens zu bekämpfen. Friedrich zwang den orientalischen Kaiser, ihn zu unterstützen, drang durch die Staaten des Sultans von Rum, und zerstreuete die Heere der Muselmänner. Auch die beyden andern Fürsten nahmen Ptolomais ein, und Löwenherz schlug den berühmten Sultan Saladin schier unter die Mauern von Jerusalem zurück. Allein ihre Siege selbst fachten die alte Eifersucht unter ihnen wieder an. Sie hemmte eben so den Fortgang

ihrer Waffen, als ihre bisherige Tapferkeit ihn befördert hatte. Der Kaiser starb, als er sich im Flusse Seleph badete, die beyden Könige, zuerst Philipp, dann Richard, kehrten nach Europa zurück, und gaben das Christenheer den Muselmännern preiß.

Während diesen Uneinigkeiten der Kreuzritter hatten die Sultane von Sirien und Aegypten die neuen Königreiche der Christen zerstört, Jerusalem wieder eingenommen und die christlichen Mächte selbst bedroht. Die Kaiser aus der schwäbischen Dynastie wurden daher von dem Pabste selbst gezwungen, nach dem gelobten Lande zu ziehen, und der heilige Ludwig IX. von Frankreich ließ seine eigenen Reichsangelegenheiten im Stiche, um die Christenheit zu retten.

Aber auch deren Unternehmungen blieben fruchtlos. Friedrich II. verließ eilends einen Kreuzzug in Asien, weil der Pabst einen gegen ihn in Europa gepredigt hatte, und der heilige Ludwig wurde gar von den Unglaubigen gefangen genommen, welche er besiegen wollte. Durch diese unglücklichen Begebenheiten erkaltete allbereits der heilige Eifer, welcher anfangs die Kreuzritter belebte, und von den großen Unternehmungen blieb nichts übrig, als einige Schattenkönigreiche und Herrschaften im Orient, die aber auch bald von den Turkomannen zerstört wurden.

Wenn aber gleichwohl die Wirkungen der Kreuzzüge im Oriente nachließen, so waren sie nicht so fruchtlos im Occidente. Während dem die fränkisch-deutschen Kreuzritter die Mohamedaner vertreiben wollten, haben die gothisch-normännischen sie wirklich aus Spanien und Italien verjagt. Als nämlich die Kalifen Asien besiegt, Aegypten erobert, und das nördliche Afrika sich unter-

würfig gemacht hatten, versuchten sie es auch, in die west-südlichen Provinzen Europens zu dringen, und dazu bothen ihnen die Mißvergnügten der Länder den Weg. Nach einer großen Schlacht bey Xerez de la Fontera eroberten sie ganz Spanien, nur einige brave Gothen flohen in die asturischen Gebirge, und suchten unter Anführung des königlichen Prinzen Pelayo ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Die glücklichen Versuche dieser tapfern Spanier, unterstützt durch die künftige Uneinigkeit der Mooren oder Mohamedaner fachten ihren Muth von neuem an, und krönten ihre Schlachten durch glänzende Siege. So wurde von ihnen schon im Jahre 712. ein neues spanisches Königreich gestiftet, was zuerst den Namen von Oviedo, und dann von Leon erhielt.

Indessen die spanischen Gothen die Unglaubigen zuruckdrängten, schlugen sie auch die Franken aus den Pyrenäen über den Ebro, und legten den Grund zu den Königreichen Arragonien, Navarra und Castilien, mit denen die Grafschaft Barzelona vereinigt wurde. Diese Unternehmungen, welche bisher Freyheits- und Vaterlandsliebe eingegeben hatte, wurde jetzt durch den allgemeinen Enthusiasmus der Kreuzritter erhoben, welcher die ganze Christenheit belebte. Die tapferen Könige der spanischen Reiche sahen sich nur darum von der allgemeinen Pflicht, nach dem heiligen Lande zu ziehen, befreyet, weil sie die Unglaubigen selbst vor den Thoren ihrer Stadt zu bekämpfen hatten, und die spanischen Ritter zeichneten sich um so mehr durch glänzende Unternehmungen aus, weil sie nebst dem Glauben auch ihr Vaterland zu vertheidigen hatten. Alonzo's, Ferdinand's, Jakob's, Ramiro's

und Cid's Heldenzüge stehen um so ruhmvoller in der Geschichte von Europa angeschrieben, je zweckmäßiger und nützlicher sie waren. Die spanischen Geschichtschreiber reden mit Begeisterung von ihren Feldzügen, und zählen über tausend von ihnen gelieferte Schlachten auf, ehe sie die Unglaubigen aus ihrem Vaterlande vertreiben konnten.

Ohngefähr um die nämliche Zeit, als sich die gothischen Kreuzritter in Spanien gegen die Bekenner des Korans auszeichneten, jagten die normännischen selbe auch aus Unteritalien. Bekanntlich wurde der südliche Theil dieser glücklichen Halbinsel selbst unter den mächtigen fränkischen Kaisern noch immer von den Griechen beherrscht. Als die Araber im Glücke ihrer Waffen selbe anfielen, rief der orientalische Hof zu Konstantinopel, selbst aller Thatkraft unfähig, einige normännische Kreuzritter aus der tapfern Familie Tankred's zu Hülfe, und belohnte sie für ihre ihm geleisteten Dienste mit einigen Herrschaften. Die Nachkömmlinge dieser Helden vertrieben die Mohamedaner gänzlich aus Italien, und sahen nun die eingenommenen Länder als Eroberungen an, welche sie sich als Belohnung ihrer Tapferkeit selbst zueignen könnten. Indessen war ein solches Unternehmen mit vielen Gefahren und Widersprüchen verbunden; sie hatten bey Errichtung eines neuen Königreichs die Macht des Pabstes und Kaisers zugleich zu fürchten: jenes, als Oberhaupt der Christenheit, in dessen Namen die Länder den Unglaubigen abgenommen wurden; dieses als Herrn von Italien, welcher noch immer seine Gewalt in diesem Lande mächtig zu behaupten wußte. In dieser kritischen Lage unterwarfen sie sich lieber dem Pabste, dessen Gewalt nur in Bannstralen sich äußerte, als einem mächtigen Kaiser, welcher sie mit Waffen

bekämpfen konnte. Sie empfiengen also die Krone ihres neuen Reiches aus den Händen der Päbste als ein Lehen, und der Pabst erhob ihre Macht um so williger, als er dadurch jene der deutschen Regenten schwächen konnte. So entstand durch die Kreuzzüge ein neues Königreich von Neapel oder der beyden Sizilien; und da dessen Könige ihre Rechte als Lohn der heiligen Unternehmungen ansahen, wurden sie gebohrne Legaten des römischen Stuhls.

Unter diesen heiligen Kämpfen blieb Hungarn, der Nachbarschaft wegen, am längsten den mahomedanisch-türkischen Anfällen ausgesetzt. Schon vor den Kreuzzügen erhielt König Stephan seine Krone vom Pabste und wurde apostolischer König genannt. Während denselben nahm Andreas das Kreuz an und belagerte Thabor. Alsdann hatten zuerst die Könige von andern Geschlechtern, dann bis auf unsere Zeiten jene aus dem Hause Oesterreich, beständig mit den Türken zu fechten, bis der halbe Mond der europäischen Kriegskunst unterliegen mußte.

Durch diese Begebenheiten verlohren die Kreuzzüge oder Unternehmungen der ganzen Christenheit zwar immer mehr das Ansehen der Heiligkeit und einer allgemeinen bloß geistlichen Leitung, indem sich jetzt auch die weltliche Staatskunst damit vermischte; allein der Geist derselben dauerte noch bis in spätere Jahrhunderte fort. Wir werden in der Zukunft sehen, daß man noch alle Kriege, welche gegen die Türken und Osmannen geführt wurden, als heilige und von dem Pabste geleitete Operationen ansahe, und daß zur Zeit, wo durch Schifffahrt und Handel andere Weltgegenden, ja eine neue Welt entdeckt wurden, die Erlaubniß, selbe in Besitz nehmen zu dürfen, noch immer vom Pabste ertheilt wurde. Die geistlichen

Eroberungen der Missionäre (vorzüglich der Jesuiten), waren nicht minder bedeutend, als die politischen oder kriegerischen, welche Vasgo de Gama, Colon und Amerikus Vespuzius vornahmen; und der Pabst Alexander VI. bezeichnete noch das ganze Erdenrund mit einer eigenen Demarkationslinie, welche die Besitznehmungen zwischen den erobernden Mächten bestimmen sollte.

Das Mittelalter.

Die Anlage der christlichen Republik war groß, herrlich, die Welt umfassend; aber ihren Gliedern fehlte noch der feste Zusammenhang bürgerlicher Einrichtungen. Es war ein ungeheuerer Riesenkörper von einem doppelten Geiste belebt. Auf der einen Seite stand die Kirche und der Altar, auf der andern der Staat und der Thron; und indem beyde nach der Oberherrschaft strebten, lößten beyde die Bande auf, welche das Ganze zusammenknüpften.

Mit Karl dem Großen verfiel auch das altgothische Gebäude der freyen germanischen Staatsverfassung. Die mächtigen Vasallen, geistliche und weltliche, theilten unter sich die Bruchstücke. Die Schwäche seines Sohnes, Ludwigs des Frommen, und die Reichsvertheilungen, welche durch ihn und seine Nachfolger beständig vorgenommen wurden, beförderten diese Veränderung in der ganzen fränkischen Monarchie. Der Vater mußte gegen seine undankbaren Söhne, und die Söhne nach dem Tode des Vaters gegen habsüchtige Brüder oder Vettern Hülfe suchen. Jeder schmeichelte, beschenkte, bestach, um sich Anhang gegen seinen Nebenbuhler zu werben. Die Kriege, welche sie unter sich führten,

waren keine Landwehre, um das Reich zu sichern, sondern eine Fehde, um Feinde zu besiegen. Mächtige und kriegerische Vasallen, welche auf jeden Fall gewärtig seyn mußten, dienten somit den einander befehdenden Karolingern besser, als friedeliebende Landwehrige, welche nur im Heerbanne dienten. Jene wurden täglich mehr geehrt, erhoben, beschenkt und mächtig gemacht, indessen diese ihren Einfluß und Werth verlohren. In dem Vertrage zu Koblenz vom Jahre 860 wurden die Lehnleute beynahe schon als die einzigen Stände des Reichs und Stützen der Könige angesehen.

Zur Zeit als diese Veränderungen in der Staatsverfassung der großen fränkischen Monarchie sich zutrugen, gieng es nicht viel besser in den übrigen europäischeen Reichen. Die Zwietracht ihrer Regierungen lockte fremde Völker herbey, und bürgerliche Kriege beförderten deren Eroberungen. Die Gothen wurden nach der Schlacht bey Xeres de la Frontera von den Mohamedanern in die Gebirge von Asturien getrieben; von eben diesen Ungläubigen wurde auch der südliche Theil von Italien bedrängt; die Normänner und Dänen fielen die englischen Staaten an, und die slavischen und wendischen Völker bedroheten Deutschland. Bey so fürchterlichen Anfällen war das gemeine Volk weder willig noch bereit genug, den wilden Eroberern Einhalt zu thun. Es war schon zuvor an Unterwürfigkeit gewöhnt, und hatte bey einem Wechsel der Regierung wenig zu verlieren. Nur unter dem stolzen Adel und den kriegerischen Lehnleuten herrschte noch jene alte Nationalehre und Tapferkeit, welche fremdes Joch nicht ertragen konnte, und mit dem Degen in der Faust die verlohrnen Rechte und Länder wieder zu bekämpfen suchte. Tapfere Ritter und Vasallen waren es, welche die Mohameda-

ner aus Spanien und Italien, die Dänen und slavischen Völker aus England und Deutschland zurückschlugen, und die Könige bedienten sich ihrer vorzüglich, um ihre Reiche zu retten.

Natürlich mußte diese Lage der Dinge das Lehenwesen außerordentlich befördern. Die Ritter und Vasallen, welche die bereits verlohrnen Länder den Feinden wieder abgenommen hatten, wollten selbe auch als Lohn ihrer Tapferkeit genießen; die Könige mußten ihnen dieselben wenigstens als Lehen überlassen, weil sie sich ihrer sonst als freyes Eigenthum bemächtigt hätten, und das Volk war froh, dadurch von Kriegen befreyt zu werden, die nur auf Kosten seiner Ruhe geführt wurden. So wissen wir, daß die großen Lehen in Europa hauptsächlich erst nach den Eroberungen eingeführt wurden.

Diesen Fortgang des Lehnwesens beförderten die Beamten des Heerbannes, ja die gemeinen Wehren und Freyen selbst. Da alles nur zugriff, wann und wie man konnte, so ließen sich die Herzoge, Grafen und Lords eben so mit ihren Aemtern und Würden, als die ordentlichen Vasallen mit Krongütern belehnen, und selbe auch in ihrer Familie erblich machen. Jeder kleine oder große Lehnsmann befestigte sein Stammhaus, und raubte von da aus, was er erhaschen konnte. Wer auf diese Weise seinen Hof nicht zu einer Burg befestiget hatte, konnte keinen Schirm erwarten. Der Heerbannsdienst war schon zu Karls des Großen Zeiten beschwerlich, und jetzt gar verächtlich geworden; und da der Freye oder Wehre in der alten Verfassung keinen Schutz mehr fand, entzog er sich dem Dienste entweder unter dem Vorwand, daß er schon seine Lehnherren habe, oder er trug sein Allod und Freygut irgend einem mächtigen Vasallen oder einer Kirche an, und empfieng es

als Lehen zurück, um nur Hülfe und Sicherheit zu finden.

Wie dadurch die Unbändigkeit der Großen und des Adels über alle Schranken stieg, in gleichem Verhältnisse fiel das gemeine Volk in die drückendste Sklaverey: denn nicht nur diejenigen Europäer, welche man unter der Klasse von Knechten und Leibeigenen begriff, waren in eine schändliche Dienstbarkeit gerathen, sondern selbst die noch freyen Bürger und Bewohner der Städte mußten sich einen Druck gefallen lassen, welcher gegen alle bürgerliche Rechte stritt. Sie durften über ihre erworbenen Güter weder durch ein Testament, noch sonst auf eine Art verordnen. Sie konnten sich ohne Bewilligung ihrer Gutsherren nicht verheyrathen, und wollten sie es thun, so mußten sie diese Bewilligung erkaufen. Sie waren schuldig, ihre Rechtssachen dem Gerichtszwang der Mächtigen zu unterwerfen, und wurden zuweilen zu Diensten angehalten, welche von denen, welche die Leibeignen zu entrichten hatten, wenig unterschieden waren. Eine allgemeine Knechtschaft schien über alle gemeinen Bürger der Staaten gekommen zu seyn.

Von den weltlichen Vasallen gieng der Geist der Anmaßung und Anarchie auch auf die geistlichen über. Sie hatten zwar nicht die Gewalt der Waffen, aber was damals mehr galt, die Religion und Frömmigkeit des Volkes, auf ihrer Seite. Schon vor Karl dem Großen sehen wir sie vorzüglich ihre Stimmen bey den Reichstagen und bey den Fürstenwahlen erheben. Auf ihren Konzilien wurden auch die Gesetze für das Reich gegeben. Sie krönten und salbten die erwählten Könige und Kaiser. Wir finden sie als die alleinigen Minister und Kanzler des Reichs; sie leiteten die Versammlungen und Reichsgeschäfte, und übten auf ihren bereits errungenen

Gütern die richterliche Gewalt aus. Die Bischöffe scheinen jetzt an die Stelle der Barden und Druiden getretten zu seyn, welche im Namen Gottes Gesetz im Frieden und Gehorsam im Kriege gebieten konnten. Sie waren schon zur Zeit der Karolinger so mächtig, daß Karl Martel öffentlich klagte: „Siehe unser Schatz ist arm geblieben, „unsere Reichthümer sind auf die Kirche übergegangen. „Niemand, als die Geistlichen allein regieren den Staat; „unser Ansehen, unsere Würde ist zu Grunde gerichtet, „und allein auf die Bischöffe der Städte übertragen „worden.“

Nach Karl dem Großen wurde diese Macht ehender vermehrt als vermindert. Die Könige, klug oder unklug, glaubten an den Geistlichen die Lehrer ihrer Völker, ein Gewicht gegen die Gewalt mächtiger und kriegerischer Vasallen gefunden zu haben; und das Volk suchte bey den Kirchen Schutz, bey den reichen Klöstern Unterhalt. Die Fürsten schenkten den Geistlichen ganze Ländereyen mit Herrlichkeit und Gerichtsbarkeit, und die gemeinen Freyen trugen zu tausendweise ihre Güter der Kirche an, um zeitlichen Schutz oder ewige Seligkeit zu erhalten.

Die ganze Verfassung und Staatsgewalt bekam dadurch eine andere Richtung und Gestalt. Schon im neunten Jahrhundert wurden die großen Vasallen als die einzigen Stände des Reichs angesehen; und sie übten fast allein die gesetzgebende Gewalt aus. Die richterliche Gewalt gieng auf die Lehen, und mit derselben das Amt der Grafen und Herzoge entweder erblich auf einzelne Familien, oder folgeweise auf die Kirchen und Bischöffe über. Die Wehren, als Landmiliz, wurden im Heerbanne von den Leuten, als stehenden Soldaten verdrängt. Die Kriegsgewalt, welche sonst der König allein zur Landwehre aufbieten konnte, lag nun in den

Händen mächtiger Vasallen, welche sie zu ihren Fehden mißbrauchten. Die Stimmen des gemeinen Volkes verstummten allbereits auf den allgemeinen Reichsversammlungen, ja ein großer Theil davon ist sogar Knecht und Leibeigen geworden, und die Gewalt der Könige, die Gesetze zu vollstrecken, war bald in einen leeren Titel übergegangen.

Diese Verrückung der Staatsgewalt, welche das Lehnwesen herbeygeführt hatte, mußte alle bürgerliche Ordnung umkehren, und einer zügellosen Anarchie die Schranken öffnen. Die alten Gesetze und Kapitularien wurden vergessen; die bisher angestellten Richterstühle nicht mehr geachtet; die Gerechtigkeit nur in Gewaltthaten gesucht, oder dem Spiele eines abergläubigen Wagstücks überlassen, und die Fehden und Zweykämpfe, welche bisher durch Gesetze und ordentliche Richterstühle eingeschränkt waren, brachen wieder in aller Wuth hervor. Man hielt es unter der Würde eines Ritters oder Fürsten, seine Sache bey ordentlichen Richterstühlen anzubringen, und von diesen das Urtheil nach Vorschrift der Gesetze anzunehmen. Der Degen in der Faust wurde als das einzige ehrenvolle Mittel angesehen, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, oder geschehene Beleidigungen zu bestrafen. Eben so glaubte man auf der andern Seite, daß die Beweise der Unschuld oder einer gerechten Sache nur durch ein Gottesurtheil, nämlich durch eine Probe in glühendem Feuer oder siedendem Wasser dargethan werden könnten. Der finsterste Aberglaube mischte sich auf diese Weise mit einer barbarischen Klopffechterey, und das nannte man Faustrecht und Gottesurtheil.

Zu dieser Zeit schien ein jedes Schloß ein Raubnest zu seyn, was alle Sicherheit und gesellschaftliches Ver-

kehr aufhob. Die Dörfer und Höfe wurden abgebrannt, die Städte mit Waffen umgeben, die Felder des armen Landmanns verwüstet, ja selbst Könige und Fürsten auf ihrem Throne bedrohet. Kein friedliches Kaufmanns-schiff war auf den Flüssen, kein Wagen auf der Land-straße, kein Bauer an seinem Pfluge, kein Handwerker in seiner Werkstätte sicher. Es gab schier nur zwey Klassen von Menschen: wilde Krieger, welche alles ver-wüsteten, und geplagte Knechte, welche alles dulden mußten.

Die klügeren Kaiser und Könige suchten zwar durch weise Gesetze und Verordnungen dem Unwesen ein Ende zu machen. So sagt uns die Geschichte, daß Konrad und die Friedriche in Deutschland, Ludwig IX. in Frankreich, Alfons X. in Spanien, Kasimir in Polen, und Stephan in Ungarn weise Gesetze gegeben haben. Ja die Kirche selbst trat öfter ins Mittel, und gebot, da man den weltlichen Frieden nicht mehr aner-kennen wollte, einen Gottesfrieden. Allein alle diese weisen Versuche, der wilden Gewohnheit Einhalt zu thun, blieben fruchtlos; ja die Verwirrtheit der bürger-lichen Begriffe gieng zu der Zeit so weit, daß selbst die-jenigen großen Fürsten, welche das Faustrecht beschränken wollten, gezwungen waren, ihren Gesetzen eigene Vor-schriften beyzufügen, wornach sie gleichsam in einer ordentlichen Rechtsform ausgeübt werden konnten.

Eine so gänzliche Verwilderung hatte die nach-theiligsten Wirkungen auf die Kultur und Sitten der Christenheit. Nach dem ursprünglichen Geiste des Chri-stenthums und den Absichten großer Regenten sollten die Geistlichen die Lehrer des Volkes, die Stifter und Klöster die Sitze der Bildung werden, und sie folgten auch eine Zeitlang dieser wohlthätigen Weisung. Mitten unter

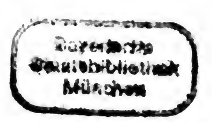
dem allgemeinen Kriegsgerassel waren sie die Zufluchtsörter der Musen. Sie hatten ihre Büchersäle und Archive, sie lasen und schrieben die Alten ab. Dem Rhaban haben wir ein Kompendium der Wissenschaften, dem Ottfried die Sprachkenntniß, dem Lambert von Aschaffenburg eine Geschichte seiner Zeit, dem Domherrn, Heinrich von Mainz, eine Weltkarte, und dem Roger Baco die ersten Strahlen der Aufklärung zu verdanken. Die Stifter und Klöster baueten Städte und das Land an, beförderten die Handwerke und Industrie, und legten um ihre einsamen Zellen Gärten und Baumschulen an. Allein kaum war ihr Reichthum und ihre Macht mit jener der weltlichen Vasallen herangewachsen, so ergriff auch sie der kriegerische wilde Geist, welcher die Fürsten beseelte, und sie trugen jetzt eben so viel dazu bey, das Volk zu verfinstern, als sie es bisher aufgeklärt und gebildet hatten. Sie unterhielten geflissentlich eine grobe Unwissenheit, weil sie dadurch ihre Reichthümer zu vermehren glaubten. Sie vernachläßigten alle Wissenschaft, weil sie jetzt im Ueberflusse eine gemächliche Ruhe genießen konnten; und verfolgten alle die mit Feuer und Schwerdt, welche sich dieser Unwissenheit entgegen setzten. Ein drückender Aberglaube trat an die Stelle reiner Religionsbegriffe. Die Moral wurde gänzlich hintangesetzt, und der Gottesdienst blos auf kleinliche, öfters abgeschmackte Zeremonien eingeschränkt. Das Volk druckte seine Andacht in lächerlichen Umgängen von hüpfenden Heiligen und Passionsgeschichten aus; oder es verehrte die Gottheit in Narren- und Eselsfesten, und wann es seine Sünden abbüßen wollte, glaubte es seinen Körper durch blutige Geisselung oder eine unflätige Lebensart abtödten zu müssen. Alle widrige Erscheinungen in der Natur, alle unglückliche Vorfälle

des

des Lebens schrieb man dem Einflusse der Gestirne oder der Bosheit des Teufels zu.

Durch diese Unordnungen schien Europa wieder zu seiner vorigen Barbarey zurückzufallen. Unter den Großen und Bischöffen gab es viele, welche nicht einmal lesen und schreiben konnten; oder sich bey Unterschriften willkührlicher Zeichen bedienen mußten. Der Ackerbau wurde entweder mit Furcht von den Freyen, oder mit Widerwillen von Knechten und Leibeignen getrieben. Die Handwerker und der Handel flohen kümmerlich hinter die Ringmauern der Städte. Die wissenschaftlichen Uebungen waren blos auf Legenden, Wahrsagungen und Chroniken eingeschränkt, und die Kunstwerke so grob und unförmlich, daß man sie mehr Fratzen als Bilder nennen konnte.

Dabey arteten die Sitten wieder in eine förmliche Wildheit aus. Stolze Unwissenheit und räuberische Klopffechterey hielt man für Vorzüge des Adels. Die Geistlichen führten ein Leben, welches selbst die ausschweifendsten Layen ärgerlich finden mußten, und das Volk war in seiner Sklaverey zur gröbsten Rohheit herabgesunken. Man kannte weder jenen edlen Anstand, welcher das öffentliche, noch jene Feinheit, welche das häusliche Leben angenehm machen. Entweder in die dicken Mauern der Ritterschlösser eingeschanzt, oder in hölzerne, schmutzige Hütten gedrängt, lebte man fast von einander abgesondert; und wenn irgend ein Fest, oder sonst eine sonderbare Begebenheit die Menschen zusammenbrachte, waren grobe Trunkgelage, Possen und Narrenspiele der einzige Gegenstand ihrer Belustigungen. Fehde und Böllerey wurde der Inhalt der häuslichen, Unterdrückung oder Empörung jener der öffentlichen Geschichte dieser Zeiten.



Dieser Zustand der Barbarey hatte gegen das zwölfte Jahrhundert seinen höchsten Punkt erreicht. Weiter konnte er ferner nicht gehen, ohne die bürgerliche Gesellschaft wieder gänzlich aufzulösen. Es haben daher große Geschichtschreiber und Philosophen das Mittelalter und seine Barbarey schauerlich genug geschildert, und selbes fast als die abscheulichste Epoche der Weltgeschichte dargestellt. Ich mißbillige eine vernünftige Rüge dieser in mancher Hinsicht finstern Zeiten nicht, nur mißfallen mir die kleinlichen Ausfälle, welche sich unsere Halbphilosophen und Afterästhetiker gegen sie erlauben. Diese elende Menschen wissen von nichts als den Griechen und ihrer Welt zu reden, und verkennen so ganz den großen Geist, welcher unsere Väter belebte. Nachdem sie durch eine übel angewandte Aufklärungs- und Verfeinerungssucht der menschlichen Natur das Herz ausgerissen haben, möchten sie, durch das Unglück der Zeiten gewarnt, so gerne einen neuen Geist schaffen, und wollen durch Mysticism und Schwärmerey, Theaterspiel und Mährchen das wieder hervorbringen, was ihr Leichtsinn bisher zerstört hat. Es wird daher nicht undienlich seyn, wenn ich nach der Schilderung, welche ich so eben von der Barbarey des Mittelalters machte, nun auch das Gute, das Edle und Schöne darlege, was darin verborgen lag.

Großer Stein aus Norden, der den entnervten und mit Flittergold aufgeputzten Römerkoloß zu Boden schlug! Mit Staunen und Indignation blicke ich durch die Geschichte nach dir zurück. Römische Adler und Ameisen wollten auf dir nisten; da kamen Männer von Geist und Kraft, ein Karl, Alfred, Theodorich und die Friedriche, und schlugen dich an, um ein herrliches Bild der Gottheit aus dir zu hauen.



Mit Lebensgefahr schlugen sie dich an, und die Stücke sprangen über ihre Köpfe hin. Sie arbeiteten fort, über ein Jahrtausend fort, und allmählig begann das große Bild aus dir hervorzutreten. In Kraft und lebendiger Schönheit stund es bereits da, und jeder bewunderte es und freuete sich der hohen Gestalt und bedeutenden Fülle. Auf einmal kam ein Schwarm von Pfuschern und lärmenden Buben, stahlen die Werkzeuge den Meistern hinweg, feilten und posselten, bis das große Bild so verhunzt war, daß auch der größte Held unserer Zeiten Mühe haben wird, ihm nur eine erträgliche Form zu geben.

Drey Dinge haben hauptsächlich den neuern Geist des europäischen Staatenbundes gebildet: die Freyheit, der Handel und die Wissenschaften; oder der durch sie entstandene Hanseebund, die Entdeckung von Amerika und die Reformation. Wir wollen jedes davon besonders vornehmen.

Zweytes Buch.

Einleitung.

Es ist immer ein Beweis von einer guten Staatsverfassung, sagt Montesquieu, wenn sie selbst in ihrer Abartung noch Mittel zu ihrer Verbesserung findet. Das Feudalsystem hatte durch häufige Mißbräuche den höchsten Grad von Unterdrückung herbeygeführt; allein gerade aus diesem Chaos entsprang ein neues Licht für die bürgerliche Gesellschaft, und es ist sonderbar, daß eben diejenigen, welche bisher den Druck verursacht haben, nun auch wieder die thätigsten Beförderer der Freyheit wurden.

Erstes Kapitel.

Der Hanseebund.

Die Befreyung der gemeinen Bürger wurde zuerst durch die Kirche veranlaßt. Die Geistlichen waren zu der Zeit wohl eben so von Hab- und Herrschsucht getrieben, wie die weltlichen Vasallen; da es aber auf der einen Seite die Würde ihres Standes erforderte, weniger hart zu seyn, und sie auf der andern mehr durch die Gewalt der Meinungen als der Waffen herrschten; so konnten sie um so mehr die Freyheit der Gemeinen zulassen, als eben dadurch ihr Reich erweitert wurde. Gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts wurde in der Kirche die Meinung verbreitet, daß man durch Freylassungen und Rettung der Christen aus der Gefangenschaft sich Verdienste bey Gott und Lösung seiner Sünden erwerben könne. Wir finden von dieser Zeit her eine Menge Freybriefe, worin deutlich gesagt wird: daß man zur Ehre Gottes und nach dem Beyspiele des Erlösers, oder aber zum Heil seiner Seele die Leibeigenen aus der Dienstbarkeit entlassen habe; und viele reiche Leute wandten beträchtliche Summen an, um die gefangenen Christen aus der Knechtschaft der Muselmänner zu befreyen. Mit dieser frommen Meinung paarten sich zu gleicher Zeit die Maximen der Hierarchie, und die Geistlichen, welche zuerst die Lehrer der Freyheit waren, beförderten dieselbe hernach durch die That selbst.

Die Kirche verschaffte sich nämlich das Privilegium, daß ein jeder Knecht oder Leibeigene schon dadurch frey war, wenn er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte; ja nach ihrer hierarchischen Verfassung konnte sich ein Mensch von der geringsten Herkunft zur höchsten

geistlichen Würde hinauf schwingen. So zählt die Kirchengeschichte eine Menge Prälaten, Bischöffe, Erzbischöffe, Fürsten und Kurfürsten aus dem niedrigsten Stande auf, und von dem Fischer Petrus bis zu des Grobschmidts Sohne Hildebrand [17], und von diesem bis auf den Schweinshirtenknaben Montalto [18], waren die ersten und größten Häupter der Kirche meistentheils aus der gemeinen Bürgerklasse zum päbstlichen Stuhle gestiegen. Der Geist der Wahldemokratie, welcher jederzeit die Kirche und Brüdergemeinde Christi beseelte, erhielt sich auch in der drückendsten Epoche der Gewaltthätigkeit und Herrschsucht. Er strebte mehr dahin, Könige zu demüthigen, und die Großen der Erde unter seine Füße zu bringen, als gemeine Bürger zu fesseln. Je stolzer und herrschsüchtiger sich die Vorsteher der Kirche gegen die weltlichen Herren der Erde zeigten, desto herablassender waren sie gegen die Gemeinen. Schon Pabst Gregorius der Große entließ viele seiner Leibeigenen und erklärte dabey öffentlich: „Da unser Schöpfer und „Erlöser die menschliche Gestalt angenommen habe, „damit er uns nach Auflösung der Bande, worin wir „gefangen waren, in die vorige Freyheit herstellen möge, „so sey es heilsam, daß Menschen, welche die Natur „frey hervorgebracht, aber das Völkerrecht in Sklaverey „geführt habe, durch Erlassung in jene Freyheit wieder „versetzt würden, worin sie gebohren wären." Bey den Streitigkeiten, worin die Päbste mit den Kaisern und Königen verwickelt waren, sahe man sie immer die Gemeinen in Schutz nehmen, und Alexander III. setzte seinen größten Triumph darin, daß er seinen mächtigen Gegner Friedrich I. gezwungen hatte, die

17 Gregorius VII.
18 Sixtus V.

Freyheit der Gemeinen in Italien zu beurkunden. Nach sechs hinter einander unternommenen und mit größter Tapferkeit und Macht vollbrachten Feldzügen, mußte der stolze Kaiser, wie weiland sein Vorfahrer Heinrich IV. nach Venedig kommen, den Pabst um Verzeihung und Erlösung des Bannes bitten, und in die Hände desselben die Freyheit der italiänischen Städte beschwören.

Diesem Beyspiele, was die Kirche gegeben hatte, folgten die Könige und Fürsten, und sie hatten noch mehr Ursache die Gemeinen zu erheben als die Geistlichen; denn sie waren durch die Macht der Vasallen um alle Gewalt gekommen. Ohne den Willen der Großen durften sie keine Gesetze geben oder irgend eine heilsame Verordnung für ihre Reiche durchsetzen. Die Großen hatten beynahe alle Gerichtsbarkeit auf ihre Gebiete gezogen; und wollten die Könige eine allgemeine Beysteuer oder Hülfe gegen auswärtige Feinde haben, so mußten sie selbe mehr bitt- als befehlsweise fordern. Bey einer so mißlichen Lage blieb ihnen nichts übrig, als die Gemeinen aus der Dienstbarkeit zu erheben, um durch sie ein Gewicht gegen die Mächtigen und eine Stütze ihrer Gewalt zu finden. So geschah es, daß fast in allen Reichen Europens die Könige den Gemeinen die verlohrne Freyheit wieder gestatteten.

Vorzüglich zeichneten sich darin die deutschen und französischen Monarchen aus, weil sie am meisten von ihren Vasallen zu fürchten hatten. Von Heinrich I., sagt Wittichind, daß er die Freyen in Städte gezogen, und diese Gemeinheiten mit vorzüglichen Freyheiten begabt habe. Ein gleiches thaten bald hernach (auf Anrathen des berühmten Ministers des Abts Suger) Ludwig VI. und seine Nachfolger in Frankreich; sie ertheilten den Städten ihres Gebietes

Freybriefe [19] und große Privilegien. „Da alle Menschen," heißt es in ihren Verordnungen, „von Natur „frey gebohren wären, und ihr Reich das Königreich „der Franken genannt würde; so beschlössen sie, dasselbe „sollte es auch in der That und wirklich, so wie dem „Namen nach seyn; und in dieser Absicht verordneten „sie, daß alle Leibeigenen in ihrem ganzen Königreiche „auf gerechte und billige Bedingnisse frey gelassen „werden sollten." In Spanien finden wir die Gemeinen schon frühe in der Versammlung der Cortes oder Reichsstände; ja die spanischen Geschichtschreiber behaupten sogar, daß deren Vorrechte so alt als die Monarchie seyen. In allen Freybriefen [20], welche die englischen Könige ihrem Volke ausstellen mußten, wird auch immer der gemeinen Freyen gedacht. In den nordischen und slavischen Reichen ist mit der Verfassung auch die Reichsstandschaft der Städte anerkannt worden; und bald wurde in der ganzen Christenheit die Freyheit als ein Recht aller Bürger und Gläubigen angesehen.

Da auf diese Weise die gemeinen Bürger ihre Würde und Kraft wieder fühlten, und zur Reichsstandschaft gekommen waren, erwachte der Gemeingeist in allen ihren Anstalten und Verrichtungen. Sie traten entweder unter dem Namen des dritten Standes oder eines Unterhauses zu den Reichstagen und der Gesetzgebung. Sie setzten zuerst unter sich ein eignes Gemeinderegiment ein, und unterstützten hernach auch die Könige sowohl in der Justizpflege als der Vertheidigung des Vaterlandes; sie knüpften das alte Band des Verkehrs, was bisher durch die Lehengewalt zerrissen war, wieder an, und errichteten endlich untereinander große

19 Chartres de communauté.
20 Chartae libertatum.

Bündnisse, um sich gegen alle Gewaltthätigkeiten und Räubereyen zu schützen. Während den Streitigkeiten der Guelfen und Gibellinen, verbanden sich die italiänischen Städte, und Kaiser Friedrich I. mußte im Konstanzer Vertrag vom Jahre 1183 ihre Freyheiten bekräftigen. Nach ihnen brachte ein Bürger von Mainz (Walpoden) im Jahre 1254 den großen rheinischen Bund zusammen, welchen Kaiser Wilhelm von Holland unterstützte, und woraus hernach der schwäbische und der Schweizerbund entstand. In Frankreich waren die Gemeinen selbst von den Königen in Schutz genommen; in Spanien entsprang aus ihrer Vereinigung die heilige Hermandad oder Junta; ja die Gemeinden aller europäischen Reiche vereinigten sich endlich durch den großen Hanseebund, dessen Wirkungen sich nicht nur auf einzelne Staaten, sondern bald über die ganze Welt erstreckten.

Die günstigen Einflüsse, welche die Freyheit auf den Wohlstand Europens hatte, wurden jetzt selbst durch die Kreuzzüge unterstützt. Wenn auch die heiligen Kriege anfänglich große Schwärmereyen und Verwüstungen anrichteten, so gaben sie doch hernach die herrlichsten Anlässe zu Kultur und Handel. Die Kreuzritter lernten in dem kultivirten Oriente neue Schätze und Bedürfnisse kennen, nach welchen sie auch bey ihrer Rückkehr in Europa ein heißes Verlangen trugen. Die großen Güter kamen theils durch Verkauf, theils durch den Tod der im gelobten Lande erschlagenen Kreuzsoldaten in die fleißigen Hände der Gemeinen. Die italiänischen Handelsstädte eröffneten sich dadurch einen ganz neuen Weg zu den orientalischen Reichthümern, und sogar zu Eroberungen. Und da sie jetzt auf ihren Schiffen die Kreuzheere nach dem Oriente führten, so wurden sie in den Stand

gesetzt, eine Flotte zu errichten, wie sie kein Volk Europens hatte. Alles dieses beförderte ihren Handel, ihre Betriebsamkeit und Reichthümer außerordentlich. Sie wurden nicht nur die Handelsleute und Faktoren Europens überhaupt, sondern fast eines jeden europäischen Staates im Besondern.

Dieser Wohlstand der italiänischen Städte erregte bald den Eifer der niederländischen. Der Handel und die Industrie verbreitete sich endlich über alle die Städte, welche an Meeren, Flüssen und Landstraßen lagen. Sie errichteten unter sich ein allgemeines Verkehr, und die Länder der Christenheit tauschten durch sie ihre Produkte umher.

So trat jetzt Europa in neuer blühenden Gestalt aus der Jahrhundert langen Barbarey hervor, worein es die wilden Einfälle der nordischen Völker versetzt hatten. Der Landmann, welcher zuvor für ein gieriges Raubthier schwitzen mußte, arbeitete nun für sein Eigenthum, für Weib, Kind und Familie. Die alten germanischen Wälder wurden ausgehauen oder umgearbeitet. Die frischen Felder grünten. Die freyen Städte handelten, ersannen, erfanden. Das waren Ameisenhaufen, wo tausend und tausend ein- und ausliefen, und Nahrung und Schätze herbeyführten. Da hämmerten die Schmidte, da giengen die Webstühle und Spinnräder, da wimmelten die Kaufhäuser, da flatterten um die Häfen die Segel zu hundertweise. Alles lebte, alles webte, alles handelte frey und ungehindert für Reichthum, Freyheit und Vergnügen.

Die Bürger der freyen Städte waren aber bald nicht mehr damit zufrieden, daß sie die alten Gewerbe und Kunstwerkstätte wieder in Gang gebracht oder verbessert hatten, sondern sie erdachten auch neue; ja sie

kamen endlich auf Erfindungen und Entdeckungen, welche bisher in der menschlichen Gesellschaft ganz unerhört waren. Unter denselben haben keine größere Wirkungen in der Kultur der Menschheit hervorgebracht, als die Erfindung der Magnetnadel durch Flavio Gioja in Amalfi, und der Buchdruckerey durch Guttenberg in Mainz. Zwey der merkwürdigsten Begebenheiten der Weltgeschichte beruhten auf der Spitze einer Nadel, oder dem Satze einiger Buchstaben: die Entdeckung einer neuen Welt und die Reformation.

Zweytes Kapitel.

Die Entdeckung einer neuen Welt.

Die Völker des Alterthums hatten die Erd- und Länderkunde sehr erweitert. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Phönizier mit ihren Schiffen bis nach der Ostsee gekommen waren; die Aegyptier rühmten sich, unter ihrem Könige Necho Afrika umschifft zu haben; die Karthaginenser kannten die Küsten und Inseln der damals bekannten Erde, und die griechischen Geographen beschrieben sie. Dieser großen Entdeckungen ohngeachtet, konnte ihr Seewesen keinen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen. Sie mußten aus Mangel einer gehörigen Leitung an den Küsten und nahen Inseln herum kreutzen, und ihre ganze Erdkunde hatte sich nicht einmal über alle Länder der drey alten sogenannten Welttheile erstreckt.

Mit der Erfindung der Magnetnadel trat eine neue Epoche in der See- und Ländergeschichte ein. Der Schiffer, welcher zuvor an den Küsten herumsegelte,

konnte sich jetzt, von dem Kompaß geleitet, auf das weite Meer wagen und die entferntesten Inseln aufsuchen, und die Schiffe, welche zuvor nur auf Tagereisen von einer Landspitze zu einer andern angelegt waren, kreuzten nun Monate und Jahre lang auf unbekannten Gewässern herum, ohne auch nur die geringste Verirrung zu befürchten.

Kaum war unter den Seenationen der Kompaß bekannt, als alle Meere und Inseln der Erde von ihnen aufgesucht oder befahren wurden.

Der Prinz Heinrich von Portugall ist eben so berühmt in der neuern, als Jason mit seinen Archonauten in der alten Geschichte geworden. Seine Schiffe giengen zuerst an das Kap Non in Afrika, entdeckten die kanarischen Inseln (Puerto Santo und Madaira) im Jahre 1420, und die azorischen im Jahre 1448. Sie umsegelten das Kap Bajador. Sie waren, als er starb, bis 5 Grade von der Mittagslinie gekommen, hatten das grüne Vorgebirg umschifft, und die Küste von Guinea gefunden. Die Portugiesen drangen endlich in die gegenseitige Hemisphäre, entdeckten die Küste von Congo, und hielten an dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Vasco de Gama umschiffte es, kundschaftete das Innere von Afrika aus, kam auf die östliche Küste dieses Welttheils, von da nach Indien und das südliche Asien. Coromandel, Sina, Japan, ganze Königreiche und Inseln wurden mit den Europäern bekannt, und ein neuer Weg zu den östlichen Reichthümern gefunden.

Diese ersteren Argonauten erweckten andere, deren Entdeckungen noch wichtiger und auffallender waren. Der Genueser Kolon, oder Kolumbus, erhielt, nachdem er bey vielen Höfen fruchtlos angesucht hatte, von

Ferdinand und Isabella in Spanien einige Schiffe, womit er sich in das unbekannte Weltmeer wagte. Nach einer langen Seefahrt, wo sein Genie und Heldenmuth alle Gefahren und Hindernisse einer stürmischen See und eines stürmischen Schiffvolks auszustehen hatte, erblickte er zuerst die Lucaysche Insel St. Salvator, darauf Cuba und verschiedene andere von den Antillen. Er unternahm hernach noch drey Reisen nach Westen. Auf der dritten entdeckte er das feste Land eines ganzen neuen Welttheils, welches zwar von ihm erfunden, aber nicht benannt werden sollte. Ein anderer Seefahrer Amerikо Vespuzi aus Florenz, welcher seine Reise nach der neuen Welt beschrieben hat, gab ihr auch den Namen Amerika.

Man kann sich leicht vorstellen, welch ein Erstaunen die wechselseitige Erscheinung fremder Menschen sowohl in der alten als neuen Welt hervorbringen mußte. Den Amerikanern kamen die europäischen Seehelden wie fürchterliche oder strafende Gottheiten vor, welche auf schwimmenden Pallästen daher zogen, einen künstlichen Donner vor sich her gehen ließen, und ihnen auf unbekannten Thieren wie Centauren entgegen rannten. Die Europäer sahen aus den Schiffen der wiederkehrenden Seefahrer, welche man schon lange für verlohren hielt, Menschen und Thiere steigen von einer ganz andern Tracht, Gestalt, Farbe und Lebensart, als man bisher zu sehen gewohnt war. Dabey wurden ihren neugierigen Augen Pflanzen und Schätze dargestellt, welche alle Begriffe überstiegen, so man sich von Reichthümern machte; alles lief herbey, alles gaffte, alles staunte. Die Seehelden, die man zuvor verachtet oder gar belacht hatte, wurden nun wie wohlthätige Gottheiten verehrt, und im Triumphe aufgeführt, und die

Länder, wovon sie sprachen, wie neuerfundene Feeninseln und Goldgruben angesehen.

Nach so unerwarteten Entdeckungen machte nun Alles Anspruch auf ihre Besitznahme. Die Päbste schickten Missionäre, die Könige Truppen, und die Handelsleute Schiffe dahin ab. Die ersteren wollten Seelen, die anderen Beute, und die letzten Schätze gewinnen. Die Einwohner verlohren darüber ihre Freyheit, ihre Regenten, ihr Gold, bis endlich nach manchen blutigen Kämpfen und großen Grausamkeiten die Menschlichkeit siegte, und ein ruhiges Verkehr die neue Welt mit der alten verbunden hatte.

Drittes Kapitel.

Die Reformation der Wissenschaften und der Kirche.

Fast zur nämlichen Zeit, als durch die Erfindung des Kompasses die Weltkunde und der Handel so sehr erweitert wurden, geschahe ein Gleiches im Gebiete der Wissenschaften und Meinungen durch die Erfindung der Buchdruckerey. Nach der Anlage der Hierarchie waren die Geistlichen bisher fast die einzigen Gelehrten der Christenheit, und es ist nicht zu läugnen, daß ihnen die wissenschaftliche Kultur, wo nicht ihre Verbesserung, doch ihre Erhaltung zu danken hatte. Ihr Stand erförderte an sich schon eine gelehrtere und feinere Bildung, ihre Stiftungen waren zugleich die Schulen des Volkes; sie erhielten uns die Werke der Alten entweder durch Bibliotheken oder durch eigne Handschriften, und viele Bischöffe und Mönche konnte man als Lichter in verschiedenen Theilen der Wissenschaften oder der

Gelehrsamkeit ansehen. Dabey blieb aber immer das Studium ein Monopol ihres Standes; und als mit dem Wachsthume ihrer Reichthümer und Macht auch ihre Gemächlichkeit und Müßiggang zunahm, verfielen sie mit dem Volke in eine gänzliche Unwissenheit.

Die Erfindung der Buchdruckerey, und die Stiftung der hohen Schulen oder Universitäten, erweckte von neuem den Geist der Wissenschaften. Es wurden Lehrer in den verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit angestellt, die alten Bücher und Schriften wurden in schneller Zeit gedruckt und unter das Publikum gebracht, neue geschrieben und mit gleicher Geschwindigkeit verbreitet. Unter den Gelehrten selbst entstand ein neues Streben und Gähren, und endlich eine solche Mittheilung und Verbindung, welche sich über alle Theile der gebildeten Welt erstreckte. Wir können die großen Fortschritte, welche die Wissenschaften gleich nach der Stiftung der Universitäten, und besonders durch die Buchdruckerey machten, nicht deutlicher sehen, als wenn wir deren Geist und Zustand selbst beschreiben.

Die Griechen, jene ersten Lehrer aller Künste und Wissenschaften, haben in der Blüthe der so schön verlebten Heldenzeit die symbolischen Bilder ihrer Geistesgeburten unter der Gestalt von neun liebenswürdigen Jungfrauen erscheinen lassen, wovon sie einer jeden einen Zweig der Künste zutheilten, die aber alle auf dem Gebiete der Phantasie entsprossen, nur schöne Blumenkränze für Dichter und Künstler flochten. Diese muntern griechischen Mädchen wurden unter dem heiligen Schleyer der Hierarchie vier ernstere Matronen, zwar nicht so lieblich an Form und Gestalt wie die Musen, aber von desto tieferem Sinne. Sie riefen aus der finstern Nacht des Mittelalters Sternenkronen hervor, welche das

Haupt der Weisen umstrahlen sollten. Raphael, ihr Zögling und Liebling, hat sie uns in einem Saale des Vatikans mit den treuesten Linien und Farben geschildert. Sie heißen Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Poesie. Da sitzt die Erste mit hoher Majestät und Liebe, und hält das Buch der Geheimnisse Gottes offen; die Andere spürt mit heiterem Blicke der Natur und den Gründen aller Wissenschaften nach; die Dritte führt mit ernsterer Stirne Waage und Schwerdt; die Letzte endlich schwingt sich freundlich mit den Flügeln der Begeisterung zum Schönen und Erhabenen. Unter ihnen breiten sich größere Bilder aus, worauf alle die berühmten Menschen, welche entweder in die Geheimnisse der Gottheit, oder der Natur, oder des Schönen zu dringen wagten, mit lebendigem Ausdrucke und Handlung vorgestellt sind.

Diese schönen Bilder Raphaels sind die Symbolen der wissenschaftlichen Bestrebungen aller hohen Schulen des Mittelalters, welche man Universitäten nannte. Sie wurden nämlich in vier Fakultäten abgetheilt, wovon die erstere den theologischen, die zweyte den juridischen, die dritte den natürlichen oder medizinisch-physikalischen, und endlich die vierte den freyen und schönen Künsten und Wissenschaften geweihet war. Ich werde die verschiedenen Verfassungen dieser Anstalten weiter unten schildern; hier soll nur der wissenschaftliche Zweck derselben betrachtet werden. Man hat in unsern aufgeklärten Zeiten es sich beygehen lassen, ihre alten Einrichtungen und Abtheilungen ein gothisches Gerüst des Mittelalters zu nennen, und mit viel Mühe daran geflickt und gepflastert. Allein wenn man den Zweck dieser ernsten literarischen Anstalten recht faßt, so wird man finden, daß sie wahrhaft

auf die Grundlage des menschlichen Geistes angelegt waren.

„Welches sind denn aber," sagt einer unserer besten Schriftsteller, „jene ursprünglichen und ewigen Anlagen und Richtungen des menschlichen Gemüthes? Wissenschaft und Kunst, mit andern Namen Philosophie und Poesie (denn Poesie ist der Geist aller schönen Kunst, und Philosophie die absolute Wissenschaft der Wissenschaften, ohne die es gar keine giebt; denn auch die Mathematik lernt erst durch Philosophie sich selbst begreifen), dann Religion und Sittlichkeit. Keins dieser Dinge ist von dem andern abgeleitet oder abhängig, alle sind in gleicher Dignität, und zwar so, daß sie je zwey und zwey symmetrisch gegenüber stehen. Das letzte bestätigt sich dadurch, daß sie im Anfange ineinander eingewickelt und verwebt zum Vorscheine kommen. Philosophie, Poesie, Religion und Sittlichkeit sind den vier Elementen zu vergleichen. Die Religion ist das Feuer, welches immer nach dem Himmel strebt, und auf der Erde nur dadurch bestehen kann, daß es den irdischen Körper, an welchem es sich befindet, verzehrt, das gewaltigste und in seinem Mißbrauch das verderblichste aller Elemente. Die Sittlichkeit ist das Wasser, welches Pindar das vortrefflichste aller Dinge nennt; ruhig, rein, ungetrübt, ein Bild vollkommner Affektlosigkeit, aus allen Vermischungen selbst wieder hervorgehend, aber das Bindungsmittel der übrigen Substanzen, das allgemein vermittelnde auf der Erde. Die Wissenschaft ist die Erde, der festgegründete Boden, der uns trägt und durch ergiebige Früchte nährt. Die Poesie endlich ist der Luft zu vergleichen, dem Anscheine nach ein blos spielendes und ergötzliches Element, das in gelinden Zephyrn

Blumendüfte, die geistigen Ausflüsse zarter Körper, herbeyführt, aber im unbewußten Athmen zum Leben unentbehrlich ist."

Diesen vier Grundlagen des menschlichen Geistes gemäß, waren auch die Universitäten mit ihren vier Fakultäten angelegt. Die theologische sollte die Religion, die juridische die Gerechtigkeit oder Moral, die medizinische die Naturwissenschaft, und jene der freyen Künste die Poesie wecken und bilden. Man hat zwar nach der Hand der juridischen Fakultät allein die Rechtsgelehrsamkeit, wie der dritten die Medizin angewiesen, so wie man die letzte unrichtig die philosophische nannte; allein dies waren schon Veränderungen und Abweichungen, welche mehr von gelehrten als geistreichen Männern herkamen. Die ersten Stifter derselben sind tiefer auf das menschliche Gemüth gedrungen. Durch sie war Theologie als ein eignes Studium blos der Religion gewidmet, obwohl auch die Philosophen vor und nach der Hand ihre sogenannten natürlichen und philosophischen Theologien aufgestellt hatten; denn Theologie kann nicht durch Verstand und Wissenschaft, sondern allein durch Vernunft und Religion, folglich natürliche oder übernatürliche Offenbarung gelehrt werden. In diesem bestimmten und richtigen Sinne wurden theologische Fakultäten errichtet. Eben so wollte man die Jurisprudenz von der Moral scheiden, und letztere der Philosophie zuweisen. Worin aber anders als in der Moral findet alle natürliche und positive Rechtsgelehrsamkeit ihren Grund? Deßwegen sagten auch die Alten: Justitia est constans ac perpetua voluntas jus suum cuique tribuendi. Daß man die Medizin von der philosophischen Fakultät geschieden, und ihr eine eigne errichtet hat, kam von der künftigen Verirrung wissen-

schaftlicher Begriffe her. Ich kann mir keine Medizin ohne Physik denken. Deßwegen kömmt man auch in neuern Zeiten wieder auf die alte Bestimmung dieser Wissenschaft zurück, und stellt sie unter die allgemeine Naturphilosophie. Noch viel unrichtiger hat man die Fakultät der schönen oder freyen Künste nach der Hand die philosophische genannt. Wenn man aber betrachtet, was in den sogenannten philosophischen Fakultäten Philosophie oder Wissenschaft genannt wurde, so war es nichts anders als Vorbereitung, Materiale oder Uebung zu derselben. Philosophie ist eigentlich die Lehre des Wissens, aber weder des Glaubens noch der Hoffnung, noch der Liebe, welches alles andern Fakultäten zugehört. Hier kann nur das gelehrt werden, was der Grund aller Wissenschaft ist. Das übrige gehört der Theologie, Jurisprudenz und Poesie. Mit tieferem Blicke in den menschlichen Geist waren also die ersten Universitäten mit vier Fakultäten angelegt. Sie waren nicht gerade schon vollkommne Bildungsanstalten zu den verschiedenen Künsten und Wissenschaften. Sie sollten vielmehr nur den Geist der Jünglinge wecken, und sie fürs erste in den Kenntnissen unterrichten, die sie zu ihrer künftigen Bestimmung im Allgemeinen nöthig hatten. Wir wollen dieses näher beleuchten.

Die sogenannten untern Schulen sowohl auf dem Lande als in der Stadt wurden von unsern Vätern nur als Institute angesehen, wodurch die Jugend in Zucht und Ordnung erhalten, und in denjenigen Kenntnissen und Fähigkeiten geübt würde, welche als Hülfsmittel und Vorbereitung den höhern Studien dienen sollten. Religionsunterricht sollte Moral und Gottesfurcht einflößen, die Furcht vor Eltern und Lehrer hielt die Kinder in Zucht und Ordnung; Lesen, Schreiben und Rechnen,

nebst

nebst der Grammatik, waren die Fertigkeiten zu weiteren Studien. Uebrigens ließ man den Körper gedeihen, wachsen, damit ihn Stärke, Gesundheit und Schönheit zu künftigen Bestimmungen tauglich mache. Dieses war der öffentliche Unterricht und der Erziehungskreis fast aller Kinder auf dem Lande und in den Städten.

Wenn die Kinder erwachsener waren, gab man ihnen nach Fähigkeiten und Umständen eine bestimmtere Erziehung. Diejenigen unter ihnen, welche sich dem Landbaue oder den Handwerken widmeten, erhielten darin ihren Unterricht, entweder bey ihren Eltern, oder sie wurden zu einem Meister in die Lehre gethan, worin sie dann bis zur Zeit ihrer Lossprechung oder gänzlichen Befähigung blieben. Andere aber, bey welchen man mehrere Fähigkeiten fand, ließ man zu den Gymnasien oder sogenannten Mittelschulen. Hier wurde der Religionsunterricht vollständiger fortgesetzt, die Zucht edler und freyer, die Grammatik und Sprachkenntniß vollständig, die Rede und der Schreibstyl gebildet, und die Lehre mit noch andern schönen und nützlichen Kenntnissen, als Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Mathematik ꝛc., mannigfaltiger. Die jugendliche Phantasie wurde hier durch die alten Klassiker mit den Schönheiten der Poesie bekannt gemacht, und wo die Eltern vermögend waren, auch der Körper durch Tanz- und Reitkunst gebildet. Alles dieses war aber nur noch Vorbereitung zu höheren Wissenschaften und Künsten.

Aber auch selbst die hohen Schulen oder Universitäten wurden eigentlich noch nicht als Tempel der Gottheit, sondern nur als der Vorhof zum Heiligthum angesehen. Die meisten Jünglinge, welche nach den Universitäten zogen, waren mehr dazu bestimmt, brauchbare Kirchen- und Staatsdiener als eigentliche Gelehrte und große

Geister zu werden. Die Kirche versprach sich von ihnen taugliche Bischöffe, Pfarrer und Volkslehrer; der Staat geschickte Verwalter, Richter, Staatsmänner und Aerzte rc. Alles dieses zielte blos auf beyder Nutzen. Deßwegen waren in dieser Hinsicht auch die Wissenschaften meistens auf positive Theologie, positive Jurisprudenz, Medizin und Kunst eingeschränkt.

Indessen war mit diesem beschränkteren Zwecke des Staatsnutzens unmerklich ein noch weit erhabenerer verbunden, nämlich der, daß unter den fähigeren Jünglingen der schlafende Geist der Religion, der Moral, der Wissenschaft und Poesie geweckt wurde; wodurch sie dann nach der Hand in größern Versammlungen, oder durch höhere Unterstützung, jene herrlichen Werke hervorbrachten, welche sie als ewige Muster der Nachahmung und Bewunderung der Welt dargestellt haben. Durch diese aus den hohen Schulen hervorgegangenen Geister bildete sich fast bey einem jeden Volke eine glänzende Epoche kunst- und wissenschaftlicher Bestrebungen. Die großen Geister überließen es den Universitäten und ihren Professoren, das den Jünglingen gelehrt vorzutragen, was sie erfunden oder erdichtet hatten: denn sie banden sich nicht mehr an die zunftmäßigen Eintheilungen und Vorschriften der Fakultäten. Frey, wie ihr Geist, wagten sie sich in das weite Gebiet der Künste und Wissenschaften, und theilten eben so frey ihren Schülern die erbeuteten Schätze und Kenntnisse mit. Große Päbste und Fürsten, Städte und Länder unterstützten sie, und es wurde endlich unter ihnen ein allgemeines Verkehr von Kunst- und gelehrten Produkten errichtet.

Jetzt kamen durch sie ganz andere Schulen und Anstalten zu Tage. Vier große Kunstschulen nach den verschiedenen Ländern Italiens, die römische,

florentinische, lombardische und venetianische genannt, eiferten in bildenden Künsten miteinander. Ihnen folgten bald die deutsch-niederländische, die spanische, die französische. An Höfen und in Städten besangen Dichter die großen Thaten der Helden, oder in Kirchen die Herrlichkeit Gottes und seiner Religion. Aus den Choralschulen, oder Zünften der Mönche und Minnesänger, giengen Komponisten mit heiligen und lieblichen Gesängen hervor. Die juridischen Fakultäten weckten große Geschichtschreiber und Staatsschriftsteller; die medizinischen Naturkundige und Astronomen, die andere Philosophen und Gelehrte. Wir wollen einen jeden Zweig dieser Bestrebungen großer Geister besonders vornehmen.

Die Theologie.

Bey den theologischen Fakultäten wurde eigentlich nur das gelehrt, was die Kirche zur Bildung eines gemeinen Doktors brauchte, er mochte nun nach der Hand ein Pfarrer oder Bischoff oder Kardinal oder Pabst werden. Das höhere Studium der Theologie blieb aber besondern Geistern vorbehalten, welche entweder, wie Thomas von Aquin, Duns Scotus, Bonaventura und andere neue Kirchenlehrer, oder wie Peter Abälard und Arnold von Brescia, neue Lichter genannt wurden. Von der Art, wie diese die Theologie behandelten, soll hauptsächlich hier die Rede seyn.

Es konnte nämlich nicht fehlen, daß unter den geistreichern Jünglingen, welche auf Universitäten den theologischen Studien oblagen, nicht nach der Hand einige auftreten sollten, welche tiefer in diese heilige

geheimnißvolle Wissenschaft einzudringen wagten, als die gemeinen Doktoren und Lehrer der Theologie. Sie versuchten anfänglich die Wahrheiten der Religion durch einen platonischen Mystizism oder eine aristotelische Spitzfindigkeit zu erklären; daher die Menge mystischer oder skolastischer Theologen, welche so ganz dem schauerlichen Geiste des Mittelalters angemessen waren. Oder sie giengen an der Hand der Kirchenväter auf die Quelle der christlichen Religion, auf die Bibel selbst zurück, und suchten den Geist des Ganzen, wo nicht zu ergründen, doch zu fassen. Und was war dieser Geist? Wir wollen ihn durch die Bibel und die ersten Lehrer des Christenthums selbst aussprechen lassen.

Unter den Philosophen und Areopagiten in Athen sprach Paulus also: „In all eurem Dichten und Trachten sehe ich euch voll Wahn und Aberglauben; denn als ich unter euch herumwandelte, und eure Bilder besah, fand ich einen Altar, worauf geschrieben steht: dem unbekannten Gotte. Diesen Gott, welchen ihr in Unwissenheit verehret, will ich euch kund machen. Er, der Himmel und Erde, und alles, was darin ist, gemacht hat, wohnt nicht in von Menschenhänden gebauten Tempeln, noch wird er durch menschliche Gaben verehrt, als wenn er etwas bedürfe. Er selbst gab Allen das Leben und den Geist durch alles. Ihr braucht eben nicht lange zu suchen, um ihn zu finden, diesen unbekannten Gott. Er ist nicht weit von einem jeden unter euch, denn wir leben, werden bewegt, und sind in ihm. Er wird auch nicht durch überredende Vernunftschlüsse der menschlichen Weisheit, sondern durch das Zeugniß des Geistes und die innere Kraft dargethan. Wie der Mensch nichts vom Menschen weiß, ohne den Geist; so kann auch Niemand etwas von Gott wissen, als durch

den Geist Gottes, der in uns wohnt. Gott ist aber nicht in dem Bauche, sondern im Geiste; denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geiste. Wir fühlen ein ander Gesetz in unserm Fleische, was widerspricht dem Gesetze unsers Geistes, und uns fesselt und gefangen hält. Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerey, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterey, Zauberey, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Verschwörung, Haß, Mord, Saufen, Fressen und dergleichen. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. Die Liebe ist sanftmüthig, sie ist freundlich, die Liebe eifert nicht, sie treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht auf, sie stellt sich nicht ungebärdig, sie sucht nicht das Ihrige, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, hoffet alles, sie duldet alles. Diese Liebe vergeht nimmermehr, wenn gleich Weissagungen ein Ende nehmen, oder die Sprachen aufhören, oder die Wissenschaften vergehen werden. Denn unser Wissen ist doch nur Stückwerk, und unser Weissagen unvollkommen. Wenn aber das Vollkommene erscheinen wird, wird das Unvollkommene aufhören. Da ich ein Kind war, redete und dachte ich wie ein Kind; da ich aber ein Mann geworden bin, legte ich das Kindische ab. Wir sehen jetzt gleichsam nur wie durch einen Spiegel im Dunkeln, alsdann aber werden wir Gott sehen von Angesicht zu Angesichte. Jetzt erkennen wir Gott nur zum Theile, alsdann werden wir ihn aber erkennen, wie wir von ihm erkannt sind."

„Denn, sagt Johannes, im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht worden, und nichts, was gemacht ist, ist ohne dasselbe gemacht. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen; und das Licht leuchtete in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen. Es war ein Mensch von Gott gesandt, mit Namen Johannes: Dieser kam zum Zeugniß, damit er Zeugniß von dem Lichte geben sollte, auf daß alle durch ihn glaubten. Er war nicht das Licht, sondern nur der Zeuge des Lichts, welches alle Menschen, die in die Welt kommen, erleuchtet. Er war in der Welt, die Welt ist durch ihn gemacht worden, und hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufgenommen hatten, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden, welche nicht aus dem Blute, nicht aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott gebohren werden. Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnet, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit, wie jene des Eingebohrnen vom Vater voll der Gnade und Wahrheit; denn, fährt Paulus fort, es geziemte dem, um dessen Willen alle Dinge da sind; daß er den Herzog unsrer Seeligkeit durch Leiden vollende: und weil Gott nun einen Tag bestimmt hat, an welchem er den Erdkreis durch denselben in Gerechtigkeit richten wird; so gab er allen Menschen einen glaubwürdigen Beweis davon, indem er ihn von den Todten auferweckte." — „Da sie nun von Auferstehung der Todten hörten, spotteten Einige darüber, Andere aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören."

Hierauf sagte Paulus[21]: „Es werden wohl Einige unter euch fragen: Wie können die Todten wieder auferstehen? Unweise Menschen! nicht das, was man säet, kann zum Leben gedeihen, wenn es nicht zuvor verweset ist. Nicht die Pflanze, welche hervorwachsen soll, wird gesäet, sondern das nackte, trockne Korn des Weizens oder Getreides. Erst Gott giebt ihm die Gestalt und Wesenheit, wie er will, und einem jeden Saamen eine andere. Denn nicht alle organische Geschöpfe haben einerley Gestalt. Die Menschen haben eine andere, die Thiere eine andere, die Vögel eine andere, und die Fische eine andere; und es giebt himmlische und irdische Körper, und der Mensch hat eine thierische und eine himmlische oder geistige Organisation. Nach der erstern ist er ein lebendiges Thier, nach der letztern ein lebendigmachender Geist[22]. Nach der erstern ist er irdisch und von Erde gebildet, nach der letztern himmlisch und Herr des Lebens. Als irdischer Mensch denkt und handelt er auch irdisch; aber als Himmelsbürger sucht er Gott ähnlich zu werden. Bey dem Tode wird die irdische Gestalt in die Erde gesäet, um in einer himmlischen wieder aufzustehen; und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des himmlischen. Siehe, ich offenbare euch ein großes Geheimniß, wir werden zwar alle wieder auferstehen, aber nicht alle verwandelt werden."

So war der Geist der christlichen Religion und Theologie. Derselbe sollte, wie Augustinus sagt[23], durch eine unsichtbare und eine sichtbare Kirche oder

21 Im ersten Briefe zu den Korinthern 15., 35. ꝛc.

22 ψυχη ζῶσαν, πνευμα ζωοποιουν.

23 De civitate Dei.

Stadt Gottes erhalten werden. Die Erstere war durch Engel und Erzengel, Patriarchen und Propheten, Apostel und Märtyrer, Frauen und Jungfrauen in himmlischer Glorie an den Thron Gottes gebunden [24]; die Letztere wurde durch Bischöffe und Erzbischöffe, Priester und Diakonen, Mönche und Nonnen mit heiligen Sakramenten und schönen Zeremonien unter einem sichtbaren Oberhaupte, dem Statthalter Christi auf Erden, regiert. Auch das Bild der Theologie hat Raphael meisterhaft dargestellt. Da sieht man in drey Reihen die leidende, streitende und triumphirende Kirche. Sie geht vom Sakramente des Altars durch die Reihen der Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer, Engel und Erzengel hinauf zum ersten Geheimnisse der christlichen Religion, der Dreyfaltigkeit; und oben thront der himmlische Vater, welcher den heiligen Geist herabsendet.

Die Jurisprudenz.

Die Theologie lehrte eine heilige Gerechtigkeit, oder vielmehr die Heiligkeit selbst. Eine andere aber fordert die Rechtsgelehrsamkeit. Wenn jene auch die schwersten Pflichten ohne alle menschliche Triebfedern im Innern des Herzens erfüllt haben will, so ist diese schon mit der äußern Befolgung desselben zufrieden. Daher gab es zu der Zeit auch zweyerley Richterstühle und Justizpflege; eine geistliche, die Beichte, und eine weltliche bey den bürgerlichen Gerichtsstellen. Bey jener wurden Sünden und moralische Gesinnungen gerichtet, bey diesen aber nur Rechtsfälle und Verbrechen. Bey jener klagte der Schuldige sich selbst an nach seinem Gewissen,

24 Joann. apocalyps.

bey diesen aber der Beleidigte nur nach seinem Wissen. Bey jener offenbart der Verbrecher selbst seine Fehler, bey diesen muß er dazu durch Zeugen und öfters Foltern gezwungen werden. Bey jener richtet Gott als Herzenskundiger, oder statt seiner, der Beichtvater nach dem Grade der gebeichteten Moralität, bey diesen ein weltlicher Richter nach dem Grade der juridischen Beweise. Aus allem diesem sieht man, daß die weltliche Gerechtigkeit, welche durch die Jurisprudenz gepflegt werden sollte, mit äußeren rechtmäßigen Handlungen zufrieden war, die inneren aber dem Beichtstuhle überließ. Daher sagen auch die alten Juristen: Interna non curat Praetor.

Ueber den Unterschied dieser verschiedenen Gerechtigkeit hat Leibniz in seinem codex juris gentium eine schöne Erläuternng gegeben.

„Das Recht ist ein sittliches Vermögen, und die Verbindlichkeit eine sittliche Nothwendigkeit. Unter dem Sittlichen verstehe ich, was bey einem rechtschaffenen Manne so gut als natürliche (physische) Nothwendigkeit ist. Denn wie ein römischer Rechtsgelehrter sagt: Was gegen die Sittlichkeit ist, von dem kann man nicht annehmen, daß es ein rechtschaffener Mann thun könne. Ein rechtschaffener Mann ist aber derjenige, der alle Menschen so sehr liebt, als es ihm die Vernunft gebietet. Die Gerechtigkeit ist also die Liebe des Weisen, oder die Liebe, welche durch Weisheit und Vernunft regiert wird. Der Ausspruch, den man dem Karneades beylegt, als sey die Gerechtigkeit eine Thorheit, weil sie verlangt, daß wir für das Wohl Anderer sorgen und unser eigenes vernachläßigen, dieser Ausspruch ist aus einem unrichtigen Begriffe von Gerechtigkeit entsprungen. Wie läßt sich aber die Liebe seiner selbst mit der Liebe anderer Menschen vereinigen?

Dies ist eben der Knoten, an dem sich die Spekulation des grübelnden Verstandes so oft vergebens versucht hat, indeß ihn das unbelehrte Gefühl eines wohlwollenden Herzens alle Tage von selbst löset. Einen lieben, heißt: sich an seiner Glückseligkeit ergötzen, oder, welches einerley ist, fremde Glückseligkeit in seine eigne aufnehmen. Dadurch läßt sich auch die Schwierigkeit in der Theologie heben, wie es nämlich eine ganz reine vollkommene Liebe geben könne, eine Liebe ohne Furcht und Hoffnung, und ohne Rücksicht auf irgend einen Vortheil. Die Glückseligkeit Anderer, welche uns ergötzt, gehört mit zu unserer eignen Glückseligkeit, indem das, was uns ergötzt, an und für sich selbst begehrt wird. Und wie die Betrachtung des Schönen selbst angenehm ist, und ein Gemälde von Raphael, ob es gleich nichts einbringt, den Kenner entzückt, und von ihm mit einer Art von Liebe gehegt wird; so geht bey dem Schönen, das der Glückseligkeit fähig ist, dieses Ergötzen in eigentliche Liebe über. Die Liebe zu Gott übertrifft aber jede andere Liebe, indem kein Wesen schöner, glückseliger und der Glückseligkeit würdiger ist. Da aber die Weisheit die Liebe regieren muß, so muß ich mich bestreben, auch diese zu erklären. Ich glaube dem Begriffe derselben am nächsten zu kommen, wenn ich darunter die Wissenschaft der Glückseligkeit und Gerechtigkeit verstehe. Sie kann indessen nichts anders als das Bewußtseyn unserer Vollkommenheit seyn, und dieses ist an sich etwas Gutes. Was aber an sich gut ist, das muß auch als Zweck eines vernünftigen Wesens gut seyn. Indem also die Weisheit die Wissenschaft der Zwecke, oder des an sich Guten, und also desjenigen ist, worin die Quelle der Glückseligkeit liegt; so haben wir eine Erklärung der Glückseligkeit

gefunden, die mit dem Begriffe der Weisheit nahe genug zusammen trifft. Aus dieser Quelle fließt nun das Naturrecht, von welchem es drey Grade giebt, nämlich: das strenge Recht in der wechselseitigen, die Billigkeit in der austheilenden, und die Tugend in der allgemeinen Gerechtigkeit. Das Gebot des strengen Rechts ist, daß man Niemand beleidige, damit er nicht in der bürgerlichen Gesellschaft eine Klage, oder außer derselben, ein Recht zum Kriege erhalte. Das Gebot der Billigkeit ist, einem Jeden das Seinige zu ertheilen, und dieses erstreckt sich auch auf die Handlungen, auf welchen die, worauf sie sich beziehen, keine Klage erhalten, wodurch sie uns z. B. zur Dankbarkeit, Wohlthätigkeit etc. zwingen. Auf dem untersten Grade des Rechtes werden alle Menschen als gleich angesehen, und jeder hat das nämliche Recht, und ist zu dem nämlichen verpflichtet; aber auf den höheren Stufen wird erst ihre Würdigkeit und der Adel ihrer Seele erwogen, und darnach die Vorzüge, die Belohnungen und Strafen abgemessen. Der letzte und höchste Grad des Rechtes ist die Heiligkeit, oder, wenn man will, die Gottseligkeit. Das strenge Recht soll Anderer Unvollkommenheit vermeiden; die Billigkeit soll ihre Vollkommenheit auf eine angemessene Art befördern, aber nur so weit es in den Gränzen der Sterblichkeit geschehen kann. Daß wir aber selbst das Leben und alles, was das Leben angenehm macht, dem größern Vortheile Anderer aufopfern, ja die größten Schmerzen für Andere übernehmen sollen, das ist in dem Gebiete der Philosophie bis jetzt nur noch eine schöne Vorschrift, ein vorgestelltes Ideal."

So geläuterte und bestimmte Begriffe von der Gerechtigkeit hatten auch die besten Gesetzgeber und Rechtsgelehrten dieser Zeiten nicht, aber sie entwickelten

sich doch aus dem Studium der Gesetze; und wir müssen annehmen, daß selbst unkultivirte Völker, sobald sie unter sich Verträge schließen, immer von dem natürlichen Gefühle der Billigkeit geleitet werden.

So lange die germanischen Völker noch in ihren Wäldern wohnten, thaten bey ihnen das gute Sitten, wie Tacitus sagt, was bey andern Völkern oft gute Gesetze nicht vermögen. Die Billigkeit der rohen Natur vertrat da die Stelle der gekünstelten, oft schlüpfrigen Rechtspflege der bürgerlichen Gesellschaft, und der Degen vertheidigte die genugsamen Rechte dieser rohen Völker oft besser, als es bestochene Richter und lauer Schutz der Gesetze in Staaten thun. Da diese Völker sich in eine Art von bürgerlicher Gesellschaft niederließen, mußte die alte natürliche Billigkeit, das alte Herkommen, was sonst in eines jeden Herz geschrieben war, in Bücher festgestellt und nach Maaßgabe der bürgerlichen Bedürfnisse und Erweiterung des Eigenthums auch ausgedehnt werden. Bey allen diesen Aenderungen und Zusätzen braußt noch der alte freye Waldgeist in ihren nun aufgeschriebenen Gesetzen. Sie sind noch ganz auf Freyheit, natürliche Billigkeit, persönliche Tapferkeit und Vertheidigung, auf Jagd und ihr altes Vergnügen und Eigenthum, noch ganz auf den Beystand und die offenbare Hülfe der Gottheit gegründet. Man betrachte nur z. B. die allemannischen, burgundischen, sächsischen, bayerischen, gothischen, aber besonders die fränkischen Gesetze, wie sich in all dieß christliche Religion, Tapferkeit, Ehre, und der ganze Zeitgeist einmischte; und man wird das sonderbarste Bild und Gemisch von natürlicher Billigkeit und bürgerlicher Form antreffen [25].

25 „Vielleicht, sagt Grotius, werden die Gesetze der nordischen Völker jene anekeln, welche nur das römische

Karl der Große wollte die verschiedenen Gesetze der deutschen Völker sammeln, und in Ein Buch ordnen, und wir müssen bedauern, daß dieses alte ehrwürdige Denkmal der guten Natur und natürlichen Billigkeit, von einem so großen und einem eben so natürlich klugen Gesetzgeber nicht zu Stande gekommen ist, wie wir bedauern müssen, daß die Sammlung alter deutscher Lieder von diesem großen Geiste verlohren gieng. Inzwischen kann man an den Ueberbleibseln dieser Gesetze und aus den Kapitularien dieses großen Kaisers sehen, was daraus geworden wäre.

Zu Karls des Großen Zeiten waren diese zwar billigen, aber doch noch zu rohen Waldgesetze bey den sich immer häufenden Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr hinlänglich. Man verfertigte die Kapitularien. Als aber auch diese noch zu schwankend, nicht allumfassend und allvorsichtig genug waren, so drang der alte wilde Geist wieder durch, und der Degen und Gotteshülfe wurde als der einzige Rechtsweg angesehen.

Mitten in dieser Anarchie und unbürgerlichen Gerechtigkeit, errichteten die Geistlichen auf der frommen Leichtgläubigkeit dieser Zeiten ein sonderbares Gebäude von Gesetzen nach römischer Art und Kunst auf, und nannten es das kanonische Recht.

bewundern können. Ich entdecke aber in den römischen Gesetzen eine so kleinliche Spitzfindigkeit, so viel Unbestimmtes und Schwankendes, eine so ungeheure Anhäufung, und in derselben eine solche Verwirrung, daß ein jeder, wenn er auch das glücklichste Gedächtniß hat, sich öfters nicht darein finden kann. Die Philosophie will, daß ein Gesetz einfach, kurz, deutlich wie das Gebot eines Familienvaters sey. Durch diese Stetigkeit erhält es auch sein Ansehen. So sind die Gesetze unsrer nördlichen Väter, und ich halte dafür, daß selbst Gott diese Simplicität jener römischen Spitzfindigkeit vorziehen würde."

Dieser heilige Kodex hatte zwar einen ordentlichen Rechtsgang angegeben, allein dabey die Unschicklichkeit, daß seine Verordnungen nicht aus dem germanischen Geiste hervorgegangen waren. Das neue Europa, von Germaniern gegründet, wollte auch nach germanischen Gesetzen gerichtet werden. Viel wirksamer also, und dem Zeitgeiste angemessener waren jene Gesetze, welche ihm nach der Hand seine großen Könige und Fürsten gaben. Man kann die Verordnungen der Hohenstaufischen Friedriche in Deutschland, die Etablissements des heiligen Ludwigs in Frankreich, die Partidas des heiligen Ferdinand in Spanien, das Common law in England, und des heiligen Stephans Constitutiones in Ungarn als die ersten Versuche bürgerlicher Gesetzgebung in dem wiederauflebenden Europa ansehen. In diesen Sammlungen waren die Verhältnisse der Bürger gegen einander mehr bestimmt, auf die vorkommenden Fälle genaue Gesetze vorhanden, ein ordentlicher Rechtsgang vorgeschrieben, und die Wege angegeben, wodurch man sich Recht verschaffen konnte. Wenn diese Sammlungen auch noch nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, welchen man in den Gesetzbüchern gebildeterer Zeiten antrifft; so waren sie doch immer wichtige Fortschritte zur Verbesserung der Gerechtigkeitspflege. Sie hatten wenigstens das besondere Gute, daß sie aus altem Herkommen und Erfahrung abstrahirt, und folglich meistens eigene auf die Zeit passende Nationalgesetze waren; nur fehlte ihnen noch Vollständigkeit, welche sie auch mit der Zeit vermuthlich würden erhalten haben. Allein dieser Gang der Rechtsgelehrsamkeit nahm eine ganz andere Richtung, als bey dem Wiederaufblühen der Wissenschaften in Italien, nebst so vielen Schätzen des Alterthums auch der Kodex

der römischen Gesetze wieder hervorgesucht wurde. Nun hatte man gleich ohne viel Mühe und gesetzgeberische Klugheit ein vollständiges Werk, was fast alle Fälle begriff, und mit Gesetz belegt hatte; die Gesetze waren von einem Volke her, was wegen seiner Klugheit berühmt war, und so viele Jahre und Rechtsfälle in bürgerlicher Ordnung und Verfassung durchgelebt hatte. Gierig griff also jede Regierung nach so vollständigen und billigen Gesetzen, überall wurden diese fremden Gesetze das Muster der Landesgesetze.

Sobald das römische Gesetzbuch unter den europäischen Völkern wieder bekannt war, wurde auch auf den Universitäten nach seiner Form gelehrt. Accursius, Bartholus und Baldus, die größten Rechtslehrer dieser Zeiten, giengen von dieser Lehre nicht ab; ja selbst staats- und völkerrechtliche Sachen wurden nach römischen Gesetzen entschieden, obwohl sich die Verfassung gänzlich geändert hatte. Als nach der Hand die Philosophie und Staatskunst mehr kultivirt wurde, fieng man an, auch die Jurisprudenz zu ordnen und in ein wissenschaftliches System zu bringen. Man theilte sie in die natürliche (jus naturae) und positive ab; da diese größtentheils nur auf einem hypothetischen Naturrecht beruht, so wurden auch die positiven Gesetze größtentheils der Inhalt und das Studium der Juristen. Das positive Recht theilte man wieder in das bürgerliche oder jus civile, welches die Rechte der einzelnen Bürger untereinander, in das öffentliche oder jus publicum, welches die Verhältnisse der Regierung zu den Unterthanen und umgewandt, und in das Völkerrecht oder jus gentium ab, welches jene der Völker bestimmte. Dazu kamen noch das jus canonicum, feudale, criminale etc., welche aber leicht unter obige

Rubriken gebracht werden könnten. Die künftigen Gelehrten haben alle diese Rechte in ein vollständiges und allgemeines System gebracht, und es wäre unnöthig, selbiges umständlich hier anführen zu wollen.

Nach Verletzung der Rechte, oder bey sonstigen Streitigkeiten, tritt die praktische Rechtsgelehrsamkeit ein; und diese bringt dieselbe entweder durch gerichtliche oder außergerichtliche Verhandlungen, und unter Völkern durch Gewalt und Waffen zurecht. Die erste Art nannte man den Feder-, letztere den Schwerdtkrieg. Bey letzterem stehen oft Scharfrichter und Generäle in gleicher Würdigung; denn jene sind nur die Exekutoren im bürgerlichen, diese im Völkerrechte. Da aber die Rechte und Sicherheit einer ganzen Nation mehr geachtet werden müssen, als jene einzelner Bürger, und der Exekutor dabey sein Leben für das Vaterland wagen muß; darum ist auch die Politik und Kriegskunst der schwerste, gefährlichste, und folglich geehrteste Theil der allgemeinen Jurisprudenz geworden. Die Werke eines Machiavelli, Bodin, Hugo Grotius und Montesquieu haben bald jene eines Bartholus und Baldus übertroffen.

Die Philosophie.

Ich habe schon bemerkt, daß man die Fakultät, welche der Untersuchung natürlicher (im Gegensatze übernatürlicher) Dinge, oder wie man jetzt sagt, der Naturphilosophie gewidmet war, nach der Hand unrichtig, entweder die philosophische oder medizinische nannte. Ursprünglich befaßte sie sich nur mit dem, was man begreifen oder wissen konnte, was aber darüber gieng, das Unbegreifliche, überließ sie dem Glauben und der Theolo-

Theologie. Man sieht diesen Unterschied genau, sowohl in den damaligen Schriften als in den oben angeführten Bildern Raphaels. Nur die Theologie war rerum divinarum magistra; die Philosophie oder Naturwissenschaft aber rerum naturalium. Deßwegen ist ihr auch das Symbol der Natur nach ägyptischer Mythologie in Raphaels Bild beygegeben. Da nun unter den alten Philosophen Plato und Aristoteles in der Naturphilosophie am meisten gethan und gewagt hatten, und auch die neueren Philosophen sich mehr oder weniger einem von beyden näherten; so hat der Künstler in seiner Schule von Athen, nachdem er die verschiedenen Sekten zusammengruppirt, das Ganze auf diese zwey Philosophen-Fürsten in der Mitte zusammenlaufen lassen. Ueberhaupt ist dieses Bild nicht nur in artistischer, sondern auch in wissenschaftlicher Anordnung ein Meisterstück. Der geheime Tiefsinn ist in Pythagoras, die menschliche Unterhaltung in Sokrates, das ungebundene Freche in Diogenes, das Natürliche in Aristoteles, und das Erhabene in Plato auffallend ausgedruckt. Man sieht darin so ganz den Stufengang des menschlichen Wissens.

In den scholastischen Schulen des Mittelalters hatte man Theologie und Philosophie, oder vielmehr göttliche und menschliche Wissenschaft noch nicht genug geschieden. Man wollte im Gegentheile die eine durch die andere erklären und unterstützen. Daher kam denn auch die sonderbare Anwendung beyder. Die feinste Spitzfindigkeit war mit dem dunkelsten Aberglauben vereinigt. Dialektik und Sterndeuterey, Chemie und Sympathie, Magie und Physik, strenger Beweis und Glauben, Bibel und Aristoteles wurden so grell und auffallend untereinander geworfen, daß nothwendig jene Mißgeburten

des menschlichen Geistes hervorkommen mußten, welche diese Schulen auszeichnen.

Indessen waren eben diese Bestrebungen die ersten Versuche zu einer richtigen Ansicht der Wissenschaften. Peter Abälard und Roger Baco merkten schon das Unschickliche der bisherigen Methode, indem jener die Theologie, dieser die Naturwissenschaft beschränkte. Noch viel tiefer aber drangen nach der Hand Telesius, Jordanus Bruno, Cardanus und Campanella ein. Sie suchten ein Erstes und Letztes auf, worauf sie alle Wissenschaft gründen wollten. Sie schienen sich daher der alten eleatischen Schule zu nähern, welche unter allen den sichersten Weg im Gebiete der Philosophie eingehalten hatte. Sie war aus den Geheimnissen der pythagoräischen hervorgegangen, auf sie haben Anaxagoras und Plato, Aristoteles und Epikur gebauet; und so sehr auch ihre Untersuchungen nach der Hand entweder mißverstanden oder gar als atheistisch verleumdet worden, so sind doch die größten Denker wieder darauf zurückgekommen. Rerum cognoscere causas, ist im Bilde Raphaels der Wahlspruch der Philosophie. Wo aber sind diese anders zu finden, als in dem Einen und Ersten, ohne welches nichts seyn und gedacht werden kann? Und was ist dieses Eine und Erste? Jordanus Bruno nennt es das Minimum. Es ist in folgenden Versen ausgedruckt.

Minimum substantia rerum est,
Atque id idem tandem operies super omnia magnum.
Hinc monas, hinc atomus; totusque hinc undique fusus
Spiritus, in nulla consistens mole suisque
Omnia constituens signis, essentia tota,
Si res inspicias, hoc tandem est, materiesque;

Quandoquidem minimum sic integrat omnia, ut ipsum
Ni substernatur, reliquorum non fiet hilum.
Esto omnia monas, numerorum non erit ullus:
Namque ea constituit species, statuens genus omne.
Quo circa in cunctis primum est fundamentum, ut unde
Et Deus et natura parens, arsque explicat alte
Quod super omne genus perstat, quod in genere omni est.

Diese Verse lassen sich am besten durch eine Stelle aus der ältesten Philosophie der Indier übersetzen.

Auf und vernimm der Geheimnisse größtes! Alles was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück, nach seinem vollendeten Zeitlauf
In die Quelle deß Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.
Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und Erhalter
Ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verschwinden,
Nichts ist größer als ich. Wie die köstliche Perl an der Schnur hängt,
Hangen die Wesen an mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonne und im Mond, Anbetung bin ich im Weda,
Schall in dem Firmament und Menschennatur in der Menschheit,
Süßer Geruch in der Erd, und Glanz in der Quelle des Lichtes,
Leben und Geist in Allem, des Weltalls ewiger Saamen.

Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
Vielbewaffnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen bedeckt mit seltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
Hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Veränderung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar von Schrecken erhoben,
Sank der Schauende nieder und betete preisend den Gott an.
„Ewiger in dir seh' ich die Geister alle versammelt,
„Alle Gestalten der Wesen; ich seh' den schiffenden Brahma
„In dir, thronend über dem Lotos. Ich schaue dich selbst an,
„Dich mit unendlichen Armen, und Formen und Gliedern
„bewaffnet;
„Und doch seh' ich in dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
„Geist der Dinge! Die Form des Alls! Ich schaue die Krone,
„Deines Haupts, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
„Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
„Deine Augen der Mond und die Sonne; der Athem
„des Mundes
„Flammendes Feuer; der Raum des Weltalls deine
„Verbreitung,
„Geister seh' ich zu dir nahen, wie zum Orte der Zuflucht,
„Geister seh' ich erschrocken die Hände falten und zittern.
„Welten schauen dich an, und staunen dich die gewaltge
„Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und
„Häuptern,
„Armen und Brüsten. Die Heere der Länder beherrschenden
„Helden,
„Siehe, sie stürzen in deinen verschlingenden feurigen Athem,
„Wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme
„sich stürzen.
„Aber du stehest und bleibst, und füllst mit Strahlen
„das Weltall."

Dieses Eine und Erste nachzusuchen, war das Bestreben der sogenannten Metaphysiker. Die gewöhnlichen Naturkundigen drangen nicht so tief, sie beschäftigten sich mit Gegenständen, die unsern Sinnen näher liegen. Pabst Sylvester II., Roger Baco, Fracastor, Toscanelli, Kopernikus, Müller, Schwarz, Flavio Gioja und andere Physiker, bereicherten die Naturkunde, Mathematik und fast alle Zweige der Physik mit neuen Entdeckungen. Einige davon blieben blos im Kreise der Empirie. Sie erfanden eine Menge nützlicher Instrumente und Maschinen; und diejenigen unter ihnen, welche sich allein mit Untersuchungen des menschlichen Körpers abgaben, schieden sich unter dem Namen der Mediziner und stifteten eine eigne Fakultät, welche daher auch allein den Namen der medizinischen erhielt.

Die Poesie.

Ich wende mich nun zu jenen lieblichen Töchtern des Himmels, welche die bürgerliche Gesellschaft mit Blumenkränzen umwinden, die aber wohl gepflegt und wohl angewandt auch die hoffnungvollesten Boten naher Frucht werden können.

Da ich also auf den Punkt komme, wird unser Jahrhundert gewiß den lautesten Anspruch machen wollen, von mir als Muster aufgestellt zu werden. Mögen doch unsre schönen Geister immer um ihre antik modern geäfften Produkte stehen, frohlocken und staunen: an euch wende ich mich lieber, ihr Gesalbten der Gottheit, die ihr offenes und reines Herzens genug seyd, wahre Schönheit zu ahnden und zu fühlen. Ihr werdet mich verstehen ohne viele Worte

und Deutung; und von Verstehen, nicht wie man eine Demonstration versteht, sondern vom Ahnden, Mitfühlen, Gleichempfinden, Begeistertseyn ist doch hier hauptsächlich die Rede; und so dürfen wir nur an die erste Anlage des Mittelalters zurückgehen, und die Bardenharfen und Ossianslieder klingen uns als laute Beweise entgegen, wie viel Poetisches darin verborgen lag. Wenn wir nun auch zugeben, Ossians Lieder wären durch Mackpherson erdichtet oder verschönert worden, so ist doch gewiß ihr Stoff aus jener Zeit und Menschenart. Ist nun gar von Wirkung die Rede; so bezeugen alle Geschichtschreiber laut, daß sie bey den nordischen Völkern stärker, heftiger und treffender war als bey den Griechen [26]. Wenn da Attila, der Schrecken der östlich- und westlichen Welt, die Geißel Gottes unter Freyem saß, und bey offenem Schmauße seine Thaten, und die Thaten seiner Hunnen herabsingen hörte; wenn jetzt der Gesang ihren Busen schwellte, sie zu Heldenthaten aufflammte, die Jünglinge sich nach Waffen, die Mädchen sich nach Jünglingen sehnten, wenn selbst die Alten ihre in Heldenthaten morschgewordenen Knochen schütteln und weinen, daß sie nicht mehr mitmachen konnten; was mußten diese Lieder für Eindruck auf die Männerherzen des Attila und seiner Hunnen gemacht haben, da sie selbst den weichlichen Höfling Priskus erhitzten! [27]

Doch wir wollen tiefer herab in die wahren Zeiten des Aberglaubens und der Anarchie steigen: auch hier war gewiß ein weites Feld für Poesie und Kunst. Die

26 Bartholin. de causs. contemt. mortis apud vet. Danos.

27 Excerpta ex hist. Prisci Rhetoris ap. Byzant. hist. script.

sonderbaren Erscheinungen und Vorfälle, welche Religion und andächtige Schwärmerey hervorbrachten, die vielen Feudalabtheilungen und Rittersitze und die daher entstandenen Fehden und Zweykämpfe, die wunderbaren Legenden und Zaubergeschichten, die Häuslichkeit auf Burg und Schloß, die so sehr durch Religion und Elternzucht eingeschränkte und daher so heftige Liebe, der Genuß der lieben Natur und frischen Luft aus Mangel an großen Städten, und die daher entsprungene Schönheit und Gesundheit des Körpers, die vielen Kämpfe für Freyheit und Unabhängigkeit, die Tourniere und das Ritterwesen ꝛc.; endlich die sonderbaren aus allen dem erweckten Thaten und Begebenheiten waren gewiß die ergiebigste Materie, der reichste Stoff zu Poesie und Kunst. Religion und Tapferkeit, Andacht und Liebe, Freyheit und Ehre, Edelmuth und Größe, Häuslichkeit und Galanterie, glänzende Zeremonie und Liebe zur Avantüre, Hülfe der Gottheit und Erscheinung der Halbgötter oder Heiligen, war es eine andere Welt, aus der Homer, Euripides, Phidias und Apelles den Stoff zu ihren Werken nahmen?

Wir wollen zum Beyspiel die unsern Modephilosophen so lächerliche und abgeschmackte Begebenheit der Kreuzzüge aufstellen, und sie mit der Belagerung von Troja vergleichen. Der Stoff eines Gierusalemme liberata, ist gewiß feiner und erhabener als jener einer Iliade. Ich rede hier nicht von Bearbeitung des Stoffes, ich vergleiche nur den Zweck und die Begebenheiten vor Troja mit denen in Palästina. Hier um gedrückte Brüder zu retten, und die ihnen so lieben, heiligen Oerter den Unglaubigen zu entreißen, wo Gottes Sohn vom Himmel stieg, und sein theures Blut für die Sünden der Welt vergoß; dort um eine Ehebrecherin zu holen. Hier

ein gesammter Welttheil mit den größten Helden und Königen an der Spitze, und dort eine kleine Erdzunge mit Königlein. Hier unter dem Beystand eines wahren allgegenwärtigen Gottes fechtend, und dort der lächerlichste Einfluß und Streit der Gottheiten. Ich will die traurigen Abschiede von Weib und Kindern, das innige Beten der Weiber für ihre abwesenden Männer, ihre Zuversicht und Vertrauen auf Gottes Hülfe, die Hoffnungen der Seeligkeit und Gotteszufriedenheit, den Eifer und die entzückenden Gefühle nicht einmal alle aufstellen, welche aus der Begierde, Andacht und Liebe zu jenen für sie so heiligen und Gottes vollen Oertern entstanden, und welche die Brust aller Christen füllten. Dies alles noch ist kein Gedicht, wie Homers Iliade, wo also auch alles verschönert, höher gespannt und zum Gefallen gerichtet werden konnte, sondern es ist Geschichte, Begebenheit, Wahrheit. So sprechen keine Dichter, sondern alle Geschichtschreiber der damaligen Zeit [28]. Das ist kein Ulysses, den Homer sprechen läßt, kein nach der Einbildung des Dichters handelnder Achilles oder Hektor; sondern da spricht Urban und Bernard, da fechtet Bouillon, Friedrich, Richard und Philipp August. Das ist kein Unrecht, das man einem Menelaus anthat, sondern wirkliche Bedrückung der Christen, das ist Gottes Sache, Gottes Stadt.

Daß diese Zeiten nun gerade auch die Zeiten der schönsten Bildung und des Geschmacks waren, will ich eben nicht behaupten, wie es jene des Achilles und Ulysses bey den Griechen nicht gewesen sind. Die Rede ist hier blos vom Stoffe; und darin sind so biedere,

28 Siehe das Kapitel von den Kreuzzügen.

herzliche und thatenreiche Zeiten gerade die reichsten. Aber eben darum, weil man noch zu viel mit That und Wirklichkeit beschäftigt ist, sind sie nicht die, welche ausgebildete Künstler haben. Der, auf welchen solche Begebenheiten und Gefühle Wirkung haben, dichtete nicht, sondern er that; schrieb nicht, sondern zog mit; er wurde Held und kein Heldensänger. Doch will ich dieses nicht so allgemein genommen haben. Daß aber diese Zeiten die reizendsten Anlässe zu Poesie und Kunst gaben, ist gewiß. Konnten solche Gefühle und Thaten Weiber, alte Greise und Alltagsseelen begeistern und entflammen; wie viel mehr mußten sie auf ein offenes Herz und ein Künstlergenie gewirkt haben?

Aber nicht nur die Sitten, sondern auch die bürgerliche Verfassung dieser Zeiten waren den schönen Künsten günstig. Da konnte der Redner vor der gesammten Christenheit über Heil der Kirche und Verbesserung der Sitten auf einem Konzilium, oder für Freyheit und Gesetze bey den Reichstagen oder Richterstühlen reden. Da konnte der Dichter, wie Pindar, durch seine Gesänge ein in der Kirche versammeltes Volk zur Andacht, Reue über Missethaten und zu Bruderliebe begeistern. Da konnte der Künstler heilige Bilder zur Verehrung des Volkes, oder Denkmähler zur Verherrlichung großer Thaten und Helden aufstellen. Man weiß, wie Rolands Lieder wirkten, weiß, wie die Bilder Raphaels und Angelo's, ja schlechterer Künstler entzückten; und wie besser dies all noch angewandt werden konnte.

Zu all diesem trug die Belohnung, welche den Künstler erwartete, gewiß auch das Ihrige mit bey. Viele unserer großen und kleinern großen Herren tragen jetzt den Namen Mecänas auf der Stirne; aber wie weit sind sie in Lohn und Schutz für schöne Kunst und

Genie gegen die Großen jener Zeit zurück! Als gegen das vierzehnte Jahrhundert das Licht der Künste und Wissenschaften aus der Nacht des Mittelalters hervorbrach, bestrebten sich alle Päbste und Könige, Fürsten und reiche Privatleute um die Wette, Künstler zu wecken, zu belohnen. Petrarcha wurde im Kapitol, wie Sophokles in Olympia gekrönt; Raphaeln wurde die Nichte des Pabstes angetragen; da Vinci starb in den Armen des Königs von Frankreich; dem Titian hob der Kaiser den Pinsel auf, und Angelo wurde gar zum Türken gerufen. Ja das Palet des Künstlers lag immer voll Gold, wo doch Geld noch so selten war. Das einzige Privathaus der Medicis verdient schon eine Akademie der Welt genannt zu werden. Alles schützte, alles eiferte, und selbst Könige erblödeten nicht, ihre Reichs- und Lorbeerkronen mit den süßen Blumen der schönen Künste zu durchflechten. Ein neues Griechenland lebte wieder auf, und in manchem Betracht noch besser, edler; ja wenn etwas an dem Gange der neuern Poesie und Kunst zu tadeln ist, so sind es eben die Nachäffereyen der Griechen und Klassiker, welche man so häufig, und auch an den besten Werken neuerer Dichter und Künstler antrifft.

Die ältesten Originalprodukte neuer Kunst (denn von Ossian darf ich nicht reden) sind die Gedichte der Minnesänger, die Choralgesänge, die Glas- und Fenstermalereyen und die gothischen Kirchen. Obwohl ihnen das Runde und der feine Ton fehlt, welcher spätere Kunstwerke auszeichnet; so findet man darin doch nicht selten Schönheit, Ausdruck und Erhabenheit. Durch sie sind die späteren Künstler, wo nicht gebildet, doch geweckt worden. Vollkommnere Werke im originellen Geiste des mittleren Zeitalters sind Dantes divina

comedia, manche von Calderon's und Shakes-pear's Schauspielen, Allegri's Salve règina und Miserere, Pergolesi's Stabat mater, Albrecht Dürers, Perugino's und da Vinci's Bilder. Einige, den alten Klassikern nachgeahmte, Stellen ausgenommen, findet man in denselben noch ganz den Geist des Mittelalters: christliche Mythologie, Ritterthum, innige Haltung und Ausdruck.

Auf sie erschienen die größeren Kunstwerke neuerer Zeiten. Ariosto's Orlando furioso, Tasso's Gierusalemme liberata, Raphaels Verklärung und heilige Familien, Angelo's jüngstes Gericht, Allegri's und Pergolesi's musikalische Kompositionen. Auch aus diesen Werken spricht noch der fromme Rittergeist der mittleren Zeiten. Aber dabey ist die feine Stimme der griechischen und lateinischen Klassiker nicht zu verkennen. Wie kommen z. B. Venus und Amor in das Zelt eines frommen Kreuzritters? wie griechische Göttergeschichte in die Säle eines christlichen Oberpriesters? wie die Gestalten der Musen und Grazien unter die heilige Familie Christi? Da nun einmal von diesen großen Geistern der klassische Diebstahl gerechtfertigt war; so sah man bald gar nichts mehr als griechische oder römische Geschichten und Erscheinungen in Gedichten und Gemälden, in Pallästen und auf dem Theater. Die meisten Stücke der folgenden Theaterdichter, Maler oder Komponisten, waren entweder aus der griechischen Mythologie oder Geschichte genommen. Endlich wollte man den Geist des Mittelalters gänzlich verbannen, als sey er des verfeinerten Geschmacks unwürdig. Bald wurde nichts mehr als griechischer Ton geduldet; da gab's denn freylich ausgefeilte Gedichte, schön geformte Zimmer und Möbel, antike Köpfe und Gestalten 2c.,

aber weder Geist, noch Ausdruck, noch Natur darin. Das Göttliche, Wahre, Lebendige war verschwunden. Die Musen mußten sich in den Werkstätten der Tapetenfabrikanten, oder gar unter den Nähmädchen der Putzhändlerinnen gebrauchen lassen.

Wenn man die Werke der Dichter und Künstler, welche der originelle Geist des Mittelalters hervorgebracht hatte, zu jenen stellt, die sich blos nach antiken Modellen gebildet haben; so wird offenbar, daß Poesie und Kunst durch sich selbst, wie bey den Griechen, das Ideal erreicht haben würde. Die Minnesänger und Troubadours hatten wenig in den alten Klassikern gelesen, und doch flossen ihre Lieder oft lieblich und groß. Albrecht Dürer und da Vinci hatten keine Antike studirt, und wahre Schönheit quoll aus ihrem Pinsel. Erwin von Steinbach kannte die griechische Säulenordnung nicht, und der straßburger Münster steht da als ein an den Himmel strebender würdiger Tempel Gottes. Ich darf nur einen Dichter nennen, welchen das Mittelalter gebildet hatte, Shakespeare. Seine Werke sind sprechende Beweise, wie viel Poetisches in diesen Zeiten verborgen lag. Dieser Mensch trug eine Welt in seinem Kopfe, und schien dem Schöpfer selbst die Schöpfung abgelernt zu haben.

So war der Gang der Künste und Wissenschaften am Ende des mittleren Zeitalters. Der Geist der Betriebsamkeit und des Nachdenkens, welcher durch sie erweckt wurde, konnte nicht anders als eine allgemeine Gährung in den Meinungen und Gemüthern der christlichen Völker hervorbringen. Eine gänzliche Reform wurde sowohl in der Kirche als in dem Staate für nöthig befunden. Klügere Männer, wie Gerson, Clemangis, Melanchton und Erasmus von Rotterdam,

wollten dieselbe durch sanftere Mittel, und selbst durch ein Konzilium herbeyführen; die Vorsehung hatte aber die Gewalt gewählt.

Bey den großen Fortschritten, welche die Künste und Wissenschaften gegen das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert gemacht hatten, konnte man den Geistlichen nicht den Vorwurf machen, daß sie zurückgeblieben wären. Viele Mönche und Bischöffe waren Muster von Gelehrsamkeit; und wenn man zu der Zeit die Musensitze finden wollte, mußte man sie bey den ersten heiligen Stühlen der Christen, zu Rom und zu Maynz, aufsuchen.

Pabst Leo X. aus dem glänzenden Hause der kunstschätzenden Mediceer, und Albrecht II. Erzbischoff und Kurfürst von Maynz, aus dem Hause Brandenburg, sind durch den Schutz und die Beförderung, welche sie den Künsten und Wissenschaften gaben, in der neueren Geschichte eben so berühmt geworden, als Perikles und Augustus in der alten. Ihre Höfe glichen Akademien, wo die größten Künstler dieser Zeiten Unterstützung, Ruf, Belohnung und Ehre fanden. Ich darf nur die Namen eines Ariosto, Machiavelli, Raphael, Angelo, Hutten, Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Grünewald und Albrecht Dürer nennen, und ich habe ihren eignen verherrlicht.

Vielleicht war aber eben der Aufwand, welchen sie zur Unterstützung der Künste und Gelehrten machten, eine Ursache mit, wodurch sie ihre eigne Würde und Gewalt in Gefahr brachten. Da die Einkünfte ihrer fürstlichen Kammern zu den großmüthigen Verwendungen nicht mehr zureichten, so verfielen sie in der Fülle ihrer geistlichen Gewalt auf ein Erwerbungsmittel, welches nothwendig in der ganzen Christenheit anstößig befunden

werden mußte. Sie ließen nämlich für eine gewisse Abgabe an die römische Kammer, den Ablaß verkündigen, und übertrugen dieses Geschäfte einigen Dominikanermönchen in Deutschland, welche sie dazu geschmeidig fanden. Sie glaubten auf diese Weise für den Glanz der geistlichen Höfe zu arbeiten, und beförderten einen allgemeinen Aufstand gegen die ganze Hierarchie.

Luther, ein Augustinermönch von Erfurt, und eben darum eifersüchtig auf die Dominikaner, welche allein das Ablaßgeschäfte trieben, belebt von ungemeiner Freyheitsliebe, und aufgereizt von seinen Obern, heftig im Anfalle und unerschrocken in Gefahren, gelehrt für die Schulen, und beredsam für das gemeine Volk; bieder und aufrichtig als Mensch, aber eben darum desto gefährlicher als Reformator, gedrückt durch die Mönchsgelübde und unterstützt von den weltlichen Fürsten, welche die geistlichen beneideten, Luther griff zuerst den Ablaß, und als man ihn entweder unklug verachtete, oder gewaltsam bedrohete, sogar den Pabst, das Konzilium und die ganze Hierarchie an, und stürzte sie in der halben Christenheit.

Anfänglich waren seine Anfälle noch mit vieler Mäßigung begleitet. Er hatte einige Theses drucken lassen, worin er hauptsächlich den Mißbrauch der Ablässe rügte. Allein dieselben erregten bald ein allgemeines Aufsehen. Auf der einen Seite wurden sie mit ungemeinem Beyfalle, auf der andern mit bitterm Tadel aufgenommen. Pabst Leo X., an dessen Hof ein Vers von Ariosto, oder ein schön gemalter Kopf von Raphael mehr geschätzt wurde, als alle Dispute deutscher Köpfe und Theologen, verachtete die ersten Anfälle Luthers als einen bloßen Schulstreit, und glaubte bey weiterem Fortschritte seiner Lehre genug gethan zu haben, wenn

er mit Kirchenbann und Kerker drohte. Der heilige Vater dachte nicht, daß eben die Wissenschaften, deren Beförderer er war, bereits seinen Thron untergraben hätten. Er schickte den Kardinal Cajetan nach Deutschland, um Luthern zur Rechenschaft zu ziehen; allein dieser heftige Prälat, welcher als Inquisitor und Dominikaner den Augustiner haßte, trug mehr dazu bey, das Feuer anzufachen als zu löschen. Er forderte einen unbedingten Widerruf der aufgestellten Theses.

Auch auf dieses Anmuthen blieb Luther noch in den Schranken der Mäßigkeit. Er appellirte von dem nicht genug unterrichteten Pabste an den besser zu unterrichtenden [29]. Da man aber nichts desto weniger seine Schriften öffentlich als ketzerisch verbrannte, that er ein gleiches mit der gegen seine Lehre gerichteten päbstlichen Bulle und dem Corpus juris canonici, und verwarf zuerst die Authorität des Pabstes, dann des Konziliums, und endlich der ganzen Kirche.

Die Sache hatte nun schon zu viel Aufsehen gemacht, als daß man nicht auch von Seiten der weltlichen Regierung eingetreten wäre. Der muthige Reformator wurde nach Worms auf den Reichstag beschieden, und nachdem er auch da, ohngeachtet des warnenden Beyspiels von Johann Huß, und der Dispute mit vielen gelehrten Theologen auf seiner Meinung bestand, zugleich in Reichs- und Kirchenbann gethan. Man glaubte ihn nämlich durch beyde Gewalten zu schrecken; allein er hatte bereits schon so viele Anhänger sowohl unter dem Volke als den Fürsten erworben, daß er, obwohl eine Zeitlang verborgen, bald wieder mit neuem Muthe

29 De Papa non bene informato, ad Papam melius informandum.

hervortrat, und seine Lehre in halb Deutschland und vielen andern Ländern verbreitete.

Der kühne Mann hatte nun einmal die Denk- und Gewissensfreyheit verkündet; durch sein Beyspiel geweckt, traten im Süden andere Reformatoren auf, welche noch weiter, als er, giengen. Zwingli, ein Pfarrer von Zürich, verwarf nicht nur das Ansehen des Pabstes und der Kirche, sondern auch die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sakramente. Ihm folgte Calvin in Genf, und beyder Lehre wurde in einem Theile der Schweiz, in Frankreich und andern Ländern angenommen. Endlich gieng Socinus so weit, daß er sogar die Gottheit Christi abläugnete, und damit einen christlichen Theismus vorbereitete. Aus diesen Sekten entwickelten sich nach der Hand noch eine Menge anderer, welche die Schrift und ihre Urtheile darüber allein als Glaubensnorm annahmen. Die Wiedertäufer, Gomoristen, Braunianer, Quäcker, Puritaner, Presbyterianer, Episcopalen, Independenten und Herrenhuter &c. theilten die Christenheit in eben so viele Gemeinheiten als Meinungen. Nur in Einem Punkte waren sie alle einig, nämlich darin, daß man die römische Kirche stürzen müsse.

Bey so häufigen Stürmen konnte das finstere Gebäude der Hierarchie ohnmöglich mehr durch die alten Maximen erhalten werden. Schon bey dem Konzilium von Konstanz hielten die edelsten und klügsten Häupter der Kirche eine Reformation für nothwendig. Allein der römische Hof und die Geistlichkeit überhaupt waren durch den langen Besitz ihrer Gewalt so sicher, und bey dem Ausbruche der Reformation entweder so unklug oder hart, daß sie mehr dazu beytrugen, die Gefahren, so ihnen drohten, zu vermehren als abzuhalten. Man

mußte

mußte die Hierarchie entweder verfallen lassen, oder durch andere Mittel unterstützen.

Mitten unter diesen Stürmen, welche die Christenheit erschütterten, stand in Spanien ein Mann auf, welcher dem römischen Hofe eine feinere, aber auch wirksamere Stütze gab, als alle bisher abgenutzten. Ignaz von Lojola, welcher, wie er selbst von sich sagte, aus einem weltlichen, ein geistlicher Ritter geworden war, und sein Herz, was er zuvor dem Hofe und den Damen geschenkt hatte, nun der Kirche und Mutter Gottes weihete, wurde der Stifter einer Gesellschaft, die bey so gewaltigen Stößen die Hierarchie erhalten sollte. Die Jesuiten, so wurden seine Gesellen genannt, bemächtigten sich bald der Erziehung der Jugend, des Gewissens der Großen, und des Zutrauens des Volkes. In kurzer Zeit sahe man sie als die alleinigen Stützen der Kirche, als die eifrigsten Verfechter des Glaubens und die treuesten Unterthanen der Fürsten an. Ihre Gewalt war groß und fürchterlich; ihr Einfluß über die alte und neue Welt verbreitet, ihre Konstitution schien auf die Ewigkeit berechnet. Da wir hier alle Systeme darstellen müssen, welche auf die Bildung des europäischen Staatenbundes Einfluß hatten, so wird es der Mühe werth seyn, auch die Maximen und Gesetze eines Ordens kennen zu lernen, welcher so lange Zeit die katholische Welt geleitet, die protestantische bestritten hat, und noch vor kurzem wieder nach seinem bereits verlohrnen Scepter zu greifen schien.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß dieses Institut gleich anfänglich mit der Feinheit und Staatsklugheit angelegt gewesen sey, welche es hernach in allen seinen Wirkungen geäußert hat. Sein Stifter und seine ersten Gesellen waren nichts weniger als

Staatsleute oder Höflinge. Sie schienen von dem tief durchdrungen, was sie öffentlich bekannten; sie dachten sich in diesen stürmischen Zeiten zum Apostolate berufen; und in der That, wenn man ihre Unternehmungen sowohl in der alten als neuen Welt betrachtet, so erstaunt man über den Heroismus, mit welchem sie Noth, Widerspruch, Gefahren und den Tod ertragen haben. Der Geist, welcher einen Ignatius, Xaverius und die ersten Jesuiten belebte, glich jenem der ersten Römer, wodurch ihre Stadt die Beherrscherin der Welt wurde. Aber eben dieser Geist machte den Orden groß. Bloße Politiker würden zu der Zeit das nicht ausgerichtet haben; wie denn alle große Dinge in der Welt meistentheils durch Enthusiasmus hervorgebracht werden. Die ersten Jesuiten mußten durch ihre Unternehmungen dem Volke Bewunderung und Achtung einflößen; sie mußten auf Widersprüche, Spott und Gefahr gefaßt seyn, und durften in ihrem Predigeramte nichts weniger als Politik zeigen, wenn sie Eindruck machen wollten. Man sah sie als neue Apostel und Märtyrer oder ächte Bekenner des Glaubens an, und sie fanden bald Aufnahme und Anhänger in beyden Welten.

Jetzt erst, nachdem ein frommer Enthusiasmus das Werk angefangen hatte, konnte es eine feinere Staatsklugheit vollenden. Nach einem feurigen Ignatius trat ein kälterer Lainez an die Spitze des Ordens, und auf die Apostelthaten eines Xaverius folgten die klugen Verhandlungen eines Aquaviva. So bekam die Gesellschaft Jesu ihre Festigkeit und Konstitution.

Die Jesuiten hatten besonders zwey Maximen, welche aus allen ihren Anstalten und Verhandlungen hervorleuchteten. Fürs erste glaubten sie, daß die Menschen nicht fähig seyen, durch ihre eigne Vernunft die

ersten Gründe aller Wahrheit und Religion aufzufinden; und zweytens hielten sie die meisten Leute für Kinder, welche ihren Beschäftigungen und Umständen gemäß nicht fähig seyen, sich selbst zu regieren. Die Geschichte der Reformation und Philosophie bestärkte sie in diesen Meinungen, indem sie die Menge der Widersprüche und die daher entstandenen Bürgerkriege als die augenscheinlichsten Beweise der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes ansahen.

Diesem zufolge vermieden sie in der Philosophie alle spekulativen Forschungen, und stellten die Glaubenslehre als die einzige Quelle aller Wahrheit auf. Auch glaubten sie, daß eine philosophische Moral wenig oder gar nicht auf das Volk wirken könne. Es sey zu solchen abstrakten Begriffen nicht aufgelegt, man müßte ihm daher gleich eine religiöse Moral predigen, welche ihm Ehrfurcht und Folgsamkeit einflößte.

Aus eben dem Grunde suchten sie auch der Kultur anderer Wissenschaften Grenzen zu setzen. So große Verdienste einige Glieder ihrer Gesellschaft um die Physik, Mathematik und die Humaniora hatten, so sehr hüteten sie sich, die Geschichte, Politik, das Naturrecht und andere dahin einschlagenden Zweige der menschlichen Erkenntniß gemein zu machen. Sie glaubten, daß ein guter Kopf sich darin selbst bilden könnte, der übrige Haufen aber dadurch nur schiefe Begriffe faßte.

Der Religion oder vielmehr Theologie subordinirten sie aber alle Wissenschaften, und hielten dieselbe für das einzige und beste Mittel, die bürgerliche Gesellschaft in Ordnung und die Menschen überhaupt auf der ihnen anpassenden Stufe der Kultur zu erhalten.

Um nach diesen Maximen handeln zu können, bemeisterten sie sich vor allem der Erziehung der

katholischen Jugend; und man muß bekennen, daß sie hierin nach ihrem Systeme sehr konsequent verfuhren. Schon ehe das Kind in ihre Schule kam, war es durch die Eltern und Hauslehrer, welches sie zuvor schon gebildet hatten, zu ihrer Lehre vorbereitet. Sie schufen die Lehrer, die Lehrer schufen ihnen Zöglinge. Der größte Theil der Gymnasien oder Mittelschulen war ganz in ihren Händen. Auf Universitäten ließen sie die Jurisprudenz und Medizin weltlichen Professoren über; sie aber lehrten die Philosophie und Theologie.

Auch der schon gebildete Mann entgieng nicht ihrer Aufsicht und Leitung. Die Geistlichen beherrschten sie durch ihren allgemeinen Einfluß in der Kirche; die Weltlichen durch die Magistratspersonen oder Fürsten, deren Gewissens- und Familienräthe sie waren. In kurzer Zeit hatten sie alle Lehr-, Predigt- und Beichtstühle mit ihren Gliedern besetzt, und sie saßen anstatt Gottes da, die Gewissen und Herzen zu regieren.

Nebst ihrer Lehre und Erziehungseinrichtung hatten sie auch noch gewisse Bruderschaften, wodurch ihr Geist verbreitet wurde; und dieselben waren so eingerichtet, daß sie auf eine jede Klasse von Menschen paßten. Die Knaben und die Jünglinge, die Weiber und die Männer, die Bürger und Staatsleute hatten ihre eigne Konföderationen, wodurch sie an ihren Orden gefesselt wurden.

Was aber ihrem Systeme den größten Schwung gab, war die Bekehrung der Ungläubigen. Da zu der Zeit die Entdeckung einer neuen Welt und die Aufstellung einer neuen Lehre den menschlichen Geist mit großen Vorstellungen erfüllte; so mußte ein Institut ungemein viel Aufsehen und Bewunderung erregen, was sich allein der Erziehung der Jugend und der Verbreitung des christlichen Glaubens gewidmet hatte. Indessen harte

Krieger die neue Welt mit Grausamkeit unterjochten, oder eigennützige Kaufleute ihre Schätze nahmen, opferten sich die Jesuiten ihrer Bildung und pflanzten das Kreuz einer friedlichen Religion neben die Galgen, welche jene errichtet hatten. Es war daher menschlich und natürlich, daß die wilden und unschuldigen Völker Amerika's lieber den sanften Winken dieser klugen Väter, als den grausamen Befehlen der unmenschlichen Eroberer folgten.

Da ich hier von den Thaten und der Verfassung einer Gesellschaft rede, welche eben so viele Freunde als Feinde hatte, und endlich selbst vom päbstlichen Stuhle, dessen Stütze sie seyn sollte, vernichtet wurde; so wird es wohl am räthlichsten seyn, wenn ich statt meiner solche Geschichtschreiber anführe, welche bereits als klassisch anerkannt sind, und sich in diesem Punkte gewiß keiner Partheylichkeit schuldig gemacht haben.

Montesquieu, nachdem er den Geist der alten griechischen Erziehungsanstalten gepriesen hat, sagt Folgendes von den Jesuiten:

„Paraguay giebt uns ein neueres Beyspiel von „solchen Einrichtungen. Man wollte der Gesellschaft ein „Verbrechen daraus machen, daß sie die Lust zu herrschen „für das höchste Gut des Lebens hält; aber es ist doch „immer herrlich, Menschen zu regieren, indem man sie „glücklich macht. Sie war die erste, welche in diesen „Gegenden die Begriffe von Religion und Menschlichkeit „in einer glücklichen Vereinigung zeigte. Indem sie die „Verwüstungen der Spanier wieder gut machte, begann „sie eine der größten Wunden zu heilen, so der Menschheit je geschlagen ward."

„Ein starkes Gefühl für das, was diese Gesellschaft „Ehre nennt, ihr Eifer für eine Religion, welche die-

„jenige vielmehr demüthigt, die ihr folgen, als jene,
„die sie predigen, machte sie große Dinge unternehmen,
„und sie sind ihr gelungen. Sie sammelte in Wäldern
„zerstreute Völker, gab ihnen sichern Unterhalt, kleidete
„sie, und wenn sie dadurch nichts gewirkt hätte, als
„die Vermehrung menschlicher Betriebsamkeit, so hätte
„sie viel gethan."

Diesen Worten Montesquieu's will ich jene des Robertson beyfügen:

„Aber in der neuen Welt haben die Jesuiten den
„wunderbarsten Beweis ihrer Geschicklichkeit abgelegt,
„und das Wohl einer Gattung von Menschen auf das
„wirksamste befördert. Die Eroberer dieses unglücklichen
„Viertheils der Erde dachten auf anders nichts als dessen
„Einwohner zu plündern, zu Sklaven zu machen und
„auszurotten. Die Jesuiten allein haben die Mensch-
„lichkeit zu dem vornehmsten Gegenstande in ihrer
„Niederlassung daselbst gemacht. Ungefähr gegen den
„Anfang des verwichenen Jahrhunderts erhielten sie
„einen Zutritt zu der fruchtbaren Provinz Paraguay,
„die sich in dem mittäglichen Theile des festen Landes
„von Amerika, von dem Fuße der Gebirge von Potosi
„an, bis an die Gränzen der spanischen und portugie-
„sischen Kolonien, an den Ufern des Flusses de la Plata
„erstreckt. Sie fanden die Einwohner in einem Zustande,
„der von demjenigen wenig verschieden war, in welchem
„die Menschen stehen, wenn sie zu allererst anfangen
„sich miteinander zu vereinigen; sie wußten nichts von
„allem was man Künste nennt, lebten kärglich von
„Jagen und Fischen, und kannten kaum die ersten
„Grundsätze von Unterordnung oder Regierung. Die
„Jesuiten fingen an sich mit dem Unterrichte dieser
„Wilden zu beschäftigen, und sie gesittet zu machen.

„Sie lehrten sie den Feldbau, die Viehzucht und Häuser „bauen. Sie brachten sie dahin, daß sie in Dörfern „zusammen lebten. Sie gaben ihnen Anleitung sich auf „Künste und Manufakturen zu legen. Sie ließen sie die „Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens schmecken, „und gewöhnten sie an zur Glückseligkeit, die aus der „Sicherheit und der Ordnung entspringt. Diese Völker „wurden Unterthanen ihrer Wohlthäter, und sie haben „dieselben mit einer zärtlichen Vorsorge und Aufmerk„samkeit beherrscht, die derjenigen ähnlich ist, womit „sich ein Vater des Besten seiner Kinder annimmt. „Verehrt, und beynahe bis zur Anbetung geliebt, „stunden einige wenige Jesuiten etlichen hunderttausend „Indianern vor. Sie erhielten eine vollkommene „Gleichheit unter allen Gliedern der Gemeinheit. Jeder „derselben war verbunden, nicht für sich selbst allein, „sondern für das Publikum zu arbeiten. Das Ein„kommen ihrer Felder und die Früchte ihres Fleißes von „allen Gattungen wurden in gemeinschaftliche Vor„rathshäuser gebracht, und aus denselben erhielt jedes „einzelne Glied alles, was seine Bedürfnisse erforderten. „Durch diese Anstalten wurden beynahe alle Leiden„schaften, die den Frieden der Gesellschaft stöhren, und „die Glieder derselben unglücklich machen, getilget. „Wenige Obrigkeiten, die sich die Indianer wählten, „wachten über die allgemeine Ruhe, und versicherten den „Gehorsam gegen die Gesetze. Blutige Strafen, die „unter andern Regierungen so häufig sind, waren hier „unbekannt. Eine Warnung von einem Jesuiten, ein „geringes Merkmal von Beschimpfung, oder bey „gewissen groben Vorfällen einige Peitschenschläge, „waren hinlänglich, unter diesem unschuldigen und „glücklichen Volke Ordnung zu erhalten."

Diese wichtigen Unternehmungen der Jesuiten, sowohl in der alten als neuen Welt, wurden durch die Konstitution ihres Ordens mächtig unterstützt. Es wurde, wie wir bereits gesehen haben, als ein Grundsatz oder als ausgemachte Wahrheit angenommen, daß der größte Theil der Menschen niemals aufgeklärt genug werden könne, um sich selbst vorzustehen, und daß folglich die Welt alsdann am besten gehe, wenn nur die weisesten und klügsten Menschen sie regierten. Nun hat man unter allen Regierungsformen, welche die Geschichte kennt, noch keine gefunden, wo jene zweckmäßige Einrichtung wäre getroffen worden, daß erstens die Klügsten immer zur Regierung gelangen konnten; zweytens daß diese klügern Menschen in Einem Geiste und zu Einem Zwecke gearbeitet und regiert hätten; und drittens, daß eine solche Regierung zu gleicher Zeit das ganze menschliche Geschlecht, und folglich alle Völker des Erdbodens umfassen konnte. Der Jesuitenorden allein hatte das Geheimniß gefunden, wodurch diese Eigenschaften vereinigt wurden; der Jesuitenorden hatte demnach eine Weltregierungsform eingeführt. Denn was den ersten Punkt betrifft, daß nämlich nur die Klügern zur Regierung kommen, hierin hatten sie solche Einrichtungen und Mittel erdacht, gemäß welchen sie unter allen Regenten am leichtesten in Stand gesetzt waren, die besten Köpfe des Erdbodens kennen zu lernen, für sich auszuwählen und endlich zu Regierungsgeschäften zu bilden. Schon dadurch, daß sie sich bald aller Schulen, und beynahe der ganzen Erziehung katholischer Völker bemeisterten, hatten sie die schönste Gelegenheit, alle jungen fähigen Köpfe auszusuchen, ihnen schon frühe ihre Grundsätze und ihren Geist einzuflößen, und wenn sie auch endlich nicht gerade Jesuiten wurden, doch vom Orden abhängig

zu machen. Diese Kenntniß der Fähigkeiten oder der Brauchbarkeit wurde noch größer und zuverläßiger, wenn junge Leute wirklich in den Orden getreten waren. „Jeder Noviz," sagt Robertson, „wenn er sich anbot, ein Glied des Ordens zu werden, mußte, wenn er seine Probezeit antrat, seinem Obern oder der Person, die derselbe dazu ernannte, sein Gewissen offenbaren, und war verbunden, nicht allein seine Sünden und Fehler zu bekennen, sondern auch seine Neigungen, seine Leidenschaften, ja den ganzen Hang seiner Seele. Diese Gewissensoffenbarung mußte alle sechs Monate von neuem wiederholt werden. Die Gesellschaft war mit dieser Art, die innersten Winkel seines Herzens zu durchschauen, noch nicht zufrieden, sondern ein jegliches Mitglied mußte auf die Worte und Handlungen der Neulinge Acht geben; sie waren zu Spionen über ihre Aufführung gesetzt, sie waren gehalten, alles, was ihnen in Absicht auf dieselben einigermaßen wichtig schien, dem Vorsteher zu entdecken. Damit diese Erforschung ihres Charakters, so viel nur möglich vollkommen werde; so mußte eine lange Probezeit verstreichen, während welcher dieselben durch verschiedene Stufen von einem Range zum andern in der Gesellschaft hinaufstiegen, und sie mußten volle drey und dreyßig Jahre erreicht haben, ehe man sie zur Ablegung des endlichen Gelübdes zuließ, wodurch sie Professen oder wirklich angetretene Ordensbrüder wurden. Durch diese verschiedenen Methoden erlangten die Vorsteher, unter deren unmittelbaren Aufsicht die Neulinge gesetzt waren, eine vollkommene Erkenntniß ihrer Gemüthsneigungen und ihrer Talente. Und damit der General, der die Seele war, und die ganze Gesellschaft belebte und in Bewegung setzte, alles, was zu seinem Unterrichte oder zu seinen Absichten

nothwendig war, beständig unter Augen hatte; so mußten die Provinzialen und andere Vorsteher ihrer Häuser ihm ordentliche und häufige Berichte von allen Gliedern, die ihrer Aufsicht anvertraut waren, abstatten. In diesen Berichten ließen sie sich in die genauesten Kleinigkeiten ein, in Absicht auf den Charakter einer jeden Person, ihre natürliche oder erworbene Fähigkeiten, ihr Temperament, ihre Erfahrung in Geschäften, und die besondere Gattung derselben, zu welchen sie am meisten aufgelegt war. Diese Berichte wurden in Ordnung gebracht, überschrieben, Register darüber gehalten und aufgehoben, damit der General den Zustand der Gesellschaft in allen Enden der Erde mit einem allgemeinen Blicke auf einmal übersehen, die Eigenschaften und Talente ihrer Glieder bemerken, und also mit einer vollkommenen Einsicht die Werkzeuge wählen konnte, die seine unumschränkte Macht zu jedem Dienste, wozu er sie tüchtig hielt, gebrauchen wollte."

„Da es die offenbare und bekannte Absicht des Jesuitenordens war, mit einem unermüdeten Eifer an der Beförderung der Seeligkeit der Menschen zu arbeiten, so waren sie dadurch ganz natürlich in viele thätige Beschäftigungen und Aemter gezogen. Von ihrer ersten Stiftung an hielten sie die Erziehung der Jugend für ihre wesentliche Pflicht; sie strebten nach der Ehre, Beichtväter und Gewissensräthe zu werden, sie predigten häufig, das Volk zu unterrichten, sie sandten Missionäre aus, die ungläubigen Völker zu bekehren. Das Neue dieser Stiftung sowohl, als das Sonderbare ihrer Zwecke erwarb dem Orden viel Bewunderer und Gönner. Die Häupter und Regenten der Gesellschaft hatten die Geschicklichkeit, sich jeden günstigen Umstand zu Nutze zu machen, und in einer kurzen Zeit nahm die Zahl sowohl

als der Einfluß ihrer Glieder ganz erstaunend zu. Noch vor dem Ablaufe des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Jesuiten die vorzüglichsten Anstalten zur Erziehung der Jugend in allen katholischen Ländern von Europa in ihrer Gewalt. Sie waren Beichtväter fast aller ihrer Monarchen, ein Amt das in allen Regierungen sehr wichtig ist, aber unter einem blöden Prinzen mehr Einfluß hat als das Amt eines Ministers. Sie wären Gewissensräthe fast aller Personen, die einen erhabenen Rang oder eine vorzügliche Macht hatten. Sie besaßen den höchsten Grad des Vertrauens und des Einflusses am päbstlichen Hofe, weil sie die eifrigsten und geübtesten Verfechter seiner Autorität waren. Man sieht leicht alle Vortheile ein, die eine betriebsame und unternehmende Gesellschaft von Menschen aus allen diesen Umständen zu ziehen vermögend war. Sie bildeten die Seelen der Menschen in ihrer Jugend. Sie behielten ein Ansehen über dieselben, wann sie älter wurden. Sie hatten zu verschiedenen Zeiten die Direktion der beträchtlichsten Höfe von Europa. Sie mischten sich in alle Händel. Sie hatten an allen Intriguen und Revolutionen Antheil. Der General konnte, vermittelst der umständlichsten Berichte, die er erhielt, die Verhandlung des Ordens mit der vollkommensten Einsicht einrichten, und durch seine unumschränkte Macht sie mit der äußersten Wirksamkeit und Nachdruck betreiben [30]."

Aber selbst die klügsten Köpfe und weisesten Leute können, wie die Geschichte lehrt, einen Staat oder die Welt verwirren, wenn sie nicht einig sind und zu Einem Zwecke handeln; denn es ist bekannt, wie sehr verschiedenes Interesse und Leidenschaft hierin die Weisheit und

30 Robertson, Geschichte Karls V.

Klugheit zu subordiniren weiß. Diese Auswahl der besten Köpfe und die stufenweise, langsame und vorsichtige Probe der Glieder, ehe sie zu den Geheimnissen gelassen wurden, verursachte also auch, daß, was den zweyten Punkt, nämlich die Einheit des Geistes und der Regierung anbelangt, die Jesuiten sich vor allen Instituten und Regierungsformen auszeichneten. Allein damit waren diese weltklugen Männer noch nicht zufrieden, sondern sie legten selbst in die innere Einrichtung des Ordens einen Zaum, wodurch alle Nebeninteressen und Nebenabsichten mußten zurückgehalten, wenigstens entkräftet werden. Schon der soldatische Ignaz war für das Strenge der Subordination und monarchischen Regierung so eingenommen, daß er diesen Geist auch seiner Gesellschaft einflößte. Es war jezo nur noch darum zu thun, daß derselbe von seinen klügern Nachfolgern, einem Lainez und Aquaviva benutzt und zum Vortheile des Ordens eingerichtet wurde. Hiezu hatten die Obern einen politischen Zirkel im Innern der Gesellschaft angelegt, wodurch nothwendig die monarchische Einheit mußte erhalten werden. Der General bekam nämlich alle Gewalt in die Hände. Er ernannte aus alleiniger und einziger Macht Provinzialen, Rektoren und alle andere Offiziere, die zur Regierung der Gesellschaft gebraucht wurden, und konnte sie nach eigenem Gutdünken ihrer Aemter entsetzen. Ihm war die souveräne Verwaltung der Einkünfte und Güter des Ordens aufgetragen. Jedes Glied, was zu demselben gehörte, stund in seiner Gewalt; und mit einem Ausspruche, gegen welchen alle Einwendung ein Verbrechen gewesen wäre, konnte er, wie es ihm gefiel, ihnen Beschäftigung geben oder Dienste auflegen. Seinem Befehle mußten sie nicht allein einen äußerlichen

Gehorsam beweisen, sondern ihm alle Neigungen ihres Willens, alle Gedanken ihres Verstandes angeben. Sie mußten seine Vorschriften dergestalt mit Unterwürfigkeit annehmen, als wenn sie von Christo selbst kämen. Unter seinen Einsichten und Angeben sollten sie blos leidende Werkzeuge seyn, wie der Thon in den Händen eines Töpfers, oder als wirklich todte Körper, die alles Widerstandes unfähig sind. So eine Form von politischer Verfassung mußte nothwendig allen Gliedern des Ordens ihren Charakter einprägen, und ihnen eine eigenthümliche Stärke in allen ihren Verhandlungen geben. In allen Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts findet man kein Exempel so eines vollkommnen Despotismus, der nicht etwa über Mönche, die in Cellen eines Klosters eingesperrt sind, ausgeübt wird, sondern über Männer, die unter allen Nationen der Erde zerstreut herumliegen [31]. Diesem gemäß konnte der General nach den Verzeichnissen, Berichten und Konduitenlisten, so ihm von allen Kollegien und Provinzen eingeschickt wurden, diejenigen zu Obrigkeiten auswählen, welche ganz in den Geist des Ordens eingeweihet waren, und die vorzüglichsten Geschicklichkeiten zum Regieren hatten. Der Geist der Jesuitenregierung blieb also schon einmal auf der Seite in allen Vorstehern, Rektoren und Provinzialen. Da nun auf der andern Seite diese vom eingeweihten Generale gewählten Obern, wenn ein General gestorben war, seinen Nachfolger ebenfalls wählten; so blieb auch der Geist des Ordens immer in dem Generale. Durch diesen politischen Zirkel konnte nie die Einheit und der Zweck der Gesellschaft verrückt werden, wie in andern Regierungsformen, wo ein Todesfall, ein

31 Robertson, Geschichte Karls V.

Charakter, eine Familienangelegenheit, eine Maitresse ꝛc. öfters die größten Veränderungen nach sich zieht, und alles in Verwirrung bringt.

Schon diese zwey Eigenheiten der Verfassung mußten dem Orden einen außerordentlichen Wirkungskreis verschaffen. Aber auch in Rücksicht des dritten Punkts, nämlich die Regierung der Welt betreffend, zeichneten sich die Jesuiten vorzüglich aus. Die Gesellschaft Jesu war, wie wir gesehen haben, auf eine Religion, oder vielmehr auf die Hierarchie einer Religion gegründet, welche nicht für ein einzelnes Volk, sondern für alle Völker des Erdbodens gestiftet wurde. Die allgemeine Menschen- und Bruderliebe, welche Christus lehrt, war der Geist, und die auf dieselbe eingepfropfte allgemeine monarchische Regierung des weltbeherrschenden Roms der Körper dieser Religion. Erstere verschaffte dem Christenthume überall und schnellen Eingang, und letztere gab den Lehrern desselben nach der Hand Reichthümer und Macht.

In diesen Geist der katholischen Kirche traten jetzt die Jesuiten ein, und gaben ihm durch ihre Thätigkeit und Gewandheit neuen Schwung. Schon bey ihrer Stiftung hatten sie nebst den gemeinen Klostergelübden, nämlich der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams noch das Besondere hinzugefügt, dem päbstlichen Stuhle unbedingt zugethan zu seyn, und folglich die von Gregors VII. Zeiten eingeführte unumschränkte Hierarchie zu handhaben und zu vertheidigen. Da nun diese Hierarchie sich beynahe über die halbe Welt erstreckte, und nun durch die Entdeckung der Seefahrer auch in der neuen Welt wurzelte, da dieselbe mit allen Reichen, Ständen, Innungen, Häusern und Familien verflochten war, so wurden die Jesuiten durch dieses Vehikulum in

Stand gesetzt, mit ihrer Herrschaft und Regierung die ganze Welt zu umfassen, sich überall einzunisten und einzudringen, und demnach zuvörderst die christliche Kirche und damit den größten Theil der Erde zu regieren. Wenn man nun diese Umstände zusammennimmt; so wird man gestehen müssen, daß der Jesuitenorden das konsequenteste und wirksamste Institut war, was je zur Beherrschung des Menschengeschlechts erfunden wurde.

Indessen ist auch es gefallen, und hat, vieler Versuche ohngeachtet, nicht wieder hergestellt werden können. Eine solche weltumfassende Anstalt muß, wenn sie bestehen soll, auch mit dem Geiste der Welt fortrücken, aber ihn nicht zurückhalten; sie muß den Geist der Zeiten bilden, nicht sich von ihm bilden lassen; und weil dieser Orden das nicht that, fiel er. Zwar hat er in seinen letztern Zeiten in Schulen und Wissenschaften nachholen wollen, allein es war schon zu spat. Die Aufklärung, welche er vielleicht mit sanfter Hand hätte herbeyführen können, war bereits schon durch die Reformation im Sturme errungen; er mußte fallen. Der Jesuitenorden hatte alle Eigenschaften eines weltumfassenden Herrschersystems: Einheit, Unterordnung, Weltklugheit, Erziehung, Ausbreitung. Eine fehlte ihr noch, und die zur Dauer vorzüglichste, der Geist der Liebe und Vorsehung, welcher doch der wahre Geist Gottes ist[32].

32 Wenn es in Europa oder der christlichen Welt eine Gesellschaft gäbe, deren Zweck wäre, das alte Gute zu erhalten, das neue Bessere zu befördern, übeln Eindrücken und Folgen vorzubeugen, die Bedrückungen und Anmaßungen zu zügeln, und den Ton in Wissenschaften und Sitten anzugeben; wenn die Glieder dieser Gesellschaft über alle Welt verbreitet, der Erziehung gewidmet, und von allem Privatinteresse unabhängig wären; wenn ihre Häupter aus den Klügsten und Weisesten der Nationen

Die Gesellschaft Jesu war das letzte große Produkt des allbereits schwindenden Mittelalters. Sie erstreckte zwar ihre Einflüsse und Wirkungen noch über mehrere Jahrhunderte und viele Völker der Christenheit; allein der Geist der Freyheit, welcher durch den Hanseebund, die Entdeckung von Amerika und die Reformation geweckt war, arbeitete ihm in neuern Zeiten gewaltig entgegen, und so bildete sich unter großen Stürmen und Kämpfen aus den Trümmern einer allein herrschenden Hierarchie eine allgemeine europäische Republik, deren Staaten und Völker in Künsten und Wissenschaften, Gewerben und Politik, in Krieg und Frieden miteinander eiferten.

Ehe wir aber die Erschütterungen, welche die wiederaufgeweckte Religions- und Bürgerfreyheit in diesem großen Körper verursacht hatte, darstellen, wird es nicht unschicklich seyn, zuvor dessen Geist und Verfassung zu schildern, auf daß wir, wie Tacitus sagt, nicht nur die Wirkungen künftiger Begebenheiten, welche meistentheils zufällig sind, sondern auch ihre Ursachen erkennen mögen.

durch stufenweise Prüfungen auserlesen, als die Vorsteher und Repräsentanten der Völker Kirche und Staat zugleich zu regieren verstünden; wenn sie unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen nur die allergemeinsten und folglich wahrhaft katholischen Religions- und Moralwahrheiten aufstellten, und so die Einigkeit unter Völkern und Gemeinden zu erhalten suchten, und alle Händel schlichteten: so wäre vielleicht eine Weltregierung möglich, welche das alte und neue Rom mit Gewalt, aber vergebens, gewollt, und der Abt St. Pierre auf einer unrechten Seite angegeben hat.

Drittes Buch.

Einleitung.

Ich habe dreyßig Uhren auf dem Tische, sagte Kaiser Karl V., und nicht zwey davon zeigen die nämlichen Sekunden. Wie konnte es mir einfallen, alle Menschen nach meinem Kopfe denken zu machen? Ein Bedienter kam nach dieser Aeußerung ins Zimmer, stieß aus Unvorsichtigkeit den Tisch um, und die dreyßig Uhren zerbrachen. Karl lachte, und sagte: „Du bist glücklicher als ich; du hast das einzige Mittel gefunden, sie gleichgehend zu machen.“ Siehe hier das Bild der europäischen Republik.

Es ist nichts drückender und fruchtloser als Gesetze, welche so ins Allgemeine gegeben sind. So wenig als die Sitten und Produkte des warmen Indiens auf den kalten und unfruchtbaren Küsten Lapplands fortkommen und anschlagen; so wenig taugen allgemeine Verfassungen für alle Menschen, Länder und Klimate. Ein weiser Gesetzgeber müßte eine jede Familie, jede Provinz, jedes Land kennen, und ihnen sonach besondere Gesetze geben, oder er giebt nur solche Gesetze, welche den einzelnen Landes- und Distriktsgesetzen zu Hülfe kommen. Daraus ergiebt

es sich, daß die Verfassung eines einzelnen Staates für alle Völker Europens nicht passe, und daß Napoleon, so groß und mächtig er auch ist, den größten Beweis seiner Weisheit dadurch an Tag gegeben habe, daß er einem jeden der überwundenen Völker seine eignen Gesetze und Regierung lassen will. Nur die Gottheit allein vermag alle Bedürfnisse, Verhältnisse und Eigenheiten einzelner Familien und Länder zu übersehen, und darnach Gesetze zu geben. Aber eben der gesammte oder einzelne Wille der Familien, Länder und Gemeinheiten ist der Wille und das Gesetz der sich durch dieselbe offenbarenden Gottheit. Unsere Erdengötter können daher auch nichts klügeres thun, als wenn sie die nicht zu verkennenden Stimmen einzelner Familien, Stämme, Länder sammlen, und darnach Gesetze geben und Staaten bilden. Auch kennt jede Familie, jedes Land seine eignen Bedürfnisse und Verhältnisse gewiß besser, als jeder noch so weise und durchschauende Gesetzgeber. Unsre Gemeinheitsgesetze sollten also billig den einzelnen Familiengesetzen, die Landesgesetze den Gemeinheitsgesetzen, die Staatsgesetze den Landesgesetzen, die Völkergesetze endlich dem Staatsgesetze nur zu Hülfe kommen. Hier sind demnach die zwey Hauptgrundgesetze der großen europäischen Gesetzgebung.

1. Man lasse jeder Gemeinheit, jeder Provinz, jedem Lande seine eignen, von

ihm selbst gutbefundenen Gesetze und Verfassungen, wenn sie dem allgemeinen Wohl nicht offenbar widersprechen.

2. Man gebe nur solche Gesetze, welche in Abgang einzelner Gemeinheits- oder Provinzialgesetze suppletorisch eintreten, und alle dem Ganzen schädliche Auswüchse der Provinzial- ꝛc. Gesetze hemmen.

Diese zwey Grundsätze verbinden den demokratischen und monarchischen Geist, welcher der ursprüngliche Geist Europens war, zusammen, und sind zugleich der richtigste Maaßstab, wonach man das Gute oder Schädliche aller Anstalten, Gesetze und Verfügungen leicht beurtheilen kann.

Dem germanischen freyen Geiste sowohl der ältesten als neuern, ja selbst der anarchischen Feudalverfassung gemäß, war die Anlage des europäischen Staatenbundes, und die wechselseitigen Verhälnisse seiner einzelnen Glieder so vortrefflich, daß nur zuweilen ein Mann, wie Karl, Alfred, Heinrich, Gustav Adolph, Friedrich oder Napoleon aufstehen mußte, welcher diese in etwas zerrütteten Verhältnisse wieder zurechtstellte. Von jeher war dieses erhabene Gebäude auf die Freyheit und Sicherheit einzelner Familien gegründet. Diese vereinigten sich alsdann zu Gemein-

heiten, die Gemeinheiten zu Ständen, die Stände zu Reichen oder Staaten, die Staaten endlich zu einer freyen Republik. Welcher Fürst oder Gesetzgeber von diesem freyen Plane abwich, erschütterte selbst auf Unkosten seines eignen Staates oder Hauses das Gebäude; und immer wurden blutige Kriege und drükkende Verwüstungen die fürchterliche Operation, wodurch dasselbe, kleine Veränderungen ausgenommen, doch immer wieder hergestellt wurde. Nichts ist dem freyen Geiste und der wahren Kultur Europens widersprechender als Einseitigkeit. Europa ist eine feste aufstrebende Pyramide: die obersten Steine müssen auf der schweren dauerhaften Masse der einzelnen Familien und Völker, nicht umgewendet, die schwere Masse auf dem oft wankenden Leben eines einzigen Menschen beruhen. Man sieht an den Bestrebungen Karls des Großen und Karls V., daß ihre Gebäude umgekehrte Pyramiden waren, welche mit ihrem Tode verfielen, verfallen mußten. Ich will daher den großen Plan der europäischen Pyramide in einem kurzen Abrisse zeigen. Ich werde von ihrer Grundmasse, den einzelnen Familien und Gemeinheiten, sodann durch Provinzen, Stände und Reiche hinaufsteigen, bis sich das Ganze auf der Spitze von zwey oder drey Monarchen verliert oder zusammenläuft.

Erstes Kapitel.

Von den Familien.

Die Familien Europens bestunden aus zweyerley Gattungen von Menschen: Sie waren entweder Unterthanen (Leibeigne, Knechte 2c.) oder freye Bürger. Ueber die Verhältnisse der Erstern druckt sich der preußische Kanzler von Carmer in dem Entwurfe eines allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten folgendermaßen aus:

„In der ganzen Gesetzgebung ist vielleicht keine „Materie, wo Festsetzung allgemeiner Regeln schwerer „und bedenklicher wäre, als bey der Bestimmung des „Verhältnisses zwischen Herrschaften und Unterthanen. „Nicht nur in den zahlreichen Provinzen, welche den „preußischen Staat ausmachen, sondern auch oft in den „Distrikten ein und eben derselben Provinz, bemerkt „man dabey die auffallendsten Abweichungen. Die „verschiedene Entstehungsart des ersten Bandes zwischen „Herrschaften und Unterthanen, welches hier durch „Verträge und Ansiedelung geknüpft, dort durch Recht „und Macht des Sieges enger zusammengezogen wurde; „die so sehr von einander abgehenden Arten und „Methoden des Wirthschaftsbetriebs, selbst der verschiedene Geist und Charakter der Bewohner so vieler „weit auseinander gelegenen Provinzen, so wie die nicht „überall gleiche Stufe von Kultur, auf der sie stehen, „und wohin sie hier früher, dort später gelangt sind, „müßten nothwendig eine große Verschiedenheit in dem „Verhältniß dieser beyden Klassen von Staatsbürgern „hervorbringen. Es kann und darf die Absicht der „neuen Gesetzgebung nicht seyn, diesen Unterschied ganz

„aufzuheben: den Unterthan in Westpreußen mit dem „Magdeburgischen oder Klevischen durchaus auf gleichen „Fuß zu setzen, und so den gordischen Knoten mit einem „Male zu zerhauen. Dieses könnte nicht geschehen, „ohne wohlerworbene Rechte, die dem Staate heilig „seyn müssen, zu kränken, die Landesverfassungen zu „zerrütten, und in dem Wohlstand beyder Klassen, der „weit genauer als man oft denkt, gegenseitig verbunden „ist, die schädlichsten Stöhrungen zu veranlassen. Auch „bedarf es einer so gewaltsamen Operation um so „weniger, da die bisherige Gesetzgebung schon dafür „gesorgt hat, daß Sklaverey und Leibeigenschaft mit „ihren die Menschheit entehrenden Folgen, in den „preußischen Landen längst aufgehoben sind, daß der „Unterthan gleich jedem andern Staatsbürger, Eigen„thum und persönliche Rechte erwerben und besitzen „kann; und daß er dabey gegen Jedermann, auch „gegen seinen Gutsherrn, durch Gesetze und Obrigkeiten „geschützt wird. Bey diesen Umständen kann und muß „also die genauere Bestimmung der Rechte und Pflichten „zwischen Herrschaften und Unterthanen, den speziellen „Gesetzbüchern einer jeden Provinz hauptsächlich über„lassen bleiben. Das subsidiarische Gesetzbuch muß sich „damit begnügen, jenen einen sichern Leitfaden an die „Hand zu geben, welchem sie in diesem Labyrinthe „folgen können; die allgemeinen Grundsätze, welche aus „der Natur der Sachen fließen, und von allen Unter„thanen in den preußischen Staaten gelten, zu bestim„men, und im übrigen mit gehöriger Rücksicht auf die „Hauptklassen, unter welche die Unterthanen in den „verschiedenen Provinzen gebracht werden können, „rechtliche Präsumtionen festzusetzen von dem, was „Statt finden sollte, wenn keine Verträge, Provinzial-

„gesetze oder andere spezielle Bestimmungsgründe vor„handen sind. Das Wohl des Staates, der deutlich „erklärte Wille des Monarchen, und selbst die natürliche „Billigkeit erfordern es, diese Präsumtionen so zu fassen, „daß die Lasten des Bauernstandes, der ohnehin so selten „bey einer (fast bey keiner) Provinzialgesetzgebung „repräsentirt wird, unter ihrem Schutze nirgend drük„kender gemacht werden können."

Die freyen Bürger machten entweder selbstständige (wirklich stimmbare) oder unselbstständige Familien aus. Die ersteren formirten meistens gleich unmittelbare Stände des Staates; die letztern wurden erst mittelbare Stände. Wir wollen also zuerst alle die Mittel betrachten, wodurch letztere zur Standschaft gelangten. Eine jede Familie bestand aus einzelnen Bürgern und Menschen, welche in Rücksicht des Alters, des Geschlechts, der Bestimmung ꝛc. verschiedene Verhältnisse untereinander hatten. Die bürgerliche Gesetzgebung trat nur auf diese ein, wenn nämlich die Natur- und Familiengesetze durch gewaltsame Angriffe eines Gliedes der Familie verletzt wurden, oder wenn einzelne Familiengesetze mit dem Wohl und der Sicherheit anderer Familien und Bürger, oder gar des ganzen Staates nicht zusammentrafen. In andern Fällen war keine Familie verbunden, dem Staate oder andern Bürgern von ihren Gesetzen, Gebräuchen, Meinungen, Religion und häuslichen Anstalten Rechenschaft zu geben. Das Eigenthum, die Freyheit, Sicherheit, und theils natürliche, theils wohl erworbene Rechte, mußten sowohl dem Staate als allen Bürgern ein Heiligthum seyn, was ohne eine allgemeine Verwirrung nicht verletzt werden konnte.

Die meisten Familien lebten und leben in Städten oder Dörfern beysammen. Ihre Verhältnisse gegen-

einander sind daher auch verwickelter und mannichfaltiger. Indessen gab und giebt es deren noch in Westphalen, der Schweiz, Schottland und andern Ländern, welche, wie die alten Deutschen, abgesondert auf einzelnen Höfen und Gütern wohnen. Hier findet man also auch das Bild und die Verfassung der Patriarchenhütte reiner erhalten.

Zweytes Kapitel.

Von den Gemeinheiten.

Eben die Erhaltung der häuslichen Freyheit muß man als den präsumtiven Grund der ersten bürgerlichen Vereinigung annehmen. Mehrere einzelne Familien thaten sich zusammen und errichteten unter sich Gesetze, welche das Eigenthum und ihre einzelnen Rechte sichern sollten, und diese Gesetze waren so abgefaßt, daß sie der Sicherheit und sonach dem Interesse jeder Familie entsprachen. So entstanden nach und nach Gemeinheiten. Der Staat oder weisere Leute sammelten die Gesetze derselben, oder supplirten sie dem präsumtiven Willen einzelner Familien gemäß durch geschriebene Gesetzbücher. Eine jede Familie war demnach frey und gesichert, weil sie ihre Gesetze und Richtschnur in ihrem ausdrücklichen oder doch präsumtiven Willen und Interesse fand. Nur war es noch nothwendig, daß in streitigen und andern Fällen einem jeden sein Wille oder Gesetz angewiesen, und dann auch kräftig befolgt werde. Ein jeder Bürger mußte sich also gefallen lassen, die Urtheilssprüche und Exekutionen unpartheyischen Richtern zu überlassen.

Die Bürger wählten sich dieselben entweder selbst, oder sie nahmen sie im Vertrauen vom Staate an. Die

Richter hatten aber nicht nach eignem Gutbefinden die Sache zu entscheiden, sondern nur den Fall zu bestimmen, und sonach das Gesetz (den präsumtiven Willen der Familien oder ihrer Repräsentanten, der Hausväter) dahin anzuweisen.

Nebst der bürgerlichen Sicherheit giebt es aber noch andere Gründe und Zwecke der Vereinigung einzelner Familien. Wenn in großen Reichen die Kultur einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, kann die allgemeine Beschäftigung der Staatsglieder nicht mehr in ihrer ursprünglichen Rohheit und Einfalt bestehen. Die Arbeit, welche zuvor auf einer jeden Familie gehäuft lag, wird alsdann unter verschiedene Klassen von Bürgern vertheilt, und eine jede derselben unterzieht sich einem eignen Gewerbe, womit sie sich und dem Ganzen dient. So übernahm ein Theil der Bürger die Geschäfte der Ernährung, ein anderer die Bewachung, und ein dritter die Belehrung des Ganzen. Aber auch diese Beschäftigungen wurden wieder vertheilt, indem einige Bürger sich dem Ackerbaue, andere den Handwerken, andere den Künsten, andere dem Handel, andere den Waffen, andere den Wissenschaften widmeten, bis endlich so vielerley Beschäftigungen und Gewerbe entstunden, als es verschiedene Gegenstände der bürgerlichen Arbeit giebt.

Diese Vertheilung der allgemeinen Staatsgeschäfte erzeugte verschiedene Körperschaften, Zünfte, Innungen und Verbindungen, welche sich in größere Gemeinheiten vereinigten. Man kann letztere füglich unter viererley Klassen bringen. Die ersteren sind Bauern- oder Dorfgemeinden, deren Bewohner sich hauptsächlich mit Landwirthschaft und dem Feldbaue abgaben; die zweyten sind Stadtgemeinden, deren Bürger Handwerke, Künste

und Handel trieben; die dritte Vestungen, welche der Aufenthalt der Krieger und Soldaten waren; und die letzte Kirchen oder Universitäten, welche der öffentlichen Lehre und den Wissenschaften eingeräumt wurden. Da aus solchen einzelnen Gemeinheiten die europäischen Staaten zusammengesetzt waren, so müssen wir erst deren Verfassungen überschauen, ehe wir uns den Staats- oder Reichsverfassungen nähern. Es würde ein ungeheueres Werk seyn, wenn man alle die einzelnen Gesetze, Gebräuche, Eigenheiten und Anstalten aller europäischen Dorf- und Stadtgemeinden mit gehöriger Detailkenntniß und Würde darstellen wollte. Auch sind die Kenntnisse und das Leben eines einzigen Mannes, und wenn er auch alle Gewalt, Mittel und Einsicht dazu hätte, viel zu kurz und eingeschränkt, um ein solches Werk ausführen zu können. Ich werde mich also begnügen, nur einzelne und die merkwürdigsten Verfassungen solcher Gemeinheiten anzuführen. Inzwischen wünschte ich, daß mehrere Patrioten zusammen arbeiteten, die ehrwürdigsten Gebräuche und Verhältnisse, besonders schon alte theils unterdrückte, theils entwöhnte Gerechtsame ihrer Vaterstädte aus der Vergessenheit und Bedrükkung hervorzuziehen, und ihren Regenten, ihren nächsten Mitbürgern, und dem Publikum zum Bedenken darzustellen.

Wenn man die Entstehungs- und Verfassungsgeschichte der europäischen Gemeinheiten bis auf ihren Ursprung verfolgt, so wird man finden, daß der Grund ihrer Einrichtungen größtentheils eine oder die andere der oben von mir angegebenen Arten der bürgerlichen Beschäftigungen war. Wir wollen jetzt der Gemeinden nicht gedenken, welche schon unter den Griechen und Römern angelegt waren, sondern nur diejenigen bemerken,

welche von den germanischen Völkern mit den neuen Staaten und Reichen errichtet wurden; und da finden wir schon bei ihren noch bestehenden Namen den Grund ihrer Entstehung. Sie nennen sich größtentheils von Hof, Haus, Weil (villa), Furt, Mark, Burg (château), Bruck, Kirchen ꝛc., je nachdem sie Bauernhöfen oder Märkten, oder Vestungen und Schlössern, oder Kirchen und Klöstern ihren Ursprung zu danken hatten. Wir wollen die Verfassungen einer jeden der vier oben angegebenen Gemeinheiten und ihren Geist besonders bemerken.

Von den Dorfgemeinheiten.

Ich betrachte jetzt die einzelnen Gemeinheiten als so viele kleine Staaten, welche durch ihre Marksteine ihre Grenzen, in ihren Schulzen, Schöppen und Gerichtsleuten ihre Magistratspersonen und Senatoren, in ihren gemeinen Geldern und Gütern ihren öffentlichen Schatz, in ihrem Ausschusse oder Gerichtsdienern ihre Soldaten haben. Die Verfassung solcher Bauerngemeinheiten kann auch, wie jene eines Staates entweder demokratisch, oder aristokratisch, oder monarchisch, oder gemischt seyn. Ursprünglich waren sie alle demokratisch, dann wurden sie gemischt, meistens sind sie jetzt monarchisch. Inzwischen können uns Deutschland und andere freye Staaten noch Beyspiele von allen diesen Verfassungen geben. Monarchische Gemeinheiten kann man fast in allen Ländern Europens finden. In vielen Staaten sind sie fast despotisch geworden. Die meisten Dorfgemeinden monarchischer Art hatten ungefähr folgende Verfassung. Der Fürst oder seine Landesregierung hatte die gesetzgebende, und der vom Fürsten

bestellte Beamte, Vogt, Richter, oder wie er heißt, die vollstreckende Gewalt. Dieser Beamte durfte aber seine Gewalt nur nach den Vorschriften und Weisungen der Landesregierung ausüben. In geringeren Fällen und Gemeindsgeschäften theilte er seine Gewalt mit dem Dorfschulzen und den Dorfgerichten. Sie wurden entweder vom Fürsten gesetzt, oder von der Gemeinde gewählt. Diesem Schulzen und Gerichte war unter der Aufsicht des Beamten die Berufung und Direktion der Gemeinde, die Sammlung der öffentlichen Gelder, die Verwaltung des gemeinen Guts, die Aufsicht über die Gemeinde, auch Handlungen der willkührlichen Jurisdiktion übertragen. Gemeinere Sachen hatte oft die Gemeinde, welche aus den Häuptern der Bauernfamilien bestund, unter sich durch die Mehrheit der Stimmen zu entscheiden; wodurch denn nebst der Oberaufsicht und Contrerolle der Landesregierung die monarchische Gewalt sehr eingeschränkt war.

In Deutschland, England, Schweden, und in der Schweiz gab es auch Dorfgemeinden demokratischer und aristokratischer Art. Solcher Dorfgemeinden fand man eine Menge in den Erzstiftern und Stiftern des nördlichen Deutschlands. Sie hießen zwar Landstädte, waren aber im Grunde nichts anders als Dorfgemeinden; denn ihre Beschäftigung war meistentheils der Feldbau, und ihr Geist ein Bauerngeist. Solche Gemeinden bestunden aus den eingesessenen Bürgern und den Hausvätern jeder Familie. Sie hatten ihre eigene Jurisdiktion; sie hatten das Forst-, Jagd- und Fischereyrecht; sie sorgten für ihre eigene Polizey; sie hatten Verträge mit ihren Nachbarn, schützten ihre Grenzen und Marken, und schlichteten selbst ihre Grenzstrittigkeiten. In Sachen, welche die ganze Gemeinde betrafen,

entschieden sie nach Mehrheit der Stimmen. Inzwischen übertrugen sie oft die Vollstreckung ihres gemeinen Willens ihrem Rathe und ihren Bürgermeistern. Dieser Rath wurde von allen Hausvätern der Gemeinde durch Mehrheit der Stimmen gewählt, und jeder Bürger hatte das Recht zu wählen und gewählt zu werden. Die Bürgermeister waren zugleich ihre Repräsentanten auf dem Landtag, und mußten nebst allen Rathsgliedern der Gemeinde von der Verwaltung ihres Amts Rechenschaft geben. Der landesherrliche Richter war in solchen Dorfgemeinden gleichsam nur der Sendgraf (missus dominicus), welcher aufsah, ob alles nach Recht und Billigkeit behandelt wurde, und nur in einzelnen Fällen die landesherrliche Gewalt ausübte. Noch mehr noch als im nördlichen Deutschland fand man solcher Dorfrepubliken in der Schweiz und in Schweden. Ich habe lange Zeit unter diesen Menschen gewohnt, und so ganz diesen Geist der Bauerndemokratie studiert. Er ist einfach in seinen Verhandlungen, haftend auf alten Rechten und Gebräuchen, und im Ausbruche seines bürgerlichen Zornes öfter fürchterlich.

Von den Stadtgemeinden.

In den Stadtgemeinden sah man den Geist des gemeinen Mannes mehr glänzen als in der Einfalt des platten Landes. Die Städte der europäischen Staaten hatten, wie die Dörfer, auch verschiedene Verfassungen. Es gab monarchische, aristokratische, demokratische und vermischte Formen, wie es Lage und Umstände hervorbrachten; im Grunde waren aber die Städte die eigentlichen Sitze der Demokratie oder einer Volksregierung. Die ersten und berühmtesten Republiken alter und neuer

Zeiten waren nichts anders als entweder einzelne oder verbundene Städte. Sobald sie ihre Herrschaften weit über das Gebiet ihrer Ringmauern ausgedehnt hatten, war der demokratische Geist unter ihnen erloschen, und sie giengen in Monarchien oder gar Despotien über.

Gutgegründete Stadtgemeinden zeichneten sich hauptsächlich durch drey Einrichtungen aus: erstens durch eine zweckmäßige Abtheilung der Bürger in Klassen, Zünfte, oder Quartiere, wodurch die gesetzgebende Gewalt gehörig ausgeübt, und die Vorsteher des Volkes nach Verdienst gewählt wurden; zweytens durch einen Senat oder Altenrath, welcher die Gesetze und Geschäfte mit Weisheit vorbereitete; und drittens durch einen oder mehrere Bürgermeister (Consuln, Archonten, Dogen rc.), welche die Gesetze vollstreckten. Montesquieu hat in seinem vortrefflichen Werke über den Geist der Gesetze diese Eigenheiten der Stadtgemeinden oder Demokratien aus alten und neuen Zeiten umständlich angegeben. Ich will nur die vornehmsten neuerer Zeiten ausheben, welche einen Theil der großen europäischen Republik ausmachten.

Die meisten Stadtgemeinden haben jetzt wohl eine monarchische Verfassung. Der Fürst hatte in denselben die gesetzgebende und der von ihm bestellte Stadtmagistrat die vollstreckende Gewalt. Diese kleinere Monarchien waren ehemal durch die Weisungen und Oberaufsicht des Landesherrn, dann auch noch durch die Vorsteher der verschiedenen Bürgerkollegien gemildert; wie denn in den meisten Städten ein großer Theil des Magistrats aus der Bürgerklasse gezogen wurde. So sehr nun in neueren Zeiten der Geist der Monarchie über den republikanischen gesiegt zu haben schien; so traf man doch in allen europäischen Staaten noch eine Menge Stadtgemeinden an, welche sich auf eine oder die andere Art

der Form einer kleinen Republik näherten. Die Verfassung der Haupt- und Hauptprovinzialstädte Europens war größtentheils republikanisch. Ja manche hatten so vorzügliche Freyheiten und Privilegien, und behaupteten solche noch bis auf unsere Zeiten mit so großer Standhaftigkeit, daß man, nach ihrer Stadtverfassung zu urtheilen, nicht auf ein monarchisches Oberhaupt schließen konnte. Die Ursache ist auch leicht zu finden, warum sich selbst unter der Strenge der Monarchie der Geist der alten Freyheit in solchen einzelnen Gemeinheiten noch erhalten habe. Nur die großen Privilegien der höhern Reichsstände, und besonders des mächtigen Adels schienen der Allgewalt anstößig. Die Vorrechte solcher einzelnen kleinen Republiken waren zu unbeträchtlich, als daß sie die Eifersucht der Monarchen erregen konnten, auch waren es eben diese freyen Gemeinheiten, durch deren Beystand die europäischen Könige den stolzen Adel und die übrigen mächtigen Stände zu demüthigen suchten.

Von den Gemeinheiten republikanischer Form hatten etliche Städte im Norden, in England und die deutschen Reichsstädte am längsten ihre ursprüngliche Verfassung erhalten. Die Städte in der Schweiz, in den vereinigten Niederlanden, und in den italiänischen Freystaaten, hatten sich gar souverän gemacht. Unter der Menge dieser europäischen Städte, deren einzelne Verfassung immer eine eigne Betrachtung verdiente, konnten Bern und Nürnberg wohl als Muster einer guten Stadtaristokratie, und Hamburg als ein Muster einer guten Stadtdemokratie aufgestellt werden.

Sowohl in Bern als in Nürnberg hatten die Vornehmen, oder Patrizier, die ganze Staatsgewalt in Händen. Diese vorzügliche Gewalt der Aristokraten war aber in beyden Republiken durch die verschiedenen

Rathskollegien und deren wechselseitige Eifersucht und Kollisionen sehr gemäßigt. In Bern hatte der große Rath die gesetzgebende, der engere oder kleinere Rath die richterliche, und ein Ausschuß davon mit dem Schultheisen die vollstreckende Gewalt.

Die Nürnbergische Aristokratie war ebenfalls durch die verschiedenen Rathskollegien, als der 13 ältern und der 13 jüngern Bürgermeister, der Siebenherren, der obersten Stadthauptleute und Losungern, durch den Rath bey den Achten, endlich durch den kleinen Bürgerrath u. dgl. merklich eingeschränkt.

Vorzüglich verdient aber die Verfassung von Hamburg angemerkt zu werden. Keine Republik in den neuen Zeiten hatte das Mittel zwischen Aristokratie und Demokratie so glücklich zu treffen und sich gegen die Inkonvenienzien beyder Regierungsarten so sicher zu schützen gewußt, als diese. Man muß bis in das alte Griechenland oder Rom wieder zurückgehen, um etwas ihr ähnliches zu finden. Und gewiß haben jene alten Republiken ihren Ruhm und Glanz mehr ihren glücklichen äußern Verhältnissen, als ihrer innern Güte zu verdanken. Man würde in der Geschichte der Menschheit die Verfassung Athens und Roms eben so wenig bemerkt haben, als die von Hamburg, wenn jenes so von dem allgemeinen Glanze der Kultur, und dieses so in dem allgemeinen Gedränge der politischen Stärke verschlungen gewesen wäre, wie Hamburg. Ja die Hamburgische Verfassung hatte wirklich darin noch einen Vorzug vor der athieniensischen und römischen, weil sie nicht so leicht verrückt werden konnte, und schon viel länger stund als die athieniensische und römische. Da die Hamburgischen Demagogen nebst ihrer Stadtobrigkeit noch immer eine höhere Gewalt, die des deutschen Reichs, über sich

erken=

erkennen mußten; so konnten alle ihre demokratischen Kniffe um so leichter fruchtlos gemacht werden. Die Kleon und Mariusse der alten Republiken würden gewiß nicht die Freyheit gestürzt oder untergraben haben, wenn irgend ein Demosthenes oder Cicero den Schutz eines höhern Reichsgerichts hätte erflehen können.

In Hamburg war die gesetzgebende Gewalt in den Händen der gesammten Bürgerschaft. Sie war nach den fünf Kirchspielen der Stadt eingetheilt, und so gab sie auch kirchspielweise ihre Stimmen. Das erste Kollegium oder der erste Ausschuß derselben bestand aus den Oberalten, deren aus jedem Kirchspiele drey von verschiedenen Gemeinden dazu erwählt wurden. Zu dem zweyten Ausschuß wählte jedes Kirchspiel noch neun Personen, so daß er mit den Oberalten ein Kollegium von sechzig ausmachte. Zu dem dritten Ausschuß gab jedes Kirchspiel noch vier und zwanzig, so daß er mit den beyden erstern aus 180 Personen bestand. Gewisse Dinge wurden vom Rathe stufenweise blos vor diese drey Ausschüsse der Bürgerschaft gebracht; wenn aber ein neues Gesetz oder eine Auflage zu machen war, so mußte es, wenn es vor diesen Ausschüssen war, auch noch der gesammten Bürgerschaft vorgetragen werden. War der Rath mit einem Volksschlusse nicht einstimmig, so mußte er hierüber dem Ausschusse der Sechziger die Ursachen und Beweggründe kommuniziren; fanden diese seine Beweggründe erheblich, so suchten sie das Volk zu der Meinung des Raths zu bewegen; kamen die Sechziger aber auch nicht mit dem Rathe überein, so ging auf gleiche Art die Sache an die Hundertundachtziger. Waren aber auch deren Konferenzen fruchtlos, so wurde sowohl aus den Rathsgliedern als aus den Raths-

kollegien eine besondere Deputation erwählt, um die Sache ins Gleiche zu bringen. Falls nun auch diese Deputation dissentirte; so wurde endlich die Sache zugleich dem Glücke überlassen. Es wurden nämlich die Namen aller Deputirten vom Raths- und Bürgerkollegium ins Looß gelegt, und daraus ohne Unterschied fünf Glieder gezogen, welche die Sache alsdann zu entscheiden hatten.

Auf die Art war die gesetzgebende Gewalt in Hamburg so gemäßigt, den unvernünftigen Schlüssen des Pöbels und den listigen Kniffen der Demagogen ein solcher Damm gesetzt, daß man nicht so leicht jene demokratischen Meutereyen und Aufruhre zu befürchten hatte, welche andere Republiken zerrütteten. Das gesammte Volk gab immer noch nach seinem eignen Willen Gesetze; allein dieser Volkswille war durch die vielen Kanäle der Kollegien und Ausschüsse schon so zur vernünftigen Politik gereinigt, und durch die Eintheilungen der Kirchspiele so gleich vertheilt, daß weder eine aufrührische Volks- noch einseitige Zunft- oder Familienparthey den weisern Theil des Staats überschreyen, oder gar den ganzen Staat unterdrücken oder zu Grunde richten konnte.

Die vollziehende Gewalt war gänzlich in den Händen des Raths. Er bestund aus 36 Personen, nämlich aus vier Bürgermeistern, vier Syndikern, 24 Rathsherren und vier Sekretären; aber blos die Stimmen der Bürgermeister und Rathsherren machten einen Rathsschluß aus. Der Rath wählte seine Glieder selbst nach vorläufigem Vorschlage durch das Looß; seine Gewalt, die sich blos auf die Vollziehung der Gesetze bezog, war uneingeschränkt, und die Gerechtigkeit und Polizey erhielten dadurch eine Kraft, die man sonst in Demokratien vergebens suchte. Der Rath bestund nicht aus

Leuten, die gar keinen Beruf zum Regieren haben können, wie oft in andern Republiken. Drey von den Bürgermeistern, eilf Rathsherren und alle Syndiker und Sekretäre mußten Gelehrte, und sogar Graduirte seyn, und Beweise von ihren erforderlichen Kenntnissen abgelegt haben. Ein Bürgermeister und dreyzehn Rathsherren mußten, der Natur der Republik gemäß, Kaufleute seyn. Die Einkünfte von den Rathsstellen selbst waren unbeträchtlich genug, um den Geiz von der allgemeinen Staatsverwaltung entfernt zu halten.

Ehre, Tugend und Geschicklichkeit waren die vorzüglichsten Beweggründe zur Bewerbung. Wenn einer die Rathsstelle, wozu er gewählt wurde, ausschlug, mußte er sogleich die Stadt räumen. Zehn, theils durch Wahl, theils durchs Looß von den Kirchspielen deputirte Personen verwalteten die öffentlichen Gelder. Es war also hier eine Veruntreuung nicht so leicht zu befürchten, weil diese Deputation zugleich der Aufsicht und Kontrerolle des Raths und des Volks unterworfen war. Auf die Art verband Hamburg mit der ausnehmenden Freyheit einer Demokratie alle Ordnung und Pünktlichkeit einer unumschränkten Monarchie, und blieb immer ein Muster einer wohleingerichteten Stadtgemeinde.

Von den Lehen- und Militärgemeinden.

Die Lehengemeinden sind durchgängig kleine Monarchien; vormals waren sie kleine Despotien. Der Lehens- oder Gutsherr besaß unter Oberaufsicht des Staats, und unter der Lehenspflicht die vollstreckende und zum Theil auch die gesetzgebende Gewalt. Diese im Mittelalter und in Polen oft so fürchterliche Macht ist durch die Staatsgesetze zum Wohl der Unterthanen

merklich eingeschränkt worden. Und so haben sich die Lehengemeinden, einzelne Dienste und Lasten, wozu sie ihrem Lehensherrn noch verpflichtet sind, ausgenommen, merklich den andern Bauerngemeinden genähert [33]. Diese Verfassungen wären noch Ueberbleibsel der Mißbräuche des Lehenregiments. Nachdem aber statt dem Lehensoldat der stehende, und somit eine regelmäßigere Kriegsordnung eingeführt worden, sind die Vestungen, oder vielmehr ihre Garnisonen, als die allgemeinen Militärgemeinden zu betrachten. Sie bestehen aus Kompagnien, Schwadronen, Bataillonen und Brigaden. Ihre Obrigkeiten sind die Offiziere, Hauptleute und Generäle. Sie erhielten ihre eignen Gerichte und Kriegsgesetze. Ihr Geist wurde streng monarchisch. Ich habe in der Schrift: Ueber die europäische Republik von der Zusammensetzung einer Armee und deren Bestimmung und Verrichtungen umständlicher geredet; hier mußte ich die Vestungen und ihre Garnisonen als Bestandtheile des Ganzen anführen, und zugleich den Geist ihrer Verfassung schildern.

Von den Kirchen- und Lehrgemeinden.

Einem jeden Bürger steht es frey, das höchste Wesen auf eine Art zu verehren, welche er für die beste hält; wenn diese Art des Gottesdienstes nur der Sicherheit und dem Wohl des Staates und seiner Mitbürger nicht widerspricht. Inzwischen können sich einzelne Bürger unter der ausdrücklichen Genehmigung des Staats zu einer besondern Art des Gottesdienstes untereinander

33 Siehe oben die Stelle aus dem Entwurfe eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten.

verbinden, solche Verbindungen nennt man Religionsgemeinden oder Kirchen.

Vor der Reformation war fast nur Eine solche Gemeinde in Europa, und diese hatte eine streng monarchische Verfassung. Jetzt begreift Europa Kirchen in sich von aller Art und Form.

Wir haben bereits schon den Geist der Hierarchie geschildert. Hier wollen wir nur den Unterschied der verschiedenen Kirchen im Allgemeinen angeben. Die mohamedanischen Kirchen sind, dem Geiste ihres Stifters gemäß, meistens noch Despotien. Die katholischen Kirchen giengen bey wachsender Aufklärung von einer bellarminisch-unumschränkten zu einer febronianisch-eingeschränkten Monarchie über. Die protestantisch-evangelischen Kirchen haben eine republikanische Verfassung. Auch gab es einzelne Bürger und Familien, welche in Religionssachen wieder zum Stande der Natur zurückgetreten sind, und gar keine Kirche erkennen. Der Hausvater ist hier Priester in seinem Hause, und sonach ist hier die Patriarchalmonarchie wieder eingeführt.

Unter die Kirchen- und Lehrgemeinden gehören auch die Universitäten oder sonstige Lehranstalten. Sie haben ihre verschiedenen Statuten und Verfassungen, wie die übrigen Gemeinheiten. Sie sind entweder demokratisch, oder aristokratisch, oder monarchisch, oder gemischt. Die Universitäten von Bononien, Oxford, Upsala und andere, näherten sich der Demokratie; jene von Paris, Salamanka, Prag ꝛc. der Aristokratie oder Monarchie. Die meisten aber hatten eine gemischte und gemäßigte Regierungsform. Die Gewalt, akademische Gesetze zu geben, die Lehrer anzustellen, aus diesen die Vorsteher und Vorgesetzten zu wählen, hieng bey den meisten Universitäten von der Regierung ab, inzwischen

hatte doch bey manchen das Corpus derselben mehr oder weniger Antheil daran. Dasselbe bestund aus Lehrenden und Lernenden; und diese waren nach Maaßgabe der verschiedenen Wissenschaften wieder in besondere Corpora eingetheilt. Nach dem alten Geiste gab es deren vier, nämlich die theologische, die juridische, medizinische und philosophische Fakultät. Nach der Hand sind noch neue hinzugekommen. Die Lernenden hatten dabey weniger Einfluß als die Lehrenden; doch gab es auch Universitäten, wo selbst die Studenten auf die Verfassung einwirkten. So hieng z. B. zu Bononien der Lehrer größtentheils von dem Willen der Studirenden ab, und öfters mußte die Regierung selbst bey Vergebung der Professuren oder anderer Würden darauf Rücksicht nehmen. Nach den Statuten der Universität zu Pavia hatten die Studenten jeder Fakultät sogar wechselsweise das Recht, den Rektor zu wählen. Im Ganzen genommen galten aber denn doch nur die Lehrer und Doktoren als thätige Mitglieder des Universitätskorpus. Eine jede Fakultät hatte wieder ihren Dekan oder Vorsitzer, und das Ganze seinen Rektor oder Direktor; aber die Universität und ihre Vorgesetzten selbst stunden unter der Regierung des Staats. Dem zufolge ernannte dieselbe entweder einen Kurator oder einen Referendär oder eine Schulkommission, welcher, oder welche der Kanal und das Mittel zwischen der Regierung und der Universität waren. Unter diese verschiedenen Corpora, Vorsteher und obrigkeitlichen Personen waren nach verschiedenen Statuten und Einrichtungen die gesetzgebende und vollstreckende Gewalt vertheilt. Auf den hohen Schulen zu Oxford, Upsala ꝛc. lag die ganze gesetzgebende Gewalt sowohl im Wissenschaftlichen als Politischen bey dem ganzen Corpus der Professoren, welche sich fakultätsweise

versammelten, doch so, daß sich die Regierung die endliche Vergebung der Professuren vorbehielt. Auf andern hohen Schulen war dieses in etwas eingeschränkt; die Professoren hatten nur das Recht Vorschläge in obigen Sachen zu thun. Die Regierung gab eigentlich Gesetze, und besetzte nach dem Vorschlage der Professoren die Stellen. An den hohen Schulen zu Wien und Pavia hieng die Gesetzgebung beynahe allein von der Regierung ab. Die vollstreckende Gewalt war bey den meisten hohen Schulen unter den Rektor und die Dekanen vertheilt. Aber auch hier näherten sich verschiedene Universitäten mehr oder weniger entweder der Demokratie, oder Aristokratie, oder Monarchie. Zu Oxford, Upsala und Bononien war beynahe jeder Lehrer sich selbst überlassen. Da es sein eigner Vortheil erforderte, die Gesetze zu halten, folglich seine Schuldigkeit zu thun; so hatte der Rektor mehr aufzusehen, und für die Ordnung der Kandidaten zu sorgen, als die Professoren zu meistern.

Die Universitäten hatten endlich auch ihr eigenes Forum und ihre Jurisdiktion. Sie setzten nämlich aus den Professoren der Juristenfakultät einen akademischen Senat an, welcher fast in allen die Universitätsglieder betreffenden Rechtssachen und Streitigkeiten entschied. In Disciplin- und Polizeysachen übten sie auch die Strafgewalt aus. Relegationen, Degradationen und Kerker hiengen von ihren Urtheilssprüchen ab. Man betrachtete die hohen Schulen und Kirchen als eigne Republiken im Staate, und gestattete ihnen daher auch einen Theil der bürgerlichen Gewalt.

Drittes Kapitel.

Von den Provinzen.

Aus den Familien erwachsen Gemeinheiten; aus den Gemeinheiten Provinzen. Die vier obigen Arten von Gemeinheiten machten in den Provinzen die vier Landstände aus, nämlich den Bauernstand, den Bürgerstand, den Adelstand, und den geistlichen Stand. Nach dem Geiste der europäischen Völkerschaften hatten diese vier Landstände meistens die gesetzgebende, und der Fürst die vollziehende Gewalt; denn in den meisten europäischen Provinzen vertreten die Repräsentanten der Gemeinheiten die Stelle ihrer Gemeinden, und die Statthalter oder andere fürstliche Beamten die Stelle des Fürsten.

Ich will die Verfassung einiger Provinzen Europens theils wie sie war, theils wie sie noch wirklich ist, anführen.

Nach Robertson war die Regierungsverfassung der spanischen Provinzen monarchisch, aber der Genius und die Grundsätze derselben waren sehr republikanisch. Die Könige, die eine lange Zeit gewählt wurden, hatten nichts, als den Schatten der Macht. Die wirkliche Ausübung derselben war in den Händen der Kortes oder der Stände der einzelnen Königreiche. Diese höchsten Versammlungen bestunden aus vier verschiedenen Wappen oder Gliedern: dem Adel vom ersten Rang; der Ritterschaft oder dem Adel von der zweyten Klasse; den Bevollmächtigten der größern oder kleinern Städte, deren Recht auf eine Stelle in dem Kortes, nach den arragonischen Geschichtschreibern, so alt als die Verfassung selbst war; endlich der Geistlichkeit, welche aus

den Prälaten und Abgeordneten der niedern Klerisey bestund. In diesen Versammlungen konnte kein Gesetz ohne die Bewilligung eines jeden Gliedes, das eine Stimme hatte, durchgehen. Ohne die Bewilligung der Kortes konnte keine Steuer aufgelegt, kein Krieg angekündigt, kein Friede geschlossen, kein Geld gemünzt, keine Veränderung in der Landesmünze vorgenommen werden. Das Recht, alle Verhandlungen der untern Gerichtshöfe von neuem zu untersuchen, die Macht auf jeden Zweig der Regierungsverwaltung ein Auge zu haben, die Befugniß, allen Beschwerden abzuhelfen, war das Vorrecht der Kortes. Und diejenigen, die sich für beleidigt oder gekränkt hielten, wandten sich nicht mit dem demüthigen Tone eines Bittenden, oder mit einem flehendlichen Gesuche einer Entschädigung an die Kortes: sie verlangten sie als ein Geburtsrecht freyer Leute, und forderten die Beschirmer ihrer Freyheit auf, die Punkte zu entscheiden, die sie ihnen vorlegten. Diese souveränen Gerichtshöfe versammelten sich einige Jahrhunderte hindurch, jedes Jahr; aber nach einer Einrichtung, die ungefähr gegen den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gemacht ward, berief man dieselben nur alle zwey Jahre einmal zusammen. Wenn sie einmal versammelt waren, hatte der König nicht das Recht, ihn ohne die Einwilligung der Glieder derselben aufzuschieben, oder zu verabschieden, und die Session dauerte vierzig Tage.

Nicht zufrieden, diese Schranken gegen die Eingriffe der königlichen Macht errichtet zu haben, oder geneigt, die Erhaltung ihrer Freyheiten blos der Wachsamkeit und Autorität der Kortes übertragen zu haben, hatten die Arragonier noch zu einer andern ihnen eigenthümlichen Stiftung ihre Zuflucht genommen, und erwählten einen

Justiza oder obersten Richter. Diese obrigkeitliche Person handelte als ein Beschirmer des Volks und Oberaufseher des Königs. Die Person des Justiza war heilig, und seine Gewalt und Gerichtsbarkeit fast uneingeschränkt. Er war der höchste Ausleger aller Gesetze. Nicht allein die untern Richter, sondern der König selbst, war gezwungen, ihn in zweifelhaften Fällen um Rath zu fragen, und seine Entscheidungen zu befolgen. Von den königlichen Richtern sowohl, als von denen, die die Baronen in ihren eignen Ländern ernannt hatten, konnte man an ihn appelliren. Auch sogar wenn man sich auf ihn nicht berufen hatte, konnte er aus eigner Gewalt ins Mittel treten, einem ordentlichen Richter verbieten, weiter zu gehen; einen Rechtshandel seiner unmittelbaren Einsicht vorbehalten, und die angeklagte Parthey in die Manifestation oder das Staatsgefängniß setzen lassen, zu welcher Niemand, als nur auf seine Erlaubniß, einen freyen Zutritt hatte. Er bewieß seine Macht in der Oberaufsicht der Regierungsverwaltung eben so nachdrücklich und wirksam, als in der Einrichtung der gewöhnlichen Gerichtshändel. Der Vorzug des Justiza bestund darin, daß er auf das Betragen des Königs ein wachsames Auge haben durfte. Er hatte das Recht, alle königliche Ausrufe und Edikte durchzusehen, und zu entscheiden, ob sie den Gesetzen gemäß oder zuwider wären; ob sie vollzogen werden müßten oder nicht. Er konnte aus eigner Gewalt königliche Minister nach Gutdünken von der Verhandlung der Staatsangelegenheiten ausschließen, und sie wegen übler Verwaltung zur Rechenschaft fordern. Er brauchte Niemanden als allein den Kortes Rede und Antwort zu geben, von der Art und Weise, nach welcher er die Pflichten dieses hohen Amtes beobachtete.

Wir, sagte der Justiza einem neuen Könige im Namen der Stände, wir, die wir einzeln, jeder für sich, so gut als ihr, zusammengenommen mehr sind, als ihr, versprechen euch Gehorsam, wenn ihr unsere Rechte und Freyheiten beschützet: wo nicht, nicht.

Diese Verfassung mußte natürlicher Weise der gemeinen Freyheit äußerst schmeichelhaft seyn. Die Arragonier erklärten sich hierüber auch in der Vorrede zu einem ihrer Gesetze: ihr Vaterland sey so unfruchtbar, und die Bewohner desselben so arm, daß blos die vorzügliche Freyheit, die sie mehr als andere Nationen besäßen, das Volk zurückhielte, ihr Vaterland nicht zu verlassen, und in fruchtbareren Gegenden eine Wohnung zu suchen.

Die ausnehmenden Privilegien und Freyheiten der spanischen Provinzen mußten unter gewissen Fällen leicht Anlaß zu einer Verwirrung gegeben haben. Wir treffen dergleichen innerliche Zerrüttungen nicht nur unter den Arragoniern, sondern auch unter andern spanischen Völkerschaften, welche eine ähnliche Verfassung hatten, in der spanischen Geschichte an. Allein damals waren diese spanischen Provinzen auch durchgängig unabhängige Königreiche. Später aber, da ganz Spanien einen Monarchen bekam, würden diese unächten Auswüchse der ständischen Freyheit durch das Oberansehen dieses Monarchen von selbst eine mächtige Einschränkung erhalten haben, ohne daß ein despotischer Ferdinand oder Philipp, mit diesen schädlichen Auswüchsen, auch den ganzen königlichen Baum der spanischen Freyheiten und Verfassungen zu einem politischen Gartengewächse zu verstutzen, nöthig gehabt hätte.

In den französischen Provinzen, wie überhaupt in ganz Frankreich, wurde die Regierungsform monarchisch,

obwohl sie ursprünglich, theils aristokratisch, theils vermischt war. Die Vereinigung derselben mit der Krone ist bekanntlich nach und nach geschehen. Die Könige durften es also nicht wagen, ihre Privilegien zu kränken, obwohl sie bald auch die gesetzgebende Gewalt im Königreiche ausübten. Als in neuern Zeiten Elsaß und Lothringen an Frankreich abgetreten wurden, waren auch in den Friedensschlüssen die Freyheiten beyder Länder gewährt. Die Stände und Parlamenter wurden immer als die Schutzmauern gemeiner Freyheit angesehen.

Die ehemaligen Republiken und Staaten Italiens konnten wohl auch als Provinzen angesehen werden, denn sie waren keine Nationen, sondern nur, wie die deutschen Territorien, Theile einer Nation. Unter ihnen war Venedig das Muster einer klugen Aristokratie. Der ganze mündige Adel hatte die gesetzgebende, ein Ausschuß davon, die Pregadi, mit dem Dogen an der Spitze, die vollstreckende, und das Kollegium der Vierziger (quarantia criminale), die richterliche Gewalt.

Dem aristokratischen Geiste in Venedig stand der demokratische in Florenz gegenüber. Man kann noch in der Geschichte des Machiavelli die blutigen Auftritte und häufigen Unruhen lesen, welche die ausnehmende Freyheitsliebe auf einer, und der Stolz auf der andern Seite in dieser Republik hervorgebracht hat; denn obwohl das Volk durch den Senat, die Patrizier und reichen Familien ein starkes Gegengewicht hatten, so übte es doch in seinen Zünften und Wahlen eine große Gewalt aus. Zwischen dem Volke und Senate stand der Gonfaliere als Haupt des Staates, bis endlich die Familie der Mediceer durch populäre Künste unter dem herzoglichen Titel sich zum Herrn von Florenz gemacht hat.

Die Provinzen oder Shiren Großbrittaniens, Schwedens und anderer nordischen Reiche glichen mehr unabhängigen Republiken als Theilen monarchischer Staaten. Obwohl sie alle in Hinsicht des Ganzen Einem Gesetze wie Einem Könige unterworfen waren, so hatte eine jede derselben doch wieder ihre besondere Gerichte, Verwaltung und Gebräuche.

Die Provinzen Deutschlands, besonders die nördlichen, waren meistentheils eingeschränkte Monarchien. Die Landesstände, welche aus den Bevollmächtigten der Bürgerschaft, des Adels und der Klerisey, auch den Abgeordneten der Universitäten bestunden, hatten die gesetzgebende, der Landesfürst aber die vollziehende Gewalt. Diese Stände versammelten sich auf den Landtagen. Ohne deren Einstimmung konnte keine Kontribution gefordert, keine Veränderung in der Landesreligion oder Landesverfassung gemacht werden. Die Stände hatten auch meistens die öffentlichen Gelder zu verwalten. Im übrigen ließ man dem Fürsten freye Hände.

In den geistlichen Staaten Deutschlands vertrat öfters das Domkapitel die Stelle der Landstände; und da hier das Fürstenthum wahlbar war, so wurde dadurch die Regierung, obwohl der Verfassung nach monarchisch, doch sehr gemäßigt.

Die von Deutschland abgerissenen Provinzen, der Schweiz und der Niederlande, hatten theils eine aristokratische, theils demokratische Verfassung. In den Hirtenkantonen von Schwiz, Uri und Unterwalten, waltete der demokratische Geist bey der Landesgemeinde in reiner Freyheit, und große ächtrepublikanische Auftritte haben ihre Geschichte ausgezeichnet. In den Handlungskantonen von Bern, Zürich,

Basel ꝛc. zeigte sich mehr die Aristokratie der deutschen Reichsstädte. Patriziat und Reichthum war der Weg zur Regierung. Manche Provinzen und Kantone hatten eine gemischte Verfassung.

Die Provinzen, Komitate und Woiwodschaften des polnischen, hungarischen und anderer slavischen Reiche hatten, wie ihre Staaten selbst, eine aristokratisch-monarchische Regierungsform. Die Edelleute, aber hauptsächlich ihre Landboten, üben auf ihren Landtagen die gesetzgebende, und die Kastellanen, Starosten mit den Landboten die vollstreckende Gewalt in den Provinzen aus. So also gab es unter den europäischen Nationen Provinzen von allen Regierungsformen. Eine jede hatte ihre eignen Bedürfnisse, ihre eigne Verfassung, ihre eignen Gesetze. Diese waren so fest auf Lokaleigenheiten und Grundverträge gegründet, daß sie ohne große Zerrüttungen und Gewalt nicht wohl aufgehoben werden konnten.

Viertes Kapitel.

Von den Reichsständen.

Die Stände, welche in den einzelnen Provinzen Landesstände waren, wurden in dem höhern Staatsverein durch ihre Stellvertreter Reichsstände (Generalstaaten, Generalkortes, Etats-generaux, Parlamente). Nach dem Geiste der damaligen Verfassungen hatte der geistliche Stand die öffentliche Belehrung, der Adel die Bewehrung, und der dritte Stand die Ernährung des Ganzen übernommen; sie wurden daher auch der Lehr-, Wehr- und Nährstand genannt. Diesem zufolge sollten ihre Stellvertreter die gesetzgebende, die

Könige aber nur die vollstreckende Gewalt ausüben. Wir können die Einwirkungen, welche diese drey Reichsstände sowohl untereinander als auf das Ganze hatten, nicht deutlicher sehen, als wenn wir die Bestimmung und den Geist einer jeden im Besondern betrachten.

Der Adel- und Fürstenstand.

Mit Ehrfurcht und Andacht nähere ich mich immer noch den Gräbern jener Helden, wo Mann und Weib, das schönste Bild der Schöpfung, mit vielen Kindern fromm und bieder an einem Kruzifixe knien. Der Mann und die Jünglinge im Harnisch, die Frau und die Mädchen in Sittsamkeit gehüllt: das sprechendste Denkmal von dem, was sie gewollt und gethan haben; zu kämpfen und zu wirken für Religion, Haus und Vaterland. Es war ein großer, edler Geist, als da jeder Ritter frey und frank mit seinem Weibe und Kindern auf einer hohen, festen Burg saß, Niemand fürchtend, als Gott, seinen Schutz und Heiland.

Der Ritter, wie ein junger Adler auf unersteiglichen Felsenhöhen gebohren, wuchs zur Ehre, Tapferkeit und den Waffen heran. Als Edelknabe übte er sich schon in allen den Künsten, welche einem Helden geziemen. Er zähmte das Streitroß, schwung das Schwerdt und die Lanze, und lernte zu Fuß und zu Pferde fechten. Im Kriege zeigte ihm sein Anführer den Weg der Ehre; im Frieden die Vortheile des ritterlichen Spiels und des edlen Anstandes. Religion, Ehre, Tapferkeit und Galanterie waren die Tugenden, welche ihn schmücken sollten. Nach erprobtem Edelmuthe wurde er selbst zum Ritter geschlagen, und nun war es seine vorzüglichste Pflicht, die Religion, das Vaterland, das

schöne Geschlecht und die Unschuld zu vertheidigen. Auf dem Schlachtfelde und bey den Tournieren strebte er der Tapferste zu seyn, dafür ward ihm der schönste Lohn, die Liebe der Weiber und der Beyfall der Nation. In Friedenszeiten gieng er in die Reichsversammlungen, um Gesetze zu geben, zu den hohen Gerichten, um seine Mitbürger zu richten, oder an den Hof, um seinem Könige zu dienen; die Höflichkeit paarte sich jetzt mit seiner Tapferkeit.

Von ernstern Geschäften nachlassend, kehrte er zum anständigen Vergnügen der Spiele, der Liebe, der Jagd, des guten Schmauses und Weins. Wurde er alt, so suchte man seine Weisheit und seinen Rath.

Das Edelweib, eben so frisch und gesund gebohren, wurde von der Mutter und Wärterin, zur Andacht, zur häuslichen Liebe und Artigkeit gebildet. Als Fräulein schielte sie verstohlen und ihrer Liebe unbewußt, nach dem schönen Jünglinge, welcher so fest zu Pferde saß, so viele Lanzen brach, und Galanterie mit Tapferkeit zu verbinden wußte. Dann schmückte sie sich, ihm zu gefallen; sie betete für Gegenliebe, sie fürchtete und wünschte doch das eheliche Band; sie wurde eine geliebte Braut. Ihre treue Liebe empfieng den Lohn durch Trauung und keusche Umarmungen. Schüchtern bestieg sie das Ehebette, und wurde Mutter, sie kosete und pflegte ihre Kinder. War der Mann im Kriege oder in Geschäften abwesend, so betete sie für seine Gesundheit und Wiederkunft; und kam er zurück, dann war des Küssens und Fragens kein Ende. Vom ernsten Hauswesen nachlassend, vertrieb sie sich die Zeit mit dem Putze, mit Ritter- und Legendengeschichten, mit Tanzen und Spielen; und starb das edle Paar, so wurden sie zusammengelegt in die Gruft ihrer Väter. Der edle

und

und feste Mann, und die edle, fromme Frau, denen Gott genade.

So war das Ideal, wonach sich der Adel richtete, und zum Theil gerichtet hatte. Freylich trug dieser Stand zu gleicher Zeit starke Züge von Grausamkeit und Unterdrückung unter dem edlen Wappen der Geschlechter; aber dieses waren Folgen eines unruhigen, nach That und besserer Quelle dürstenden Herzens, welches, weil es nichts reineres fand, sich in Pfützen verirrte. Wenn aber dieser Thatendrang unter einem großen Könige eine edlere Richtung erhielt, konnte auch der Adel für das Ganze heilsam wirken. Er sollte seiner Bestimmung gemäß der Schrecken der Tyranney, die Niederlage der Gesetze und der Schild des Staates seyn. Wenn die gemeinen und ruheliebenden Bürger nicht Muth genug hatten, die Feinde des Vaterlandes zurückzuschlagen, sollte der Adel an die Spitze der Armeen treten, und mit Aufopferung des Lebens den Staat vertheidigen.

Die Heldengeschichte dieses Zeitalters liefert eine Menge Beyspiele, wo der Adel seine Bestimmung erfüllt hatte. Ohne hier die Lebensbeschreibungen so vieler Edlen und Ritter, eines Cids, du Guesclin, Sikkingen, Pescara, Montrose ꝛc. anzuführen, will ich nur Bayards Heldentod bemerken. Statt eines Krucifixes mit seinem Schwerdte in der Hand stirbt der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel im Angesichte Gottes und der Feinde für das Vaterland auf dem Felde der Ehre. Wenn die Edlen der Nationen mehr oder weniger diesen Weg gegangen wären, würde man ihrem Stande die Vorrechte wohl nicht streitig gemacht haben.

Aus dem Adel wählte man die Könige und Fürsten, der Adel hatte demnach auch Einfluß auf die erste Würde des Staats. Es ist der menschlichen Herrschsucht eigen;

die ihr anvertraute Gewalt zu mißbrauchen, besonders wenn sie unbeschränkt übergeben wurde. Sollte sie auch in den Händen eines großen oder guten Regenten oft glücklich für den Staat wirken, so wird sie doch meistens unter seinen schlechtern oder schwachen Nachfolgern ausarten. Auf den Octavius kamen die Tibere und Neronen; auf Karl den Großen die Ludwige und Lotharen. Wenn aber diese Gewalt durch eine andere Gegengewalt eingeschränkt und gemäßigt ist; so kann sie sowohl auf den Besitzer derselben, als überhaupt auf die ganze Gesellschaft die herrlichste Wirkung haben, indem sie ihren Besitzer in die Nothwendigkeit versetzt, weil er überall Gegengewalt fühlt, seine Fähigkeiten ausbilden zu müssen, und so blos mit Weisheit und Größe zu regieren; und auf der andern Seite der ganzen Gesellschaft eine gewisse Thätigkeit, und in manchen Fällen eine Schnelligkeit der Vollstreckung giebt, die man sich, wo die Gewalt unter mehrere getheilt ist, nicht versprechen kann. So ohngefähr sah es mit der königlichen oder kaiserlichen Gewalt am Ende des Mittelalters aus.

Der König hatte so viel Ansehen und Gewicht als nicht ein anderer Bürger im Staate, aber nicht mehr, als die ganze Nation. Er war Oberhaupt der Regierung, der Repräsentant des Volks, Anführer im Kriege, Vollstrecker der Gesetze, und eine geheiligte Majestät; aber diese Gewalt war eingeschränkt durch die Reichstäge, Parlamente, Cortes ꝛc., durch die Macht und Privilegien der Geistlichkeit, des Adels und der Nation. Diese Einschränkung hatte sowohl auf die Ausbildung und Person des Königs selbst, als überhaupt auf das Wohl des Staats die heilsamste Wirkung. Fürs Erste hatte jeder König eine Menge tapferer, kluger und ehrgeitziger

Menschen um sich, die mit ihm eiferten, mit denen er sich übte, die er lenken und benutzen mußte, und welche ihm oft nachstellten, Schlingen legten, welche um seine Krone und die Gunst der Nation buhlten. Er hatte warnende Beyspiele entthronter Fürsten vor sich, und seine eignen Rechte wurden öfters angefochten. Er mußte sich daher durch Tapferkeit an der Spitze seines Adels, durch Klugheit in dem Kreise seiner Räthe, und durch Güte gegen das gemeine Volk auszeichnen, wenn er geehrt und glücklich regieren wollte; dagegen hatte er aber auch die Treue und Folgsamkeit der Großen seines Reichs, den Seegen der Geistlichkeit und die Liebe des Volks zu erwarten, wenn er den Zepter mit Kraft und Klugheit zu führen wußte. Dies und noch viel mehr mit allen den Anläßen und Mischungen, im Gange der Zeit und der Geschäfte war nothwendig die schönste Königsschule. Daher finden wir auch zu der Zeit in allen Reichen oft eine ununterbrochene Reihe großer Menschen auf dem Throne. Die Karle, Konrade, Heinriche, Ottonen und Friedriche in Deutschland; die Ludwige, Philippe und Karle in Frankreich; die Ferdinande und Alfonzen in Spanien; die Alfrede, Eduarde und Heinriche in England; die Waldemare in Dänemark; die Gustave in Schweden, die Kasimire in Polen ꝛc. Selbst die Wlodimire in Rußland welche Männer!

Will man einen Zögling aus dieser Königsschule in unsern Tagen sehen, so blicke man auf Napoleon. Ohne Krone, ohne Macht, ohne fürstliche Geburt, schwung er sich in dem Kampfe der Revolution zu einer Herrschaft hinauf, die seit jener Karls des Großen nicht ihres Gleichen in der Geschichte hat.

Der geistliche Stand.

Die Könige und der Adel regierten mit Waffen, die Geistlichen aber mit dem sanften Hirtenstabe. Es giebt nämlich in der bürgerlichen Gesellschaft zweyerley Gewalten, eine äußerliche oder weltliche, welche auch nur die äußern Handlungen leitet und in Schranken hält, und eine innere oder geistige (geistliche), welche die Herzen regiert. Daher sagt Christus: Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die weltliche Gewalt, und was dahin gehört, mag wohl eines Kaisers seyn; aber die sittliche Gewalt, die Gewalt über die Herzen und Gewissen, ist Gottes und seiner Gesalbten.

So unumschränkt auch ein großer Monarch auf den ihm untergebenen Staat wirken kann; so wenig liegt die sittliche Gewalt in seinen Händen. Der unbedingte Monarchenwillen kann zwar den äußern Handlungen eine andere Richtung geben, nicht aber den innern. Seine Gewalt kann Hände und Füße in Bewegung setzen, nicht aber Köpfe und Herzen. Daher hat auch selbst Napoleon, der doch seine Macht so fest zu gründen wußte, nichts destoweniger die Sittenbildung den Geistlichen wieder überlassen; indem die bürgerliche Gewalt als bürgerliche nicht auf die sittliche wirken kann.

Nun ist nur die Frage: ob es für den Staat zuträglicher sey, wenn Religion und ihre Priester, oder wenn Philosophie und die sogenannten Philosophen die Gewalt, Sitten zu bilden, in den Händen haben? Aber im Grunde betrachtet ist diese Frage und der Unterschied zwischen Theolog und Philosoph, Priester und alter weiser Mann blos ein erst in unsern Tagen entstandener

Wortunterschied. In alten Zeiten waren Theologie und Philosophie das Studinm einer und derselben Klasse von Menschen; in neuern Zeiten hat man die Theologie allein den Geistlichen, die Philosophie aber den Lehrern einer eignen Fakultät überlassen. Daher kam es denn auch, daß beyde sich bekämpften, und das Volk anstatt es mit vereinigten Kräften zu bilden, nur verwirrt und entzweyt haben.

Im Mittelalter hatten die Geistlichen allein die Lehrgewalt; nach der Reformation aber wurde sie allen den Gelehrten und Doktoren ertheilt, welche auf die öffentliche Meinung und Sittlichkeit Einfluß hatten. Obwohl also der Lehrstand viel weiter ausgebreitet war als zuvor, so wurden die Geistlichen doch immer noch als die Repräsentanten desselben auf den Reichstägen und Konzilien angesehen. Meinungen zu leiten, Sitten zu bilden, und nicht sowohl Gesetze zu geben (denn das that die ganze Nation), als durch Sittenbildung auf Gesetzgebung Einfluß zu haben, das war, oder sollte wenigstens die Gewalt und Bestimmung der Geistlichkeit seyn.

Der Geistliche mit sanfterer und ruhigerer Seele gebohren, wurde zum Dienste Gottes, der Religion und des Nebenmenschen, zur Klugheit und öffentlichen Lehre gebildet. Als Knabe schon äußerte er eine vorzügliche Liebe zu Sittlichkeit und einem geistigen Leben. Immer wurde seine junge Seele gehoben, wann er von Verkündigung der Wahrheit, von Verherrlichung der Ehre Gottes und der Religion hörte. So widmete er seine Jugendjahre den Wissenschaften und der öffentlichen Lehre. Nach vollendeten Studien wurde er zum Priester geweihet. Er lehrte mit Eifer in der Schule und Kirche, und suchte die Irregegangenen durch sanfte Ermahnungen, die

Nothleidenden durch thätige Hülfe wieder zurechtzubringen. War sein Geist feuriger, so trieb ihn der Eifer über Berge und Meere hin, den Glauben zu verkündigen und Menschenliebe zu verbreiten. Ja er scheuete sich nicht, vor den päbstlichen Stuhl oder Thron zu treten, den Päbsten und Königen die Wahrheit zu sagen, wenn sie ihre Pflichten vergaßen.

Wurde seine Religion und Tugend angefochten, so sprang er standhaft ins Feuer und Tod, und wurde Blutzeuge der Wahrheit. Starb er auf dem Bette, so gieng er freudig zu Gott, dessen Dienst er sich schon von Jugend auf geweihet hatte, und erwarb sich durch seine Tugend und Weisheit den Namen eines Heiligen. Siehe hier das Bild des Geistlichen, welches die Kirche aufgestellt hatte, und wornach sich der geistliche Stand bilden sollte.

Auch hier könnte ich eine Menge glänzender und heiliger Beyspiele anführen. Ich hätte nicht nöthig, die oft fabelhafte und abgeschmackte Legendengeschichte aufzuschlagen. Die Thaten und Gesinnungen eines Bonifacius, Leo, Gregorius, Gerson, Ignatius, Xaverius, Lascasas, Karl des Borromäers, Franz von Salis und jener Geistlichen, welche man Reformatoren nannte, eines Huß, Hieronymus von Prag und Luthers sind die sprechendsten Beweise. Laßt nun die Kleinen zu mir kommen.

Der Bürgerstand (tiers état).

Wie von einer langen Reise, durch Land und Wassergebirge zwischen Sturm und Ungewitter ermattet, kehrt man zur Hausgeschichte dieser genügsamen Leute, labt sich in ihren schlechten, aber gastfreyen Hütten, und

ruht da gerne aus. Indessen die Adler und Raubvögel hoch über Felsen geschwungen sich einander zerrissen und nach Raub blickten, nisteten sich die gutmüthigen Tauben an, und trugen fleißig die Nahrung für das Ganze herbey.

Der gemeine Mann gesund und ungekünstelt gebohren, wurde zur Gottesfurcht und Handarbeit angehalten. Schon als Junge mußte er den Eltern helfen, am Pfluge oder im Handwerk. Dann ward er aufgedungen und übte sich in der Werkstätte oder auf dem Felde. Nach erworbener und erprobter Geschicklichkeit ward er losgesprochen, und sah sich um ein gutes haushälterisches Mädchen um. Endlich setzte er sich, wurde Meister oder Bauer und heyrathete. Nun bekam er eine Familie, dafür arbeitete er die ganze Woche, hielt gut Haus, und erwarb sich ein Vermögen. Wenn nun der Sonntag oder sonst ein hehres Fest kam, so diente er erst fleißig Gott, bat um Seegen und fernere Nahrung, und wenn er nach Hause kam, stack ein fettes Huhn im Topf, wobey er sich mit Weib und Kindern lustig machte. Hatte er etwas mehr Kopf und Ehrgeitz, so mischte er sich in Staatsgeschäfte, suchte Stadtrath, Burgermeister oder Deputirter auf dem Land-, oder Reichstag zu werden, und so eiferte er für die Rechte der Bürger, und Freyheiten der Nation. Ja er that oft mehr, er wurde Held. Das gemeine Weib war zu einer guten Hausfrau bestimmt. Als Mädchen wurde sie von der Mutter zum Nähen, Stricken, Kochen und zur Haushaltung angehalten. Ja sie übte sich schon darin mit ihren Puppen und Spielwerk. Nun fieng sie an sich zu putzen, und blickte nach den Mannsleuten gerne. Da sahe sich die Mutter um eine gute Parthie für es um, und so wurde sie verheyrathet. Jetzt war

sie Frau. Sie griff zum Hauswesen, pflegte ihre Kinder, und war dem fleißigen Gatten eine treue Gehülfin. Wurden sie alt, und hatten sich was ersparet, so verheyratheten und versorgten sie ihre Kinder, statteten sie wohl aus, setzten sich in Ruhe, genossen ihre übrigen Tage so lange Gott will, und starben mit Ergebung in seinen Willen.

Dieß war die Bestimmung, dieß das Ziel, wornach sich die verschiedenen Stände richten sollten, und zum Theil gerichtet haben. Freylich war jedes nicht allezeit auf seiner Bahn; allein die Verirrungen wurden oft durch den Geist der Zeiten veranlaßt. Wenn man bis zur ersten Anlage unserer europäischen Staaten zurückgeht, so wird man finden, daß eine feste Bestimmtheit und Bildung der Stände nicht sogleich möglich war. Die Verfassungen und Sitten der mittleren Zeiten waren ohne viele Vorsicht und ordnende Gesetzgebung blos aus dem Ohngefähr, aus Drang und Noth entstanden; daher lag auch alles so verwirrt, bunt und unbestimmt durcheinander. So eine Verfassung mag aber, wie Montesquieu sagt, immer gut seyn, wenn sie nur den Keim und Drang zur künftigen Ordnung und Bestimmtheit in sich trägt. Mitten in diesem allgemeinen Schwanken und Wirwarr blickt doch immer der Zweck eines jeden hervor, rang alles nach dem Orte und Standpunkte, wo es nach seiner Art und Natur hin sollte und mußte. Wenn gleich der kriegerische Geist oft die Kirche durchdrang, und Bischöffe mit der einen Hand den Stab, mit der andern das Schwerdt hielten; so mußten sie am Ende doch wieder in ihre Schranken treten. Ja die Kirche selbst mußte dieses Gewerb und Bestreben als ihr unanständig verdammen, oder Zwittergestalten von geistlicher und weltlicher Macht, die Ritterorden, schaffen;

und wenn gleich die Könige und Fürsten die Kirche reformiren, oder in religiösen Dingen Gesetze vorschreiben wollten, so mußten sie sich doch immer der Konzilien bedienen oder darüber mit dem Pabste Konkordate schließen.

Nun sollte bey dem Bruche der mittleren Zeiten Kirche und Staat gebessert und geordnet werden, und sie wurden auch zum Theil gebessert. Päbste, Bischöffe, Konzilien, Priester, Könige und Völker stunden auf, und schrien laut um Reformation. Die Ehe schlich schon verdeckt in die sonst einsamen oder widernatürlichen Zellen der Geistlichen. Die Kirche zeugte aus ihrem Schooße weise, tugendhafte und heilige Männer bis zum päbstlichen Stuhle hinauf. Die Macht drückender Vasallen war gebrochen, der dritte Stand erschien auf Reichs- und Landtagen, und die Könige griffen allbereits wieder zum verlohrnen Zepter. Aber da war es nun einmal so über das arme Menschengeschlecht verhängt, daß diese Verbesserung nicht durch sanfte Mittel, wie es die ersten Reformatoren wünschten, fortgesetzt, sondern durch Gewalt und blutige Kämpfe gleichsam abgetrotzt werden sollte. Wir werden in der Folge sehen, wie die verschiedenen Stände sowohl in Kriegs- als Friedensgeschäften gegeneinander einwirkten; hier wollten wir nur ihren Geist schildern, und ihren Zweck angeben.

Fünftes Kapitel.

Von den Reichen und Nationen.

Aus den verschiedenen Provinzen, Ständen und Staaten bildeten sich die europäischen Reiche und Nationen. Nach der alten römischen Provinzialabtheilung, noch mehr aber nach der germanischen Besitznahme der Länder im fünften und sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt, gab es in Europa neun oder zehn souveräne Reiche oder Nationen, nämlich: Spanien, oder das Gothenreich; Gallien, oder das Frankenreich; Italien, oder das Lombardenreich; Germanien, oder das deutsche Reich; Brittanien, oder das Angelreich; Skandinavien, oder das Schwedenreich; Sarmatien, oder das Polenreich; Pannonien, oder das Hungarnreich; dazu kamen später hin noch Skythien, oder das Russenreich, und Gräcien, oder das Türkenreich; welche aber nicht unter die Germanier gezählt wurden.

Die europäischen Reiche und Nationen hatten einige allgemeine Charakterzüge, wie eine allgemeine Religion und Verfassung. Sie waren nämlich alle in Provinzen oder Fürstenthümer abgetheilt. Die Reichsstände hatten die gesetzgebende, die Könige die vollstreckende, und hohe Reichsgerichte die richterliche Gewalt. Indessen zeichnete sich doch jede Nation, jedes Reich wieder durch einen besondern Charakter, durch besondere Gesetze und Thaten aus. Es ist daher schicklich, daß wir auch eine jede davon besonders schildern.

Spanien, oder das Gothenreich.

Gleich nach der ersten Gründung der europäischen Staaten ereigneten sich in Spanien Vorfälle, welche auf seine künftige Bestimmung großen Einfluß hatten. Die Geistlichen, welche schon zu Römerzeiten in diesem Theile Europens ein starkes Gewicht erworben hatten, wirkten gleich anfänglich mit einer solchen Thätigkeit auf die spanischen Staatsverhandlungen, daß sie als die Gesetzgeber und Regenten der Nation erschienen; und die Spanier mußten viele Jahrhunderte hindurch gegen die Mohamedaner fechten, welche das Gothische Reich gleich nach seiner Gründung erobert hatten. Dadurch wurde die spanische Nation auf der einen Seite eben so unbedingt der Gewalt der Geistlichkeit unterworfen, als sie auf der andern von edlem Freyheitsgefühle und Heldenmuthe belebt sich dem Joche der Muselmänner zu entziehen suchte. Eine abergläubische Folgsamkeit gegen geistliche Machtsprüche kontrastirt also auffallend mit der fast unbändigen Freyheitsliebe gegen weltliche Oberherrschaft in dem spanischen Charakter. Neben der schrecklichen Inquisition steht der volksschützende Justiza, und während dem ganze Schaaren unschuldiger Menschen zum Scheiterhaufen des heiligen Gerichts geführt wurden, entriß man den Königen feyerlich die Zeichen ihrer Gewalt und stieß sie vom Throne.

Bey allen den sonderbaren Widersprüchen hatte die spanische Nation ursprünglich die Tendenz zu einem großen, edlen Charakter; und die Eroberungen der Mohamedaner trugen mehr dazu bey, sie zu erheben als niederzuschlagen. In die asturischen Gebirge gedrängt bildete sich unter ihnen jener edle Helden- und Rittergeist, aus Frommheit, Tapferkeit und Galanterie zusammengesetzt,

welcher die Religion vertheidigte, die Mohren schlug, die bürgerliche Freyheit gründete, und die Sitten verschönerte. Die harten Kämpfe drückten ihrem Charakter einen männlichen Ernst, die glücklichen Siege einen edlen Stolz auf. Sie mußten mit einem Volke kämpfen, was eben so tapfer als gebildet war; sie eiferten also nicht nur in Waffen und Gefechten, sondern auch in Künsten und Wissenschaften mit ihren mohamedanischen Nebenbuhlern.

Ihre Fürsten und Könige durften es auch nicht wagen, eine unumschränkte Herrschaft unter ihnen zu gründen. Die tapfern Helden und Ritter hatten mit ihnen die Gefahren und Thaten getheilt; sie wollten also auch die Gewalt und Länder theilen. Nicht ein einziger Sieg entschied über die arabischen Eroberungen. Die Spanier mußten, wie ihre Geschichtschreiber sagen, über tausend Schlachten liefern, ehe sie diese tapfern Feinde aus ihrem Lande vertreiben konnten.

Daher kam es denn auch, daß so viele Königreiche in Spanien gestiftet, und so freye Verfassungen unter ihnen gegründet wurden. Es war diesem muthigen Volke nicht genug, seine Könige, wie die übrigen europäischen Nationen durch die allgemeinen Reichsstände, die Cortes, eingeschränkt zu haben; sie setzten noch eigene Obrigkeiten und Kollegien neben die Gewalt ihrer Regenten, um auf allen Seiten ihre Rechte und Freyheiten zu schützen. Wir, sagte der Justiza im Namen des Volks dem neuen Könige: Wir, die wir einzeln so viel sind, als ihr, und zusammengenommen mehr, als ihr, wir vertrauen euch unsere Regierung an, wenn ihr unsere Rechte schützen wollt; wo nicht, nicht.

Diese ausnehmende Freyheitsliebe würde aber die bürgerlichen Kriege verewigt und die Anarchie gleichsam

konstituirt haben; auch taugte die Zerstückelung der ganzen Nation in so viele Reiche zur auswärtigen Vertheidigung nicht; es mußte daher aus den kleinen Staaten ein großes Reich zusammengesetzt werden, was zwar von Innen seine Rechte und Freyheiten erhalten, nach Außen aber mit einer respektablen Einmacht auftreten konnte.

Schon im Mittelalter versuchte man es mehrmalen, theils durch Eheverbindungen, theils durch Gesetze die Regierungen zu vereinfachen. Unter Sancho und Ferdinand waren schon viele Kronen auf Einem Haupte vereinigt, und in Kastilien machte man das Grundgesetz del segnor uno et de la majoria, der Einherrschaft und der Erstgeburt. Allein diese Versuche konnten nicht eher ihre volle Wirksamkeit haben, als bis unter Ferdinand und Isabella die Mohren gänzlich vertrieben und alle kleinen Königreiche verbunden waren. Jetzt stund Spanien auf dem höchsten Punkte seiner politischen Kultur. Die Provinzen waren, außer Portugall, durch Eine Krone vereinigt, die Nationalmacht durch Tapferkeit und Einklang fürchterlich, die Verfassungen durch die Stände beschränkt, der Handel und die Fabriken blühend und über neu entdeckte Welttheile ausgebreitet; die Künste und Wissenschaften im Fortschritte, und die ganze Nation mit einem edlen Muthe und Stolze belebt. Es fehlte nun nichts, als ein großer Regent, welcher diese herrliche Tendenz zu benutzen, und Portugall noch mit dem Ganzen zu verbinden gewußt hätte; und Spanien wäre eins der ersten und gebildetsten Reiche in Europa geworden; aber eben jetzt sollte es von seiner Größe herabfallen.

Es war vielleicht ein Unglück für die spanische Nation, daß gerade zu der Zeit, da sie den höchsten

Grad der Kultur zu erreichen schien, die ganze Macht der österreichischen Monarchie in Karl V. und Philipp II. vereinigt wurde. Ihr schnell stralender äußerer Glanz zog eben die innere Verfinsterung herbey. Durch die Ansprüche auf Neapel und die Anhäufung so vieler Kronen auf dem Haupte ihrer Monarchen, wurde die Nationalmacht und das Nationalinteresse zu viel nach fremden Absichten und entfernten Ländern getrieben, welche den eigentlichen Standpunkt der spanischen Größe ganz verrückten. Durch die Entdeckung neuer Welttheile und der ergiebigen Goldbergwerke artete die so blühende Nationalindustrie und der ausgebreitete Handel in Indolenz und Monopoliengeist aus; und da die Uebermacht der spanischen Könige jetzt fast alle Fürsten, und besonders die Protestanten, gegen sich aufgebracht hatte; so erhielt die bisher durch Wissenschaften und Gesetze beschränkte heilige Inquisition ihre völlige Gewalt wieder, und alle Aufklärung wurde im Dampfe eines Auto da fé erstickt. Die Industrie und Bevölkerung nahm ab mit der Tapferkeit der Soldaten, und ein finsterer Despotismus trat an die Stelle der freyen Regsamkeit jener edlen Nation, welche die Künste belebt, die Mohren geschlagen, und eine neue Welt entdeckt hatte.

Seit der Regierung Philipps II. hat Spanien weder in Kultur noch bürgerlicher Verfassung Fortschritte gemacht. Ueber ein Jahrhundert wurde es beständig von den Franzosen geschlagen, und seit der Bourbonischen Thronfolge von Frankreich beherrscht. Von seiner ehemaligen Größe blieb ihm nichts übrig, als Frommheit, Muth und edler Stolz.

Italien, oder das Lombardenreich.

Kennst du das Land wo die Citronen blühen? ꝛc.

Unter den europäischen Nationen zeichnete sich die italiänische gleich anfänglich durch zwey sonderbare Eigenheiten aus. Sie bildete nie, wie die übrigen ein großes zusammenhangendes Reich, und der Hauptsitz der katholischen Kirche wurde auf ihrem Boden aufgeschlagen. Während dem in ihrem nördlichen Theile bald ein gothisches, bald ein longobardisches, bald ein fränkisches Reich zum Vorscheine kam, beherrschten griechische Exarchen oder normännische Edelleute den südlichen, und während dem fremde Nationen es unterjochen wollten, suchten die Päbste die alte Herrschaft Roms wieder herzustellen.

Schon bey der großen Völkerwanderung schien Italien bestimmt zu seyn, ein Spielball fremder Völker zu werden: zuerst schlugen sich Gothen und Longobarden, dann Musel- und Normänner, dann Deutsche und Spanier, Oesterreicher und Franzosen um seine schönen Provinzen. Die Feudalanarchie zerstückelte endlich noch das, was die Eroberungen fremder Völker übrig gelassen hatten. Das ganze schöne Land, von der Natur selbst durch Meer und hohe Gebirge zu Einem Reiche gebildet, zerfiel in eine Menge kleiner Staaten und Herrschaften. Auch in Deutschland und bey andern Völkern hatte das Feudalregiment viele Abtheilungen hervorgebracht. Das Ganze machte aber doch immer Ein Reich aus, und erkannte ein gemeinschaftliches Oberhaupt; hingegen wurde Italien ein Land voll ganz geschiedener Regierungen und Verfassungen; ohne Zusammenhang, ohne Gemeingeist, ohne allgemeine Berathschlagung und

Vertheidigung. Ein jeder Fürst oder Dynaste, eine jede Stadt oder Burg nahm so viel, als ihr Glück und Tapferkeit verschaffte; da galt unter ihnen kein anderes Gesetz als jenes, was der Stärkere und Klügere dem Schwachen und Unklugen vorschreibt. Die Staatskunst wurde, wie sie auch Machiavell so richtig schildert, ein Gewebe von List, Intrigue und Gewalt.

Mitten unter diesen politischen Verhältnissen ward die päbstliche Macht geschaffen, welche bisher in der Geschichte unerhört, einen Zwittercharakter von geistlich und weltlichen Maximen annahm. Die Bischöffe (oder Päbste) von Rom, erst kluge oder fromme Hirten ihrer Gemeinde, dann standhafte Vertheidiger der großen Hauptstadt gegen schwache Exarchen und siegende Barbaren, zuletzt gebietende Herren, gewannen die Liebe des Volks, die Ehrfurcht der Sieger, die Unterwürfigkeit der Christen. Sie wußten sich im Laufe der Zeit und nach und nach ein Ansehen und eine Gewalt zu verschaffen, welche alle andere an Umfang und Wirksamkeit übertraf. Sie wurden von Kaisern, welche sie herbeygerufen, vom Volke, welches sie beschützt, von den Fürsten, welche sie benutzten, und von Fürstinnen, deren Gewissen sie leiteten, zugleich beschenkt. So erhielt die römische Kirche Reichthümer, Folgsamkeit, Güter, und Herrschaften, ohne daß man beynahe wußte oder merkte, woher sie gekommen waren.

Neben dieser unsichtbaren geistlichen Macht erwuchs eine andere, welche in ihren Fortschritten beynahe eben so unbemerkt, aber in ihren Folgen desto wirksamer war; ich meine jene des Handels und der Städte. Während dem sich Kreuzritter ums heilige Grab, Guelfen und Gibellinen um Uebermacht stritten, rüsteten die fleißigern Bürger der italiänischen Städte Schiffe aus, und erober-

eroberten die Reichthümer der Christenheit. Schlau und arbeitsam versorgten sie die streitenden Europäer mit Lebensmitteln, die zurückgebliebenen mit Annehmlichkeiten. Sie lernten im Oriente die Gegenstände des feineren Luxus kennen, führten sie nach dem Occidente und legten davon selbst Werkstätte an. Bald wurden die Seidenzeuge und Stahlarbeiten so gut in Italien als zu Damask verfertigt. Venedig lieferte Spiegel und Tapeten, Fayenza irdene Geschirre, Mayland feine Tücher, Genua Sammet, Florenz Goldstoffe. Was fürstlich, edel, groß, vermögend sich dünkte, schickte sein Geld nach Italien, um die Gegenstände des Luxus und der Pracht zu erkaufen. Die Städte der Lombardie wurden bald so reich und mächtig, daß sie die größten Flotten auf dem Meere, die meisten Einwohner in ihren Ringmauern hatten.

Dies alles geschahe gerade zu der Zeit, als der Streit der päbstlichen und kaiserlichen Gewalt (der Guelfen und Gibellinen) im größten Feuer war. Der Kaiser hatte den größten Theil des Adels und der streitbegierigen Fürsten auf seiner Seite, mit der feinern Gewalt der Päbste hielten es die friedeliebenden Städte. Wie denn überhaupt Handels- und Gewerbsleute die Gleichheit einer beschränkten Demokratie, Ritter und Krieger den Glanz der Monarchie lieben. Die deutschen Kaiser zuviel mit den Widersprüchen ihrer eigenen Vasallen oder den Kreuzzügen beschäftigt, kamen nur zuweilen nach Italien, um ihre Oberherrschaft zu behaupten. Da wich dann freylich alles der Kriegsgewalt sieggewohnter Fürsten. Aber kaum waren sie über die Alpen zurückgegangen; so griffen die unterdrückten Städte wieder zu den Waffen, und strebten nach Freyheit und Unabhängigkeit. Keine Dynastie war den italiänischen Städten furchtbarer, als

jene der Hohenstaufen. Sechsmal gieng Friedrich I. dorthin, und erzwang sich Folgsamkeit. Friedrich II. noch öfter; er wurde selbst König in Neapolis. Beyde versuchten ihre Herrschaft mit eben so vieler Klugheit als Härte zu gründen. Sie verspotteten das heilige Ansehen der Päbste, demüthigten die Macht der Großen, drohten den Bündnissen der Städte. Die Fürsten wurden verfolgt, die Armeen zerstreut, Mayland von Grund aus verbrannt. Doch wollte es ihnen nicht gelingen, ihre großen Absichten durchzuführen. Der siegreiche Friedrich mußte zu Venedig dem Pabst Alexander III. die Füße küssen, und die Freyheiten der Städte anerkennen, und Friedrich II. einen Kreuzzug in Asien unternehmen, indeß der h. Vater gegen ihn in Italien predigte. Das zerstörte Mayland wurde wieder auferbauet, und dem siegenden Pabste zu Ehren ein neues Alexandria gegründet; ja der letzte Hohenstaufe, der junge edle Conradin, büßte seine Ansprüche auf Neapel sogar mit seinem Kopfe auf dem Blutgerüste. Die Lombardie wurde ein Land voll neuer Republiken und Fürstenthümer, das mittlere Italien ein Gut der Kirche, und das untere fremden Fürsten als Lehen des päbstlichen Stuhles überlassen. Italien war nun ein Land in viele kleine Staaten zertheilt, wovon ein Theil, als der Kirchenstaat und die Republiken, Freyheit und Unabhängigkeit; der andere die Herrschaft fremder Fürsten behauptete, aber keiner mächtig genug war, eins oder das andere durchzusetzen.

Diese so sehr verwickelte Erwerbung und Gründung der bürgerlichen Gewalt in Italien hatte einen großen Einfluß auf den Charakter der Nation. Der Italiäner, obwohl von Natur geistreich und lebhaft, mußte gleich bey der ersten Bildung der neuen Staaten seinen Nacken

einem fremden Joche, seinen Geist fremden Meinungen beugen. Im öffentlichen Leben und Kampfe sahe er nur zwey scheußliche Extreme wirken, schleichende Verschlagenheit und barbarische Gewalt; und kaum hatte sich der edle Funke der Freyheit in Städten und Republiken neuen Zündestoff erworben, als er sogleich wieder entweder durch das Mißtrauen der Volkshäupter oder die Uebermacht fremder Eroberer unterdrückt wurde. So geschahe es denn, daß die Nation, welche sich so offen und gerade in der römischen Republik, so edel und grosmüthig im alten Latium und Samnium zeigte, von Feinden und Freunden als listig und falsch ausgeschrien wurde.

Die große Mutter Natur gab jedem lebendigen Geschöpfe Waffen zur Vertheidigung; dem einen den Stachel, dem andern Krallen, dem dritten das Horn, dem vierten einen Schild. Sogar der elende Wurm krümmt sich, wenn man ihn tritt. Der Mensch verschafft sich selbst seine Wehre. Er umgürtet seinen Leib mit Stahl und Eisen, nimmt in seine Hand das Schwerdt oder Schießgewehr, und wenn er darin überwunden wird, ersinnt er List und Betrug, um das wieder zu erwerben, was er durch Gewalt verlohren hat. Jenes Volk ist aber gänzlich herabgekommen, was nicht einmal mehr zum letztern Energie in sich fühlt.

Wenn man die Geschichte von Italien achtsam durchliest, so wird man leicht auf die Ursachen geführt, warum sein Volk so oft zu den letzten Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte. Gleich bey der allgemeinen Völkerwanderung wurde es mehr als jede andere römische Provinz von Barbarenschwärmen überfallen. Kaum schien eine Horde ihre Herrschaft gegründet zu haben, so wurde sie sogleich wieder von einer andern vertrieben;

dabey war noch das Uebel, daß die elende Regierung von Konstantinopel oder ihrer Exarchen mehr Mittel der Schwäche als Kraft anwandte, um sich zu wehren. Wehrlose Priester und Päbste mußten die Künste der Ueberredung, Bestechung oder gar der Wunder anwenden, um die Zerstörung aufzuhalten; indessen die weltlichen Beamten zitterten und auf Flucht oder Unterwerfung dachten.

Nach dieser ersten Wuth barbarischer Anfälle, und da die übrigen europäischen Reiche schon Ordnung, Grenzen und Gesetze erhielten, dauerte der Kampf fremder und einheimischer Völker in Italien noch fort. Da kamen zuerst die Franken, um die Lombarden zu stürzen; dann die Kaiser um ihren römischen Titel zu behaupten. Geistliche und Weltliche, Guelfen und Gibellinen, Spanier und Franzosen kämpften wechselsweise um die Oberherrschaft; dem eigentlichen Italiäner, welcher nur sein Vaterland liebte, und alle fremde Gewalt vertrieben haben wollte, blieb, da ihm alle andere Waffen genommen waren, nichts mehr übrig, als der verborgene Dolch oder die heimliche Verschwörung. So mußte sich jene Verschlagenheit im Charakter des Volks, jene List in der Staatskunst zeigen, welche Machiavel so treffend in seiner Geschichte von Florenz und seinen Fürsten geschildert hat.

Wenn aber der Geist der neuen Italiäner sich nicht so altrömisch, wie Machiavel es wollte, oder so fromm=bieder, wie Tasso es träumte, zeigen konnte; so glänzte er doch gewiß über jenen aller andern Nationen in Künsten und Wissenschaften. Eben der seltsame Kampf so vieler kleiner Staaten und Verhältnisse unter der damals sinnreichsten Nation der Erde muß als eine Hauptursache der so frühen Beförderung der Kultur in Europa angesehen werden.

Es ist eine durch alte und neue Geschichte bestätigte Erfahrung, daß das bürgerliche Leben und die Gesetze nur durch das Reiben mehrerer Völker und Republiken große Fortschritte machen. Das sahen wir an Griechenland und dem alten Italien; im neuern war es derselbe Fall. Ohne Theilnahme des Volkes an seiner Regierung ist an keinen Gemeingeist, ohne Betriebsamkeit an keine Reichthümer und Wohlstand, ohne heilige oder sonst große Begeisterung an keine edlen Thaten und Unternehmungen zu denken. Dies alles war da, als in dem vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so viele Staaten in Italien aufblühten. Die Republiken und Fürstenthümer erweckten Feldherren und Staatsleute, die handelnden Städte Reichthümer und Ueberfluß, die Hierarchie und der katholische Gottesdienst Künstler und Dichter, die Universitäten Gelehrte und Philosophen. In Florenz und Pisa wurde der Geist der demokratischen Gleichheit, in Venedig der aristokratischen Mäßigkeit, in Mayland und Neapel der monarchischen Unterwürfigkeit geübt. In Rom lernte man eine neue Staatskunst, aus Monarchie, Theokratie, Aristokratie und Universalherrschaft zugleich gebildet. Da sahe man einen beständigen Aufruhr ohne Zertrümmerung der Verfassung, Staatsinquisition ohne Verletzung republikanischer Formen, und weltliche Intriguen, ohne das Ansehen der Religion zu kompromittiren. Kurz alle Maximen der neuern Staatskunst wurden zuerst in Italien an Tag gebracht.

Mit der Gefahr der innern Verwaltung traf noch jene der äußern zusammen. Die italiänischen Staaten kämpften selten mit einander aus eignen Kräften. Es gieng jetzt kein Streit, kein Krieg mehr vor, ohne daß fremde Mächte daran Theil nahmen. Die Herrschsucht

eines Fürsten, die Zunftparthey einer Stadt, die geistlichen Ansprüche eines Pabstes wurden meistens durch Einmischung fremder Höfe und Armeen entschieden; und wenn diese, selbst von den Italiänern herbeygelockt, zu mächtig wurden, versuchte man hernach alle List und Gewaltmittel, sie sich wieder vom Halse zu schaffen. So wurden Ungarn und Spanier, Deutsche und Franzosen, Türken und Engländer im Kampfe zu Hülfe gerufen, und nach demselben wieder verdrängt. Durch diese Kriege bildete sich auch zuerst in Italien, hernach in ganz Europa jenes System des Gleichgewichts, was hernach bey einer jeden Staatengefahr als politischer Grundsatz aufgestellt wurde.

Viele italiänische Staaten waren zu der Zeit entweder aus Noth oder Parthengeist an fremde Regierungen gebunden; die klügern aber wollten Unabhängigkeit. Machiavel versuchte es in seinen Schriften, die Venetianer durch umsichtliche Klugheit, die Päbste durch Bannstrahlen, und selbst der ruchlose Cäsar Borgia durch Gift und Gewalt Italien zu befreyen: allein die auswärtigen Fürsten hatten ihre Macht schon zu tief gegründet, und unter den Staaten selbst war zu wenig Einigkeit, als daß dieser edle Anschlag zu Stande kommen konnte. Die Verfassung Italiens war zu frühe durch fremde Einflüsse gebildet, und fremde Hülfe erhalten. Auch nach den schönsten Bestrebungen um Freyheit und Unabhängigkeit blieb dem Italiäner zuletzt nichts übrig, als der Dolch und die Intrigue.

Desto größer und edler zeigte er sich aber in Gewerben und Künsten. Venedig, Genua, Florenz, Lucca, Pisa und andere Handlungsplätze trieben bald das Verkehr in der ganzen bekannten Welt. Die Anpflanzungen der Getraide und edler Früchte, die Bear-

beitung der Seide und Metalle, die Verschönerungen der Geräthschaften und Wohnungen mußte man in Italien lernen. Da waren Gelder in den öffentlichen Schatzkammern, Wohlstand in den Familien, Pracht in den Häusern und Straßen, Fülle in den Waarenlagern und Magazinen, Schiffe und Verkehr in den Häfen. Man darf nur die noch üblichen Benennungen vieler kostbaren Fabrikate und der in Handlungshäusern üblichen Formen bedenken, und sie beurkunden, daß in Italien die Industrie und der Handel seine Wiege fand.

In gleichem Wachsthume, ja von dem Handel und der Religion gehoben, blüheten die Künste und Wissenschaften. Vier berühmte Künstlerschulen, die römische, florentinische, lombardische und venetianische, eiferten miteinander, die Tempel der Religion, die Palläste der Fürsten, die Rathhäuser der Republiken, und die Plätze der Städte zu schmücken. Da sprach ein Geist der Schönheit und des Wunderbaren aus allen Altären der Kirchen, Sälen der Großen und Schauplätzen des Volks. Bald wurde der heilige ernsthafte Chorgesang zuerst in mannichfaltigere Melodien, dann profane Opern dem gebildeten Ohre lieblicher gesetzt. Die Dichter faßten endlich in gebundener Sprache alle das Schöne und Erhabene zusammen. Sie malten in Versen, und sangen in Stanzen.

Auch die Philosophie und ernsteren Wissenschaften wurden nicht vernachläßigt. Universitäten und Schulen, Akademien und Privatgesellschaften eiferten um die Wette, göttliche und natürliche, alte und neue, heilige und profane Künste zu studieren. Da wurde der Maler bewundert, der Dichter gekrönt, der Arzt beschenkt, der Rechtsgelehrte um Rath gefragt, der Staatsmann berufen, der Held vergöttert. Der Gelehrte und Künstler

war Gesellschafter der Fürsten, Rathgeber der Regierungen, Lehrer der Jugend. Die Großen ehrten ihn, die Reichen beschenkten ihn, und das gemeine Volk sang seine Lieder und Gedichte.

So bildete sich unter einem heitern fröhlichen Himmel, auf den Küsten des mittelländischen Meeres, und zwischen den duftenden Citronen- und Pomeranzenwäldern jenes sonderbare Volk, was mit Republiken und Fürstenthümern, mit Künsten und Wissenschaften, mit heiligen Zeremonien und Maskeraden, mit tiefen Leidenschaften und fröhlichen Festen den alten Griechen gleich kam, und dem neuern Europa als Vorbild diente. Man darf nur die Namen eines Raphael und Angelo, eines Ariosto und Tasso, eines Machiavel und Guicciardini, eines Pescara und Colonna nennen, und man weiß, welch ein Geist das schöne Italien belebt habe.

Als nach der Hand die Uebermacht und der Einfluß fremder Regierungen immer stärker wurde, verlohr sich nicht diese große Seite der Nation. Selbst unter der Gewalt auswärtiger Staaten blieb der Italiäner noch Meister der Künste, Muster der Klugheit. Jeder Fremde reiset jetzt noch gerne in jenes Paradies, wo die Citronen blühen, und die Denkmäler aller Künste glänzen.

Gallien, oder das Frankenreich.

Nicht so tief im Gemüthe, als die italiänische, aber eben so regsam zeichnete sich die französische Nation schon von den alten Galliern her durch eine schnell zu erweckende Energie, durch eine beym Angriffe entscheidend wirkende Tapferkeit, und endlich durch einen gewissen Nationalstolz aus, welcher sich durch alle

Perioden seiner Geschichte nicht verläugnet hat. Ein Regent oder Feldherr, welcher dies Charakteristische der Nation zu benutzen wußte, konnte sie zu großen Unternehmungen führen.

Dieser natürlichen Anlage ohngeachtet, würde auch Frankreich die Gefahren der übrigen Reiche auszuhalten gehabt haben, ja mehrmalen stund es auf dem Punkte, gänzlich überwältigt zu werden, wenn nicht zu dem eigenen Charakter der Nation noch das Eigene seiner Verfassung und politischen Lage hinzugekommen wäre, wodurch seine Macht und Größe erhalten wurde.

Frankreich hatte ursprünglich eine Verfassung, welche allen europäischen Staaten eigen war, die von deutschen Völkern gegründet wurden. Nach der glänzenden Regierung Karls des Großen artete sie, wie in den übrigen Reichen, so auch hier, in die finstere Feudalanarchie aus. Die Könige verlohren ihre Gewalt, das Volk seine Freyheiten und Rechte, und die großen geistlichen oder weltlichen Vasallen theilten alle Macht im Staate.

Indessen hatte dieses Reich den Vortheil vor allen andern, daß auf der einen Seite das monarchische Ansehen seiner Regenten wieder empor stieg, auf der andern das gemeine Volk oder der sogenannte dritte Stand (tiers état) seinen Einfluß auf die Staatsverfassung erhielt. Zu dieser frühern Entwickelung einer kräftigern Regierung trugen folgende Umstände bey.

Erstens blieb nach den Karolingern in diesem Reiche eine anhaltende Succession der regierenden Familie auf dem Throne, welches in andern Staaten nicht der Fall war. Die großen Vasallen und Häuser der Nation wurden dadurch verdunkelt und in Schranken gehalten; das Volk an eine herrschende Dynastie gewöhnt, und die Regierungsmaximen vom Vater auf den Sohn fort-

geerbt. Diese regierende Familie vergrößerte allmählig ihr Ansehen und ihre Macht, und die Erbfolge wurde ein Fundamentalgesetz in der französischen Staatsverfassung.

Zweytens erhielt in Frankreich die regierende Familie bald dadurch einen großen Zuwachs ihrer Macht, daß viele große und kleinere Häuser ausstarben, und deren Lehen und Güter mit der Krone vereinigt wurden. Das Capetingische Haus besaß schon Paris, die Hauptstadt des Königreichs, Isle de France, und andere große Ländereyen. Bald hernach erhielt es noch durch Heyrathen, Erbe oder Gewalt, Anjou, Main, das Delphinat, Bretagne, das Languedoc und fast die ganze Normandie. Kein Herzog oder Graf konnte sich mit ihm an Hausmacht messen, ohne die Gewalt, welche die königliche Würde schon von selbst giebt, in Anschlag zu bringen.

Drittens trugen die Kriege, welche Frankreich anhaltend mit Englaud führen mußte, so zerstörend sie auch waren, mehr dazu bey, die Macht der Könige und Nation zu erheben, als selbe niederzuschlagen. Der Haß der Nation gegen diese Insel vereinigte alle Partheyen im Innern; das Volk wurde kriegerisch und an Disciplin gewöhnt, und der König war sicher, mit Gut und Blut unterstützt zu werden, wenn es nur gegen die Engländer gieng. Unter Karl VI. war Frankreich fast schon erobert, und dieser üppige König gewiß der Mann nicht, welcher den Engländern die Spitze bieten konnte; allein ein einziges fanatisches Mädchen schien genug, den Geist der Nation wieder zu erwecken, und die brittischen Heinriche aus Frankreich zu treiben.

Die englischen Kriege erhoben aber auch dadurch die Macht der französischen Könige, daß sie eine beständige Armee und beständige Abgaben in

Frankreich in Uebung bringen konnten, was zu der Zeit noch keinem andern Fürsten geglückt war. Sie hatten jetzt nicht nöthig, erst die Gunst ihrer Vasallen zu erbetteln, oder das Volk zu einer Steuer zu bereden, wenn sie etwas unternehmen wollten. Bey der Eröffnung eines jeden Feldzuges, stand ihnen sogleich eine marschfertige Armee zu Gebot, welche unbedingt die Befehle des Königs vollzog, und mit Enthusiasmus gegen die Feinde des Vaterlandes marschirte. Auch konnten die Könige so folgsame und an beständige Kriege gewöhnte Truppen leichter üben, und zu einem regelmäßigen Dienste abrichten.

Durch diese glücklichen Ereignisse hatte die Gewalt der französischen Könige zwar sehr zugenommen, allein die Feudalverfassung war noch zu stark gewurzelt, und die Vasallen noch zu mächtig, um unumschränkt handeln zu können. Bey einem jeden wichtigen Vorfalle mußte deren Einwilligung erworben werden, und mehrere bürgerliche Kriege zeigten noch immer die Ohnmacht des Thrones. Die Könige versuchten es daher, sich unter dem gemeinen Volke ein Gewicht zu verschaffen, womit sie die Gewalt der Vasallen balanziren konnten; und darin verfuhren sie mit aller Klugheit und Vorsicht. Sie gaben zuerst den Städten in ihrem Gebiete die Freyheiten wieder; erhoben das Volk aus der drückenden Sklaverey, und brachten es endlich dahin, daß auch die Gemeinen unter dem Namen des dritten Standes zur allgemeinen Reichsversammlung zugelassen wurden. Kein Minister hat darin mehr gewirkt, als der berühmte Abt Suger. Ihm verdankten die französischen Regenten ihre Macht, das französische Volk seine Freyheit.

Mit der Erhebung des dritten Standes verbesserte sich auch die Justizverwaltung. Die Könige errichteten

zuerst in ihren eigenen Ländern ordentliche Gerichtsstellen; und Ludwig IX. war der Gesetzgeber der Nation. Seine Etablissements wurden bald das allgemeine Gesetzbuch; ein ordentlicher Rechtsgang im ganzen Reiche eingeführt, und an die Stelle der barbarischen Zweykämpfe traten die Urtheilssprüche der Parlamente. So gewann Frankreich allbereits jenen monarchischen Charakter, welcher es vor allen andern Staaten auszeichnet, und welchen Ludwig XI. und der Kardinal Richelieu bis zur Despotie treiben konnten.

Dieses Eigene der Verfassung wirkte auch auf den Nationalgeist der Franzosen. Man müßte gar keine Kenntniß der französischen Sitten und Denkungsart haben, wenn man diesem Volke Freyheitsgeist und Aufklärung absprechen wollte. Im Gegentheile zeigt seine Geschichte und wissenschaftlicher Zustand, daß es in seinen revolutionären Stürmen nur zu heftig, und in seinen religiösen Meinungen nur zu frey sey. Eine Nation, die einen Marcell und Suger, einen Rez und Sieyes, einen Voltäre und Rainal bewunderte und hervorbrachte, kann ohnmöglich für sklavisch und dumm gehalten werden; aber im Ganzen genommen geht das französische Vol" leicht von einem Extrem zum andern über. Seine Geschichte ist der sonderbarste Wechsel von Aberglauben und Unglauben, von Freyheit und Sklaverey, von liebenswürdiger Menschlichkeit und blutiger Grausamkeit. Man wird daher finden, daß die Franzosen, obwohl sie in religiösen und politischen Meinungen eine große Liberalität behaupteten, sie am Ende doch allezeit wieder zur monarchischen Regierungsform und der katholischen Religion zurückkehren.

Während dem ganzen mittlern Zeitalter hat die französische Kirche ihre Freyheiten gegen den päbstlichen

Stuhl geltend gemacht, und sogar der fromme und heilige Ludwig den Pabst durch ein Concordat beschränkt; allein auf der andern Seite wurden die Waldenser verfolgt, die Anmaßungen der Päbste gegen die deutschen Kaiser unterstützt, und Ersteren sogar ein Zufluchtsort im französischen Gebiete verstattet.

Zur Zeit der Reformation bekamen die Hugonotten einen mächtigen Anhang in Frankreich, und sie waren sogar die Vertheidiger der Monarchie gegen die Liguisten. Allein bald wurden sie wieder unterdrückt, und selbst ihr strenger und mächtiger Verehrer Sully rieth seinem Könige Heinrich IV., ein Papiste zu werden. Das Königreich Frankreich, sagte dieser große Monarch, ist doch eine Messe werth. Er nahm die katholische Religion an, und die Verwüstungen des bürgerlichen Krieges hörten auf.

In unsern Zeiten ist die römische Kirche zugleich von den Protestanten und Philosophen in Frankreich bestürmt worden. Auf der einen Seite wurde unter dem Namen der Theophilanthropen eine neue Religion versucht; auf der andern die Vernunft selbst, als eine Göttin in den Tempeln aufgestellt; allein beydes war von keiner langen Dauer. Der erstere Gottesdienst wurde von dem aufgeklärteren Theile der Nation mit zu wenig Eifer betrieben; und der letztere war ein Abscheu des gemeinen Volkes. Die Nation schwankte zwischen den unsichern oder grellen Meinungen, bis der erste Konsul es für nöthig fand, ein neues Concordat zu verkündigen, das mit einer philosophischen Toleranz, dem Staate eine Religion geben sollte.

Wie sich die französische Nation in religiösen Dingen immer einer sinnlichen Hierarchie nähert, so hat sie in politischen eine Tendenz zur Monarchie. Schon während

den mittlern Zeiten wurden mehrere Versuche gemacht, den Geist des gemeinen Volkes zu erheben, und die Aristokratie der Vasallen, oder die Monarchie der Könige einzuschränken. Der Abt Suger gab dem dritten Stande seine Rechte wieder, und schuf die Gemeinden; und unter Johann wagte es der Prevôt des Marchands, Stephan Marcel, eine republikanische Regierungsform in Frankreich einzuführen. Zur Zeit der Ligue und Fronde wurden ähnliche Versuche gemacht; allein die Monarchie behauptete immer wieder am Ende ihr Ansehen, und anstatt die Freyheit zu gründen, wurde sie nach solchen Auftritten desto mehr beschränkt. Nach den republikanischen Anstalten des Stephan Marcel regierte Karl V. welcher die Bastille erbauen ließ; nach den Auftritten der Ligue und Fronde brachten Richelieu und Mazarin die Nation um alle Freyheiten, und in unsern Tagen haben Mirabeau und Sieyes, die Vertheidiger des dritten Standes, doch immer behauptet, daß Frankreich nur unter einer Monarchie frey und glücklich seyn könnte.

In keiner Zeit erscheint aber der französische Charakter größer und liebenswürdiger, als wenn nach einer zerstörenden Anarchie wieder die alte Ordnung eintritt. Da paaren sich die sonst miteinander unverträglichen Eigenschaften unter diesem Volke, zarte Empfindlichkeit mit Heldenmuth, Witz mit Vernunft, leichter Scherz mit strenger Tugend. Mit der größten Bereitwilligkeit geht da der Franzose von einem Balle auf das Schlachtfeld, von dem Theater in die Rathsversammlungen, von dem lustigen Spiele zum ernsten Hauswesen. Ein Franzose könnte alsdann das auf seine Nation anwenden, was Perikles von den Atheniensern sagt:

„Den größten Theil unsers jetzigen Wohlstandes, haben wir selbst, da wir jetzt zu dem schönsten Lebensalter gediehen sind, herbeygeschafft; und unser Reich mit allen Dingen, welche sowohl im Kriege als im Frieden nöthig sind, reichlich versehen und verziert. Es ist wohl überflüssig, hier die herrlichen Thaten und Anstalten, wodurch dies alles geschehen ist, und wie sowohl unsere Väter als wir selbst die Anfälle unserer Feinde tapfer zurückgeschlagen haben, umständlich anzuführen. Ich werde hier nur vorläufig erklären, durch was für Künste wir auf diese Stufe des Wohlstandes gestiegen, und durch was für eine Staatsverfassung und Einrichtung er vermehrt worden sey."

„Wir genießen einer solchen Regierungsform, daß wir nicht nur die Gesetze anderer Staaten nachzuahmen nicht nöthig haben, sondern vielmehr darin einigen zum Muster dienen. Man nennt sie eine Republik, weil sie nicht zum Vortheile einiger Wenigen, sondern zum allgemeinen Besten verwaltet wird. Denn alle Bürger genießen nach unsern Gesetzen in ihren Streitigkeiten eines gleichen Rechts; und ein jeder wird, je nachdem er in diesem oder jenem Fache sich auszeichnet, in Würde den andern vorgezogen, so daß nicht sowohl auf den Stand als auf Verdienste Rücksicht genommen wird; es wird auch keiner, wenn er nur in irgend einer Sache dem gemeinen Wesen nützlich seyn kann, wegen Armuth oder geringer Herkunft, zurückgesetzt. Uebrigens ist unsere Republik mit Freysinn und Fröhlichkeit verwaltet. Wir tadeln im gewöhnlichen Gange der Geschäfte weder aus Argwohn einander, noch schneiden wir bey unangenehmen Vorfällen saure Gesichter; obwohl wir aber Privathändel unter uns ohne Bitterkeit abthun, so verletzen wir doch aus Furcht niemals diejenigen Sachen,

so auf das allgemeine Wesen Bezug haben. Wir sind jederzeit den Obrigkeiten und den Gesetzen, welche zum Schutze der beleidigten Menschen gegeben sind, sie mögen geschrieben seyn oder nicht, treu und gehorsam."

„Wir haben auch zur Untermischung unserer ernstern Arbeiten und Geschäfte häufige Vergnügen und Lustbarkeiten erfunden, indem wir uns mit Kampfspielen und Festen, welche auf unsere Sitten und Institute passen, die Zeit vertreiben, und in einem niedlichen Anzug und Hausrath erscheinen, dessen täglicher Reiz die Trübsale verjagt. Zur Verherrlichung unserer Stadt werden alle Gegenstände des Lebensgenusses aus allen Theilen der Welt herbeygetragen; so daß wir nicht nur unsere eigenen Güter, sondern auch jene anderer Völker fröhlich und freundschaftlich genießen können."

„Nichts destoweniger sind wir im Kriege doch allen unsern Feinden überlegen. Obschon andere Völker gleich von der zartesten Jugend an durch eine mühsame Uebung zur Kriegszucht angehalten werden; so haben wir, so weichlich wir auch leben, doch mit eben der Standhaftigkeit den Gefahren getrotzt. Ein klarer Beweis davon ist, daß andere Völker nicht für sich allein, sondern mit einer großen Menge von Hülfstruppen unser Gebiet angefallen, wir aber ohne fremde Hülfe und auf fremdem Boden streitend, doch größtentheils den Sieg davongetragen haben. Obwohl wir also mehr aus Muße als durch Uebung, mehr durch eine großmüthige Denkungsart als durch scharfe Gesetze uns den Gefahren unterwerfen: so geschieht es doch immer, daß wir sowohl durch künftige Strapazen nicht abgeschreckt, als in Ertragung der wirklichen so muthig sind, als wenn wir uns beständig darin geübt hätten. Daher kömmt es dann auch, daß unser Reich sowohl in diesen, als andern

Dingen bewunderungswürdig ist. Denn wir befleißen uns zwar der Zierde und des Putzes, aber mit Anstand und ohne Weichlichkeit. Wir philosophiren und disputiren zwar, aber ohne die ernsten Geschäfte darüber zu versäumen. Wir bedienen uns der Reichthümer mehr zum Lebensgenusse als aus Großsprecherey; auch ist es bey uns einem keine Schande, seine Armuth einzugestehen, sondern selbe nicht zu vermeiden suchen. Die nämlichen Menschen sind zugleich für ihres und das allgemeine Beste besorgt, so daß wir sogar unter den geringsten Handwerkern Leute haben, welche zur Staatsverwaltung geschickt sind. Auch darin haben wir vor andern Völkern den Vorzug, daß wir zu gleicher Zeit am meisten wagen, was wir aber wagen oder unternehmen, zuvor sehr überlegen; diejenigen sind aber gewiß für die tapfersten zu halten, welche sowohl das Gute als Ueble vorhersehen, sich aber nicht dadurch von Gefahren abschrecken lassen. Auch in der Wohlthätigkeit unterscheiden wir uns von Andern; denn wir suchen nicht durch empfangene, sondern geleistete Wohlthaten unsere Freunde zu verbinden. Wir helfen jedem nicht nach Maaßgabe unsers Vermögens, sondern unsers guten Herzens. Daß ich es kurz sage, unsere Republik ist die Lehrmeisterin von ganz Europa. Die nämlichen Menschen sind bey uns zu verschiedenen Künsten und Geschäften und mit der größten Annehmlichkeit und Artigkeit geschickt. Davon brauche ich keinen andern Beweis anzuführen, als jene Größe, worauf Frankreich sich geschwungen hat. Wir haben keinen Homer oder irgend einen andern Dichter nöthig, welcher unsere Thaten in schönen Versen besänge, aber die Wahrheit verletze, indem wir uns selbst sowohl zu Wasser als zu Lande, sowohl durch die Schläge, welche wir unsern Feinden, als durch die Wohlthaten,

welche wir unsern Freunden zutheilten, ewige Denkmäler errichtet haben."

Drey Epochen finden wir in der französischen Geschichte, welche diesen schönen Charakter besonders an Tag legen. Die Zeiten von Philipp August bis auf Ludwig IX.; jene von Karl VIII. bis auf Franz I.; und die von Heinrich IV. bis auf Ludwig XIV. Im alten Rittergeiste, ohne Furcht und ohne Tadel, stunden da Frankreichs Helden um den Thron ihrer Könige, welche sie selbst zu großen Thaten anführen, indessen Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften, Schauspiele und Galanterien das Reich verschönern. Die Namen der du Gueselin und la Hyre, der Montmorency und Gaston, der Bayard und la Tremouille, der Conde und Turenne, der de l'Hospital und Sülly, der Corneille und Racine, der le Brun und Sueur haben den französischen Charakter dem griechischen Ideale nahe gebracht, Schönheit mit Tugend gepaart.

Brittanien, oder das Ängelland.

Den Franzosen gegenüber stehen die Angeln oder Ängländer. Nicht nur im Kriege waren England und Frankreich anhaltend getrennt; sondern selbst der Nationalcharakter beyder Nationen scheint auf ganz entgegengesetzte Richtungen zu gehen. Die französische Nation ist munter und witzig, die englische ernsthaft und nachdenkend; die französische Regierung neigt sich zur Monarchie, die englische zur Republik; die Franzosen lieben einen sinnlichen, gefälligen, die Engländer einen ernsten Gottesdienst; Frankreich gebietet zu Land, England zur See.

Schon bey der ersten Bildung des englischen Nationalcharakters hatten zwey Umstände einen großen Einfluß, welche bey den übrigen europäischen Nationen entweder gar nicht, oder doch nicht so wirksam eintraten. Das englische Volk ließ sich auf einer Insel nieder, und erhielt die ersten Grundzüge zu seiner Verfassung von Freyheit liebenden Regenten. Der große Alfred wird ewig in den Jahrbüchern der englischen Geschichte als ein Wohlthäter und Gesetzgeber seiner Nation verehrt werden. Er gab England jene bestimmte Richtung seines politischen Charakters. Er bildete auf dieser Insel eine freye Verfassung und eine Marine. Die Magna charta, die Habeas corpus-Akte und die Bill of Rhigts sind zwar erst in spätern Zeiten abgefaßt worden: allein die gehörige Abtheilung des Landes und der Nation in Shiren oder Grafschaften, die Wahlen der Stellvertreter, die Versammlung derselben zur Erhaltung der gemeinen Freyheit, und endlich die Gerichte der Geschwornen dankt England seinem Alfred. Eben so sind die Verbesserung der Marine, die Erweiterung des Handels und der Fabriken, die Bank und indische Kompagnien spätere Anstalten; aber Alfred bildete aus den Engländern zuerst jenes See- und Handelsvolk, was die Meere und Inseln beherrschen sollte. Diese zwey ursprünglichen Richtungen, welche der große Regent seiner Nation zu geben wußte, wirkten auf die Zukunft so stark, daß alle bürgerlichen Kriege, welche zwischen den Königen und dem Volke auf dieser Insel geführt wurden, zum Vortheile des leztern ausschlugen, und die Nation, obwohl sie von fremden Eroberern mehrmalen unterdrückt war, doch immer ihre Herrschaft zur See behauptete.

Das ganze mittlere Zeitalter hindurch finden wir anhaltende bürgerliche Kriege in der englischen Geschichte. Bald stritte die Nation mit dem Könige um die Freyheiten, bald ein mächtiges Haus mit dem andern um die Krone. Allein nie wollte es der siegenden Parthey gelingen, die Rechte der Nation unter die Füße zu bringen. Heinrich mußte das Unterhaus gestatten, Johann die Magna charta ausstellen, und die Häuser York und Lankaster ihre Thronbesteigung von dem Parlamente wenigstens bekräftigen lassen. Das Sonderbarste dabey ist, daß sowohl die Könige als die Großen die Freyheiten des Volkes erhoben. Hatten erstere zu weit ihre Gewalt ausdehnen wollen, so schlugen sich letztere auf des Volks Seite; suchten diese eine Aristokratie einzuführen, so beschützten die Könige die Nation.

Durch die Vereinigung der beyden Rosen (von York und Lankaster) unter Heinrich VII. schien die königliche Gewalt schnell zu wachsen; und dieser listige Prinz wußte auch seine Vorrechte beträchtlich zu erweitern. Sein Sohn Heinrich VIII. herrschte beynahe schon unumschränkt: allein da er seiner geliebten Anna von Boulen zu Lieb die protestantische Religion einführte, legte er von neuem den Grund zur Freyheit des Volks. Der fanatische Eifer der Protestanten gegen das Haus Stuart, welches bald den Thron bestieg, bewirkte jene fürchterliche Revolution, welche Karl I. auf das Blutgerüste brachte, und endlich durch Einführung einer fremden regierenden Linie die jetzige Konstitution befestigte. So wurde das Volk durch eine Kammer der Gemeinen im Unterhause, und eine Kammer der Lords im Oberhause zur Gesetzgebung repräsentirt. Der König erhielt die vollstreckende Gewalt, und jeder wird von seines Gleichen gerichtet.

Der anhaltende politische Kampf gewöhnte die Engländer an eine freye, ernsthafte Denkungsart. Ein Volk, was seine Regenten so oft gedemüthigt, und seine Großen stets auf dem Blutgerüste sieht, wird leicht mit Trauerspielen bekannt, und in Staatshändeln geübt. Sein Geist bekömmt sowohl in politischen als religiösen Dingen jene ernsthafte Richtung, wodurch er alles untersucht, prüft und eigne Meinungen faßt. Er gestattet daher wohl in dem öffentlichen Kultus eine gewisse Unterordnung und äußere Gebräuche; aber für sich unterwirft er sich keinem Bekenntnisse, was er nicht selbst durch eigene Ueberzeugung für gut befunden hat. Diese ernsthafte Denkungsart erstreckt sich auch auf andere Gegenstände des bürgerlichen Lebens. In allem sucht der Engländer mehr Nützlichkeit als Zierde, mehr Brauchbarkeit als Luxus, und seine Dichter und Künstler zeigen in ihren Werken mehr Genie als Geschmack. Daher erreichten auch seine wirthschaftlichen Anstalten bald eine hohe Vollkommenheit. Der Ackerbau, die Fabriken und der Handel stiegen auf eine Höhe, welcher keiner der übrigen europäischen Staaten beykommen konnte.

Dieser Geist der Betriebsamkeit wurde durch die Marine noch erhoben und unterstützt. Während dem mittlern Zeitalter war die englische Seemacht, wie jene aller europäischen Völker, eben nicht gar weit ausgebreitet. Im Gegentheile haben die Italiäner und Portugiesen die Meere benutzt, und die Inseln beherrscht. Allein die Kriege, welche England immer mit den Franzosen zu fechten hatte, machten die Verbesserung der Marine nothwendig. Die Truppen mußten übergeschifft, die Lebensmittel herbeygeschafft, und die Kommunikation mit dem festen Lande unterhalten werden. Da wurden

Admiräle und Matrosen gebildet, große Schiffe gebaut, und neue Seehäfen angelegt.

Die wahre Größe der englischen Seemacht, und ihres Handels datirt sich aber von der Entdeckung der beyden Indien. Hier hatte die große Insel, mit ihren Seeleuten und Schiffen, das weiteste Feld, ihren ursprünglichen Charakter zu entwickeln, und ihre Macht auszubreiten. Die Engländer fuhren jetzt auf allen Meeren und Inseln herum, holten dort die Schätze der Völker, hier pflanzten sie Kolonien an. Sie errichteten Handlungskompagnien und Wechselbanken, und vermehrten bald ihre Schiffe und Reichthümer so sehr, daß sie darin alle Nationen übertrafen.

Die Engländer gewannen in ihrem Handel jährlich viele Millionen. Ihre ostindische Kompagnie ist ein reicher und großer Staat im Staate. Sie wurde gegen das Ende der Regierung Elisabeths gestiftet, und ihre Charte im Jahre 1599 ausgefertigt. Durch die Vorrechte, welche ihr Jakob I. und Karl II. gestatteten, bekam sie fast die ganze Staatsgewalt in den ostindischen Besitzthümern der Engländer. Sie führte auf ihre eigene Kosten Kriege, rüstete Schiffe aus, und machte bald Eroberungen über ganze Königreiche.

Ihr ursprüngliches Kapital belief sich nicht höher, als auf 369,891 Pf. St. Es hatte sich aber bald verdoppelt; denn im Jahre 1685 hatte sie schon einen Werth von 1,703,422 Pf. beysammen. Eben so verdoppelten sich die Aktien und der Dividend.

Dieser blühende Zustand wurde eine Zeitlang unterbrochen. Unglückliche Kriege, welche sie mit den Holländern und Mogoln führte, und die Konkurrenz einer neuen Kompagnie, welche Wilhelm von Oranien im Jahr 1698 stiftete, setzte ihren Wohlstand herab. Zum

Glücke vereinigten sich beyde im Jahr 1702; und ihre Reichthümer und Vortheile stiegen auffallend wieder. Von dem Jahr 1703 bis auf unsere Zeiten war der Dividend von 5 bis zu 12 bis 14 Procent, und ihr Kapital und Gewinnst ungeheuer.

Die glücklichen Kriege, welche die Engländer mit den Seemächten führten, machten bald alle Völker der Erde von ihrem Handel abhängig. Da sie während denselben sich aller Meere und Inseln bemeisterten, schrieben sie der ganzen Welt Gesetze vor, und machten willkührlich die Preiße von den indischen Waaren.

Um einen so außerordentlichen Handel, besonders im Innern, zu führen, wurde nothwendig auch eine außerordentliche Summe Geldes erfordert. Doktor Price setzte die Summe auf 15 Millionen. Das Geld einer Nation ist aber kein wahres Gut, es ist nur eine goldene Maschine, welche zum leichtern Umlaufe der wahren Güter erfunden ist. Um also die Kosten einer so theuern Handelsmaschine, als das gemünzte Geld ist, zu ersparen, und doch die geschwinde Cirkulation zu erhalten, wurde unter der Regierung Wilhelms von Oranien im Jahre 1694 die königliche Bank errichtet. Da durch die Revolution der Kredit der Regierung nicht gar groß war, so schoß die Bank derselben eine Summe von 1,200,000 Pf. gegen eine Annuität von 100,000 Pf. oder gegen 96,000 Pf. jährlicher Zinsen zu acht Procent, und 4000 für die jährlichen Verwaltungskosten vor. Als zu der Zeit vieles Geld umgemünzt wurde, hielt die Bank es für rathsam, mit der Bezahlung ihrer Zettel einzuhalten; dadurch verminderte sich ihr Kredit. Es wurde ihr daher, um denselben wieder herzustellen, zugelassen, ihrem ursprünglichen Kapitale noch 1,001,171 Pf. zuzufügen: folglich

machte ihr ganzes Kapital eine Summe von 2,201,171 Pf. aus.

Unter der Regierung der Königin Anna liehe und bezahlte die Bank der Schatzkammer 49,000 Pf. Sie hatte also der Regierung jetzt schon 1,600,000 Pf. vorgeschossen. Sie tilgte für 1,775,027 Pf. Schatzkammerscheine. Man gab ihr daher die Erlaubniß, ihr Kapital zu verdoppeln. Dasselbe belief sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf 4,403,343, und was sie der Regierung vorgeschossen hatte, auf 3,375,027 Pf.

Auf diese Art betreibt die königliche Bank nicht nur die Geschäfte einer gemeinen Bank, sondern sie hängt zu gleicher Zeit mit der Staatsverwaltung zusammen. Sie empfängt und bezahlt die meisten Annuitäten, so der Staat seinen Gläubigern schuldig ist; sie macht die Schatzkammerscheine umlaufen; sie schießt der Regierung den Ertrag der Land- und Malztaxen vor, welche sie hernach selbst eintreibt; nebstdem diskontirt sie auch Kaufmannswechsel, und hat in manchen Fällen den Kredit der wichtigsten Handlungshäuser nicht nur in England, sondern auch in Holland und Hamburg erhalten.

Skandinavien, oder das Schwedenreich.

Dort auf den rauhen Inseln des nördlichen Europa leben noch die Kinder germanischer Freyheit und Biederkeit: die Schweden, Dänen und Norweger. Ihr ursprünglicher Charakter war Redlichkeit, Freyheitsliebe und Tapferkeit. Die Gustave und Karle haben sie groß und mächtig gemacht; allein zu ihrer gänzlichen Kraftäußerung wäre nothwendig gewesen, daß sie, wie jetzt die Brittischen Inseln,

durch die Kalmarische Union nur Einen Staat ausgemacht hätten.

In keinem Reiche Europens ist die Nation allgemeiner repräsentirt, als in Schweden; und unter keiner die königliche Gewalt rechtmäßiger begründet, als in Dänemark. Im ersten Reiche besitzt der König die Hoheit, der Reichsrath die Mündigkeit, das Volk Recht und Freyheit, und der Bauernstand hat seine Stellvertreter wie der Bürgerstand. In letzterm hat das Volk selbst seine Souveränität an den König übertragen, so daß er jetzt zugleich sein Regent und Repräsentant ist. Während der ganzen mittlern Zeit stehen diese nordischen Reiche unbezwungen, ja unter großen Regenten sogar gebietend da. Knud unterwarf sich den ganzen Norden; Waldemar alle seine Nachbarn, und in spätern Zeiten waren die Schweden durch Gustav Adolph und die Karle die Gesetzgeber von Europa geworden; allein diese glänzenden Zeitpunkte wurden durch eine innere Zwietracht unterbrochen, welche in diesen Reichen gleichsam eingewurzelt zu seyn schien. Fremde Nationen, denen sie zuvor Gesetze gaben, schrieben bald ihnen dergleichen vor, und die Aristokraten, welche die Freyheit der Nation vertheidigen wollten, wurden Verräther des Vaterlandes. Ein neuer Beweis, daß Nationen durch nichts so sehr geschwächt werden, als durch ihre eigene Uneinigkeit. Auch die Römer waren jederzeit in zwey Partheyen getheilt, wovon eine die andere haßte und verfolgte; allein sobald ein äußerer Feind sich darein mischen oder sie dadurch zu Grunde richten wollte, vergaßen sie alle ihre Zänkereyen und ergriffen gemeinschaftlich gegen ihn die Waffen, um ihn zurückzuschlagen. Bey den Schweden war gerade der umgekehrte Fall. Ein jeder äußere Feind konnte sich unter ihnen einen

sichern Anhang versprechen, sobald er ihren Meinungs- oder Rangkrieg anzufachen wußte. So geschahe es denn auch, daß sie nach und nach von ihrer ursprünglichen Größe herabsanken, und das Spielwerk ihrer mächtigen Nachbarn wurden.

Germanien, oder das deutsche Reich.

Wie der straßburger Münster sich aus der ungeheuern Masse von Schnörkeln und Fratzen, von Thier- und Menschengestalten, von geistlichen und weltlichen Bildern, auf dünnen leichten Säulen zu den Wolken erhebt, so stund mitten unter den europäischen Nationen das deutsche Reich. Es war anfänglich die Mutter und Gesetzgeberin aller christlichen Völker; lange blieb es durch das Kaiserthum die erste Macht in Würde; endlich wurde es ein Raub seiner eignen Kinder.

Ein deutscher Patriot kann die Geschichte seines Vaterlandes nicht lesen, ohne aufgebracht zu werden: wie da die Häupter seiner Nation das allgemeine Interesse ihrem eignen untergeordnet, die reichsten und schönsten Provinzen verschläudert, und das Volk in eine so unheilbare Zwietracht und Charakterlosigkeit versetzt haben, daß wir jetzt keine Deutsche mehr finden, und die Oesterreicher und Brandenburger, die Sachsen und Bayern, die Katholiken und Protestanten einander mehr hassen und verfolgen, als die Hunnen und Türken. Aber dieß war ein fast ursprüngliches Verderben in dem Charakter der Deutschen. Schon zu den Zeiten der alten Römer wußte ein heimtückischer Tiber die deutsche Nation durch innere Zwietracht mehr zu schwächen und zu Grunde zu richten, als ein edler Drusus oder Germanikus durch ihre Tapferkeit und ihre Siege. Wenn

nur Einzelne fechten, sagt Tacitus, werden Alle leicht überwunden seyn [34]. Ueber sechzigtausend Deutsche sind nicht durch unsere Waffen, sondern, was desto herrlicher ist, durch ihre eigne Zwietracht gefallen. Bleibe doch immer unter ihnen dieser wechselseitige Haß ihrer selbst; da wir bey unsern schlüpfrigen Reichsangelegenheiten nichts sehnlicher zu wünschen haben, als diese Zwietracht unserer Feinde [35].

Auch nachdem die Römer besiegt waren, und die fränkischen Könige schon die deutsche Nation zur herrschenden gemacht hatten, dauerte diese Uneinigkeit, wie Gregor von Tours bemerkt, noch fort. Der große Geist Karls wußte zwar das allgemeine Band fester zu knüpfen: allein kaum fühlten die zusammengedrängten Theile unter seinem schwachen Nachfolger Ludwig dem Frommen die Unzuverläßigkeit ihres Hauptes, als sogleich wieder die Zügellosigkeit Spielraum gewann, und das allgemeine Beste Privatvortheilen aufgeopfert wurde [36].

Während dem ganzen mittlern Zeitalter steht die deutsche Nation durch ihre Tapferkeit und Redlichkeit gegen ihre Nachbarn noch immer groß und gefürchtet da. Sie bändigt die Italiäner und Normänner, die

34 Dum singuli pugnant, vincuntur universi. Tac. agricol.

35 Super LX millia non armis telisque romanis, sed quod magnificentius est, oblectatione oculisque ceciderunt. Maneat, quaeso, duretque gentibus (germanis) si non amor nostri, at certe odium sui; quando urgentibus imperii fatis nihil jam praestare fortuna magis potest, quam hostium discordiam. Tac. mor. germ.

36 Hinc libertates, hic publica in proprios usus distribuere suasit. Quod quisque petebat, ut fieret, suasit, rempuplicam penitus annullavit; sagt Nithard von Adelard.

Polen und Ungarn, die Wenden und Slaven, und ihre Könige werden als die ersten Fürsten der Christenheit angesehen; allein im Innern ist sie zerrüttet und getheilt, ohne Gesetze und Ordnung, ohne Gemeingeist und gemeinschaftlichen Frieden. Ihre Kaiser, welche sich die Nachfolger der Cäsarn und die obersten Lehnherrn der Nationen dünkten, mußten vor schwachen Priestern auf den Knieen rutschen, und ihre Herzoge und Reichsbeamten um Frieden und Unterstützung bitten.

Das lange anarchische Interregnum brach endlich die deutsche Kraft von Innen und von Außen. Die Kaiser mußten ihren Vasallen und Beamten die völlige Landeshoheit gestatten, und durften nicht einmal das große Unternehmen eines Mainzer Bürgers unterstützen, welcher durch die mächtigen Bündnisse der Städte die Nation über die aristokratische Feudalregierung erheben wollte. Wenn auch der eben so tapfere als kluge Rudolph von Habsburg diese patriotischen Bestrebungen beförderte, und den Grund zu einem Unterhause in Deutschland legen wollte; so zerstörte der bloß für die Größe seines Hauses bedachte Karl IV. diese Anstalten wieder durch eine goldene Bulle.

Die Reformation sollte Aufklärung und Freyheit unter der deutschen Nation zugleich befördern, und die dadurch veranlaßten Religionskriege zeigten offenbar, welch eine Energie und Festigkeit noch im deutschen Charakter verborgen liege zu einer Zeit, da die übrigen Nationen schon entnervt und an folgsame Knechtschaft gewöhnt waren: allein nun hat dieser unselige Religionszwist mehr dazu beygetragen, die Nation zu schwächen, als sie über ihre wahren Interessen aufzuklären und zu vereinigen. Die Katholiken ließen sich aus fanatischem Eifer von dem listigen Hofe Spaniens

gängeln, indessen die Protestanten das deutsche Blut und Gut und die wichtigsten Grenzprovinzen an auswärtige Höfe verkauften. Möge doch einmal, sagte zu der Zeit ein großer Schriftsteller [37], der elende Religionsvorwand zum Schweigen gebracht werden! Es ist jetzt nicht sowohl um Religionen, als Regionen und Länder zu thun. Du magst also der katholischen oder protestantischen Kirche zugethan seyn, so bist du zuvor ein Deutscher, dessen Vorfahren lieber den Tod als fremde Herrschaft ertragen haben. Und in der That hat die deutsche Nation die Meinung einiger ihrer Theologen theuer bezahlen müssen. Für die Rechthaberey dieser Schuldespoten hat sie fremde Mächte als Gesetzgeber erhalten; und für den Gewinnst einiger unbedeutenden Theses hat das Reich ganze Provinzen abtreten müssen.

Wenn man die Geschichte Deutschlands, besonders während dem großen Interregnum liest, so wird man sich wundern, daß noch ein deutsches Reich bestehen konnte. Allein das ist eben der sonderbare Kontrast im Charakter der Deutschen, daß sie mit einem starken Hange nach Unabhängigkeit zugleich eine große Beharrlichkeit und Ehrfurcht gegen einmal angenommene Formen und Gesetze haben. Neben einer fast souverän gewordenen Gewalt seiner Stände erhielt sich immer ein Reichstag und ein Reichsgericht, und über seine Fürsten, welche sich den Königen gleich achteten, ein allgemein anerkannter Kaiser.

Schon nach der Theilung des großen fränkischen Reichs fängt die Geschichte der Deutschen an, sich in diesen Charakterzügen von jenen anderer christlichen Staaten zu unterscheiden. Das Volk hielt sich zwar

37 Hippolitus a Lapide de ratione status.

immer noch, wie zuvor, so lange an einen Fürstenstamm, als er zur Krone tüchtige Prinzen lieferte; allein die Wahl seiner Regenten blieb ein Grundgesetz. Als nach der Hand die großen Volksversammlungen beschwerlicher wurden, überließ man das Recht, den deutschen König zu wählen, den vornehmsten Bischöffen und Herzogen; diese nannten sich bald vorzugsweise die Wahl- oder Kurfürsten, und ließen sich ihre Vorrechte durch die goldene Bulle bestätigen.

Durch diese Eigenheiten der deutschen Verfassung mußte eben so die Gewalt der Regenten sinken, als jene der Fürsten und Vasallen sich erhob. Ein jeder, welcher den Thron erhalten wollte, mußte den Großen schmeicheln, sie bestechen und beschenken, und da die gewählten Könige die weltlichen Vasallen immer noch zu fürchten hatten, bereicherten und erhoben sie die Geistlichen.

Die Kaiserkrone, welche Otto der Große vorzüglich mit der deutschen verband, war mehr ein Mittel, die Kraft Deutschlands zu untergraben, als ihr empor zu helfen. Durch diesen eitlen Schmuck geziert, sahen sich die deutschen Könige als die Nachfolger der alten Cäsarn an; aber indessen sie die Oberherren der Christenheit werden wollten, waren es schon die Päbste. Durch Hülfe der Anarchie hatte Gregorius VII. den Kaiser Heinrich IV. unter seine Füße gebracht, und Calixt II. Heinrichen V. ein Konkordat abgedrungen, vermöge welchem er auf die Investitur durch Ring und Stab verzichten, und die freye Wahl der Bischöffe zugestehen mußte.

Was das Ansehen der deutschen Kaiser und den Einfluß des Volkes noch mehr schwächte, war der daher entstandene Streit zwischen den Welfen und Gibellinen

(Waiblinger), oder der päbstlichen und kaiserlichen Parthey. Heinrich der Löwe, Herzog in Sachsen, und als Welfe das Haupt der Welfen, wurde von Kaiser Friedrich I. in die Acht erklärt, und der größte Theil seines Herzogthums unter kleine fürstliche Häuser und die nordischen Bischöffe vertheilt; als in diesem Streite nachher der letzte Zweig des schwäbischen oder Hohenstaufischen Stammes, Konradin, zu Neapel durch die päbstliche Parthey hingerichtet war, verfielen auch die großen Herzogthümer in Schwaben, Franken und Bayern. Das Reichsgebiet und Gewalt kam dadurch in die Hände einer Menge von Fürsten, Bischöffen, Aebten, Grafen und Rittern, welchen schon Kaiser Friedrich II. die völlige Landeshoheit in ihren Ländern zugestanden hatte.

Die Verwirrung und das Faustrecht, was dadurch während dem sogenannten langen Interregnum, Deutschland verwüstete und drückte, veranlaßte sowohl die Kaiser als das gemeine Volk, gemeinschaftliche Sache zu machen, um eine gemäßigtere Regierung im Reiche einzuführen. Im Jahr 1254. schlossen die rheinischen Städte einen Bund gegen alle Bedrückungen der Vasallen und Fehden; die Kaiser unterstützten diese Unternehmung, und gaben den Städten neue Freyheiten und Privilegien. So bildete sich endlich, wie in den übrigen christlichen Staaten ein Reichstag aus drey Kollegien, nämlich der Kurfürsten, Fürsten und Städte bestehend, und unter Leitung Bertolds, Kurfürsten von Mainz, auch ein oberstes Reichsgericht und Reichsregiment.

Die Wirkungen dieser heisamen Einrichtungen wurden bald allgemein gefühlt, und wenn sich in der Geschichte der Deutschen je eine Epoche findet, wo nicht einzelne Regierungen oder Fürsten, sondern die ganze

Nation sich groß gezeigt hat, so war es die von Errichtung des Städtebundes bis auf die Reformation. Die deutschen und niederländischen Städte fiengen an, mit jenen von Italien in Gewerben, Handel, Künsten und Wissenschaften zu eifern. Die Fürsten wollten in Kultur hinter den Städten nicht zurückbleiben. Eine allgemeine Freyheitsliebe durchdrang die Nation, ohne den Gemeingeist und die Einheit der Regierung zu schwächen. Das Reich war in Kreise abgetheilt, welche ihre eigne Polizey handhabten, und der geringste Reichsbürger fand auch gegen die mächtigsten Fürsten Schutz bey den Reichsgerichten. Das Faustrecht und die Fehden hörten auf, und die Nationalmacht wurde gegen auswärtige Feinde oder die Türken gelenkt. Es waren die Zeiten, wo die ächtdeutschen Namen der Diether und Bertolde, der Frunsberg und Sickingen, der Hutten und Reuchlin, der Erasmus von Rotterdam und Melanchton, der Albrecht Dürer und Lukas von Leyden glänzten. Es waren die Zeiten einer allgemeinen Reformation in Kirche und Staat.

Von dieser großen Seite des deutschen Charakters haben sich noch lange einige Hauptzüge in der Schweiz und Holland erhalten. Fromm und bieder, tapfer und verständig, treu und redlich haben hier einfältige Hirten, dort arme Heringsfischer Republiken gestiftet, und standhaft behauptet, welche an Freyheit, Muth und Reichthümern jene der Griechen und Römer zu übertreffen schienen. Doch diese Hauptzüge sind in dem eigentlichen Deutschland ganz unkenntlich geworden. Religionshaß, Egoismus, auswärtige Sitten und Verbindungen haben den Deutschen zu einem anscheinenden Kosmopoliten gemacht. Der Hauptzug des deutschen Charakters wurde endlich der, daß er gar keinen mehr hatte.

Panno:

Pannonien, oder das Hungarnreich.

Die Reiche und Nationen, oder vielmehr ihre Verfassungen, welche wir bisher schilderten, sind rein germanischen Ursprungs. Hinter sie, und besonders gegen Asien hinaus haben sich aber noch andere Völker niedergelassen, welche zwar nach der Hand auch in den allgemeinen europäischen Völkerbund aufgenommen wurden, aber anfänglich nicht dazu gehörten: nämlich die Hungarn, die Polen, die Wenden und die Türken.

Während der großen Völkerwanderung haben sich einige Slavische Völkerstämme, vermuthlich Ueberbleibsel des Attilaischen Zugs, an der Donau in dem ehemaligen Pannonien festgesetzt, unter denen die Hungarn die mächtigsten und herrschenden wurden. Ohngefähr gegen das neunte Jahrhundert errichteten sie unter ihrem Herzoge Geisa einen Staat, welcher sein Gebiet schon weit über seine Nachbarn erstreckte. Sie wurden zwar von den deutschen Kaisern mehrmalen gedrängt, und mußten sogar an sie einen Tribut bezahlen; dabey setzte sich aber in ihren Herzen eine große Liebe zur Freyheit und Tapferkeit an, welche sich in der Zukunft nie in ihrem Charakter verläugnet hat.

Ihr erster König, der heilige Stephan, gab der Nation eine ordentliche Verfassung. Er theilte das Reich in Comitate oder Gespannschaften mit einer regelmäßigen Verwaltung ab. Er bildete den Reichstag (Comitia), wie in den übrigen europäisch-christlichen Staaten durch die drey Hauptstände, welche die Gesetzgebung ausübten, und deren Vorstand hernach der Palatinus wurde. Er führte eine ordentliche Justizpflege ein, und ordnete zum Kriege das allgemeine Aufgebot.

So organisirt zeigte bald die ungarische Nation ihren großen edlen Charakter, welcher schon früher unter ihr angebildet wurde. Treu gegen ihre Könige, wenn sie die Gesetze verehrten, aber auch ihnen gefährlich, wenn sie Eingriffe in ihre Freyheiten wagten, haben sie tapfere Thaten im Felde und eine edle Großmuth in ihren Reichsversammlungen an Tag gelegt. Sie waren *lange* der Schild des gesammten Europens gegen die heranstürzenden Türken, und noch in neuern Zeiten haben sie unter Maria Theresia glänzende Beyspiele gegeben, daß sie mit eben so viel Muth ihre eigenen Rechte, als die Rechte ihrer Könige vertheidigen konnten, wenn selbe angefochten wurden.

Sarmatien, oder das Polenreich.

Neben und mit den Ungarn eiferten zu der Zeit die Polen. Diese Nation trat schon zu Karls des Großen Zeiten unter den europäischen Reichen als ein selbstständiger Staat auf. Piast, ein Ackersmann aus dem Flecken Kruswick, wurde im Jahr 840 als ihr erster Herzog erwählt. Von ihm nannten sich die künftigen Regenten aus seinem Hause die Piasten. Das Reich war bald über Groß- und Kleinpolen, Schlesien, Masuren, Pommern, die Neu- und Uckermark und Preußen ausgebreitet, und in mehrere Woiwodschaften oder Provinzen abgetheilt, deren Häupter größtentheils die Nation repräsentirten.

Die häufigen Kriege mit den deutschen Kaisern, noch mehr aber die einzelnen Theilungen, welche unter der Piastischen Familie vorgegangen waren, schwächten anfänglich das Reich, und erhoben die Macht der Woiwoden und des großen Adels; aber unter Kasimir III.

schien es zu einer eigenen Größe heraufzusteigen. Dieser König schlug die Russen, die deutschen Ritter in Preußen, und den Herzog von Masuren. Er vereinigte Rothreußen mit der Krone, und gab dem Reiche Gesetze, Gerichte, Polizey, Vestungen und Städte. Es bildete sich allbereits eine ständische Verfassung mit einer eingeschränkten Monarchie, wie in dem übrigen Europa. Sie war im Kriege durch das allgemeine Aufgebot zugleich eine Pospolite oder ein Heerbann.

Durch die Heyrath der Prinzessin Hedwig mit Jagello, dem Großherzoge von Lithauen, wurde auch dieses Land mit Polen verbunden. Ihre Nachfolger erweiterten die polnische Macht gegen Rußland, Ungarn und die Türken; und nie hat die Nation einen glänzendern Zeitpunkt gehabt. Allein nun wurde den Ständen das Wahlrecht ihrer Könige zugestanden, welches der Grund so vieler bürgerlichen Kriege und der künftigen Schwäche des Reichs war. Die Thronfolge aus verschiedenen Fürstenhäusern erstickte den Gemeingeist, welcher bisher die Nation belebt hatte; der erwählte König mußte bey seiner Thronbesteigung dem Adel immer größere Privilegien zugestehen, die Gesetze blieben ohne Kraft, der Staat ohne Vereinigung, das Reich ohne Armeen. Polens Macht sank täglich mehr herab, indessen jene seiner Nachbarn mit Riesenschritten heranwuchs.

Grácien, oder das Türkenreich.

Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts und während den Kreuzzügen kam von Asien her ein Volk, kühn in Unternehmungen, glücklich in der Ausführung und begeistert von einer Religion, welche die Erde an den Himmel bindet. Gleich bey seinen ersten Anfällen

zerstörte es den alten Kaiserthron zu Konstantinopel, durchbrach die Grenzen, welche bisher den Orient von dem Occident schieden, fiel zuerst auf die Hungarn, und drohte endlich auch den zweyten christlichen Kaiserthron in Wien einzustürzen: Die Türken.

Viele Jahre hindurch haben Hungarn, Polen, Deutsche und Russen vergebens gegen es gestritten; die ganze Christenheit schien neue Kreuzheere aufbieten zu müssen, um seinen Anfällen zu widerstehen; allein sein Reich hatte, wie alle asiatisch-despotische Reiche, eine eben so schnelle Tendenz zur Größe, wie zum Verfall. Babylonien, Persien, das Parthische Reich, die Reiche der Araber und der Mogoln, und so auch das türkische glänzen in der Geschichte wie vorübergehende Lufterscheinungen. Sie schrecken eine Zeitlang und verschwinden wieder. Unter Amurath, Bajazet und Soliman machte die osmanische Pforte die ganze Christenheit erzittern, und nun wird sie nur noch durch die Eifersucht der europäischen Mächte erhalten. Indessen zeichnen sich die Türken sowohl im Glücke als Unglücke durch einen Muth und eine religiöse Treue aus, welche auch den gebildetsten Europäern und Christen Ehre macht.

Skythien, oder das Russenreich.

Hinter allen den europäischen Reichen und Nationen liegt Rußland. Es streckte seine beyden mächtigen Arme schon unter Wlodimir über Europa und Asien aus, und verband mit dem kriegerischen Muthe der Germanier den strengen Despotismus der Orientaler. Das ganze Mittelalter hindurch war es kaum von den Europäern erkannt; aber es trug eine verborgene Kraft in sich, welche durch Peter den Großen entwickelt, ganz

Europa fürchterlich werden sollte. Dieser Fürst gab ihm europäische Gesetze, Künste, Sitten; und nun steht es mit Frankreich auf dem Punkte, entweder Europa zu theilen, oder ihm Gesetze zu geben.

Sechstes Kapitel.

Die europäische Republik.

Alle die europäischen Reiche und Nationen machten ein großes Völkersystem aus, was durch den Geist von einerley Sitten und Politik getrieben, zu einer allgemeinen Republik verbunden war. Schon unter der Hierarchie sind die ersten Fäden zu diesem Bunde geflochten worden; aber da schwankte alles noch zwischen den Bannstrahlen des Pabstes oder dem Schwerdte des Kaisers. Durch den Hanseebund, die Entdeckung von Amerika und die Reformation wurde die Freyheit und Selbstständigkeit der Nationen erhoben, ohne das allgemeine Band zu trennen, was die Reiche und Staaten zusammenhielt; und obwohl der Plan Heinrichs IV. und des Abts St. Pierre, ganz Europa zu einer förmlichen Rèpublik zu organisiren, nicht zu Stande kam, so versammelte sich doch an einem jeden beträchtlichen Hofe durch die Gesandten eine Art von Amphiktyonengericht, welches als die Repräsentation aller europäischen Völker angesehen werden konnte.

Freylich traten statt der ehemaligen heiligen Grundsätze der Religiosität nun jene einer eigennützigen Politik unter die Völker der Christenheit, und die Treue, welche man zuvor öffentlichen Verträgen schuldig zu seyn glaubte, gieng nun zu den Ungläubigen, den Türken, über; dafür erhielt aber das Völkerrecht eine massivere Stütze, das Interesse, la raison d'état. Ich werde in den folgenden

Darstellungen die Hauptartikel der Friedensschlüsse anführen, worauf sonst das neuere Völkerrecht beruhte; hier sollen nur die Maximen bemerkt werden.

Die völkerrechtlichen Verhältnisse und Gegenbündnisse, welche man in der Staatskunst das politische Gleichgewicht nannte, bestunden schon in der alten Welt. So wissen wir, daß sich in den ältesten Zeiten die asiatischen Völker gegen die mächtigen Assyrier und Perser, die Griechen gegen eben dieselben, und die italiänischen Staaten gegen Rom verbunden haben. Im Mittelalter beruhete das Gleichgewicht zwischen der geistlichen Macht der Päbste und der weltlichen der Kaiser. Aber seine wahren Grundsätze sind zuerst während den Kriegen, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Italien geführt wurden, entwickelt worden. Die Staaten dieser gebildeten Halbinsel bekriegten einander mit Bitterkeit und Anstrengung; da aber keiner mächtig genug war, seine Nachbarn zu überwältigen, lockten sie selbst größere Mächte, den Kaiser und Frankreich, Spanien und die Türken herbey, um ihrem Kampfe Unterstützung zu geben.

Eine so vorzüglich einwirkende fremde Macht führte auch entscheidende Schläge herbey. Zweymal schien Frankreich und zweymal Spanien Herr von Italien zu werden. Die kleineren Staaten konnten sich durch kein ander Mittel retten, als eben die Hülfe leistenden größeren Mächte gegeneinander aufzubringen, und so wurden allbereits die Künste und Maximen, welche sie anfänglich nur unter sich zu gebrauchen gewohnt waren, nun Staatsgrundsätze für ganz Europa. Es wurde nämlich unter den europäischen Völkern angenommen: keines unter ihnen so mächtig werden zu lassen, daß man ihm ferner nicht mehr widerstehen

könne; diesem zufolge hat man unter den Staaten ein gewisses Gleichgewicht von Macht statuirt, und in allen damals bestehenden und künftig noch erwirkten Friedensschlüssen darauf Rücksicht genommen. Nach diesen Maximen und Friedensschlüssen war der Reichthum und die Macht von Europa unter größere, aber wenige, und unter kleinere, aber mehrere Staaten gleich vertheilt.

Wenn nun die Masse von Macht der erstern Staaten größer oder schwerer gewesen wäre, als die der letztern; so konnten jene durch Herrschsucht oder ein anscheinendes Interesse einmal bewogen werden, gegen diese in ein Bündniß zu treten, um sie zu zerstückeln oder zu verschlingen. Es mußten also der mächtigern Staaten wenige, der mindermächtigen aber viele seyn, damit die Masse von Macht der letztern mit jener der erstern noch immer im Gleichgewicht stünde.

Wenn alle Staaten in gleicher Stärke gegeneinander gestanden hätten; so würde die Achtsamkeit einzelner derselben auf Verhandlungen und Kriege, so sie unmittelbar nichts angiengen, nicht gespannt genug gewesen seyn. Es war also nöthig, daß es in Europa mindermächtige Staaten gab, deren Interesse es erforderte, bey einer jeden Vergrößerung der Mächtigern Lärmen zu blasen.

Wenn gleich mächtige Staaten sich gegen einen dritten verbinden; so können die Vortheile, so sie aus dieser Verbindung ziehen, so gleich seyn, daß sie immer gewinnen, und niemals verlieren. Dieß kann der Fall aber nicht bey mächtigern und mindermächtigern seyn, weil der mindermächtige in der Theilung der Vortheile mit dem Mächtigen doch immer zu kurz kommt, oder doch niemals dadurch seine Schwäche gegen den Mächtigern verliert. Solche einseitige Verbindungen unter den europäischen Staaten waren also nicht so leicht zu befürchten.

Wenn es nur wenige, aber große und mächtige Monarchien giebt, so könnten deren Regenten einmal den Gedanken fassen, alle Volksfreyheiten zu unterdrücken. Es war also nothwendig, daß es in Europa Staaten gab, deren Interesse es erforderte, sich gegen die Mächtigen durch Erhaltung der Unabhängigkeit zu schützen.

Nach dem gemeinen Gange menschlicher Begebenheiten und Aeußerungen der Charaktere, ist es gewöhnlich, daß ein jeder Staat und Monarch sich zu vergrößern sucht, und folglich nur so lange gerecht ist, und auf die



Heiligkeit der Verträge hält, als er sich nicht mächtig genug fühlt, dieselben ungestraft brechen zu können. Wir werden daher finden, daß nur die mächtigern Staaten und Regenten ihre anscheinenden Ansprüche und Macht geltend zu machen suchten; denn die Mindermächtigern hatten keine Kraft zu Ungerechtigkeiten. Die Gerechtigkeit wurde demnach durch die mindermächtigern Staaten Europens länger erhalten, weil es deren Interesse erforderte, gerecht zu seyn.

Wenn die mindermächtigen Staaten zu zerstückt und in zu viele kleine Länder abgetheilt gewesen wären; so konnte leicht der Fall eintreten, daß ein oder der andere dieser vielen kleinern Staaten aus falscher Politik oder Rache, oder Eitelkeit, oder wegen sonst einem kleinen anscheinenden Vortheile zu falschen, ihm und Andern nachtheiligen Schritten verleitet worden wäre; zum andern wären durch eine zu große Vertheilung einer beträchtlichen Macht die Kräfte der Mindermächtigern gegen die Mächtigern nicht gedrängt genug gewesen. Es war also nöthig, daß unter den Mindermächtigern etliche waren, welche auf dem Theater Europens eine noch zu wichtige Rolle gespielt hatten und noch spielen konnten, als daß dergleichen Schritte falscher Politik von ihnen zu befürchten; und deren vereinigte Macht auch noch zu beträchtlich war, als daß sie die Mächtigern in Ehrfurcht zu halten nicht im Stande gewesen wären.

Es war ferner den Maximen des Gleichgewichts gemäß, daß selbst die mächtigern Staaten entweder durch ungleiche Regierung oder Regenten, oder Kultur, oder Lage, nicht ganz miteinander im Gleichgewichte stunden. Dadurch wurde ihre Eifersucht erhalten, und die kleinern Staaten selbst durch mächtigere geschützt.

Europa bestund also aus zwey großen Massen; nämlich der Staaten vom ersten, und der Staaten vom zweyten Range. Beyde hielten eine so gleiche Schwere von Ländern, Reichthum, Bevölkerung und Macht unter sich vertheilt, daß sie zwar gegeneinander drücken, aber nicht einander unterdrücken konnten.

So waren die Maximen, Verfassungen und der Geist der europäischen Republik, als durch fürchterliche Stürme aus dem finstern Chaos des Mittelalters eine neue lichtere Welt hervortreten sollte.

